

Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv  
Nr. 21/2002

Gedruckt mit Unterstützung des Amtes der Tiroler Landesregierung (Kulturabteilung)  
und der Stadt Innsbruck (Kulturamt)



ISSN 1027-5649

Eigentümer und Verleger: Brenner-Forum und Forschungsinstitut Brenner-Archiv

Innsbruck 2003

Bestellungen sind zu richten an: Forschungsinstitut Brenner-Archiv  
Universität Innsbruck (Tel. 0512/507-4511)  
A-6020 Innsbruck, Josef-Hirn-Str. 5  
<http://brenner-archiv.uibk.ac.at/>

Druck: Steigerdruck, 6094 Axams, Lindenweg 37

Herausgeber: Johann Holzner und Eberhard Sauer  
Redaktion: Sabine Hofer Brigo und Eberhard Sauer  
Satz: Sabine Hofer Brigo  
Layout und Design: Christoph Wild

Nachdruck oder Vervielfältigung nur mit Genehmigung der Herausgeber gestattet

# Inhalt

Editorial	5
Laudatio	
Johann Holzner: <i>Der Preis der Landeshauptstadt Innsbruck für Literatur 2002. Vorstellung der Preisträger</i>	7
Texte	
Christoph W. Bauer: <i>Gedichte</i>	11
Bernhard Aichner: <i>20:00 – 4:00</i>	17
Sabine Eschgfäller: <i>Gedichte</i>	23
Aufsätze	
Wolfgang Wieser: „Mit dem Herzen zu denken“. <i>Eine Frage der semantischen Kompetenz?</i>	31
Wolfgang Hackl: <i>Erzählte Fremdheit. Zu Robert Musils Novelle „Grigia“</i>	39
Silvano Zucal: „Der Brenner“ (1910–1954). <i>Eine Zeitschrift inmitten des theologischen Wirrwarrs</i>	51
Doris Hilpold: <i>Südtiroler Literatur aus post-kolonialer Perspektive</i>	77
Michael Klein: <i>Literaturkritik und Literaturwissenschaft. Abermaliges Plädoyer für ein komplementäres Verständnis der beiden Institutionen aus gegebenem Anlass</i>	89
Wolfgang Wiesmüller: <i>Die Kanondebatte im Spiegel der Printmedien, der Literaturwissenschaft und der universitären Lehre</i>	99
Aus dem Archiv	
Anton Unterkircher: <i>Josef Leitgeb und Friedrich Punt. Ein Nachlaßbericht</i>	115
Walter Methlagl: <i>Drei Briefe von Ferdinand Ebner an Erich Lechleitner</i>	125
Karin Dalla Torre-Pichler: <i>Zwei Briefe der Lyrikerin Maria Ditha Santifaller an Ludwig von Ficker</i>	137
Anton Unterkircher: „Ausgesetzt bleibt alles, was ich schreibe“. <i>Briefe von Carl Dallago an Otto Basil</i>	143
Sigurd Paul Scheichl: „Das Sterben einer Zeitschrift“. <i>Dokumente zum „Brenner“ aus dem New Yorker „Aufbau“. Mit einem unbekanntem Brief Ludwig von Fickers</i>	157

## Aus dem Literaturhaus

Erika Wimmer: <i>Japan im Herbst – Wagnis und Höhepunkt Oder: Spaziergänge mit Furui Yoshikichi</i>	163
Manfred Nikolussi: <i>Japan – das imaginierte Fremde: Mythos, Klischee, Projektion</i>	169
Renate Giacomuzzi: <i>Der transparente Blick: die österreichische Plakatserie „nach japan“</i>	177
Lisette Gebhardt: <i>Furui Yoshikichi und der heilige Mann vom Totenfeld. Eine imaginäre Ethnographie</i>	183

## Notizen

Boško Tomašević: <i>Paul Celan in Mühlau (Am Grabe Georg Trakls)</i>	187
Eberhard Saueremann: <i>Trakl-Bibliographie</i>	189
Martin Lindner: <i>Schreiben über Schweigen</i>	190

Rezensionen und Buchzugänge	193
-----------------------------	-----

Bericht des Institutsvorstands	209
--------------------------------	-----

Neuerscheinungen	213
------------------	-----

## Editorial

Der Preis der Landeshauptstadt Innsbruck für künstlerisches Schaffen ist zuletzt, im Dezember 2002, in der Sparte Literatur vergeben worden. Wenn wir Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, diesmal zuallererst die Preisträgerinnen und Preisträger kurz vorstellen und in dieser Nummer der *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* auch einige der ausgezeichneten Texte präsentieren, neue Gedichte von Christoph W. Bauer und eine bisher noch nicht veröffentlichte Geschichte von Bernhard Aichner, dann wollen wir damit auch die Bedeutung dieses Preises würdigen: In einer Phase, in der allerorten renommierte Verlagshäuser verscherbelt, Lektorinnen und Lektoren entlassen und die Feuilleton-Seiten der Tages- und Wochenzeitungen rigoros zusammengestrichen werden, sind die Bemühungen der Stadt Innsbruck, gegen den Strom zu steuern und sich mehr als früher für die Förderung der Literatur und des literarischen Lebens einzusetzen, nicht hoch genug einzuschätzen.

Wir stellen Ihnen weiters eine junge Autorin vor, die bisher im heimischen Literaturbetrieb noch kaum aufgefallen ist: Sabine Eschgfäller. Sie ist 1976 in Meran geboren, hat dort das Humanistische Gymnasium Beda Weber absolviert, anschließend in Innsbruck Geschichte und Deutsche Philologie studiert, und arbeitet seit Herbst 2001 als Österreich-Lektorin an der Mährischen Arbeitsstelle für deutschsprachige Literatur, an der Universität in Olomouc/Olmütz.

Zum Japan-Schwerpunkt, der im Jahr 2002 in Tirol eine Reihe von Veranstaltern zusammengeführt hat, hat auch unser Literaturhaus einiges beigetragen. Sie finden deshalb in dieser Nummer einen kurzen Rückblick auf „Japan im Herbst“.

Auf Neues, hierzulande noch nicht Vertrautes, gleichwohl auch für unser kulturelles Feld Wesentliches hinzuweisen, ist eines unserer Anliegen. Ein anderes, das Bekannte, scheinbar Vertraute, neu zu beleuchten. Unter diesem Gesichtspunkt dürften dieses Mal vor allem die Beiträge von Doris Hilpold (Auszüge aus ihrer Diplomarbeit), Wolfgang Wieser (Universität Innsbruck, Institut für Zoologie und Limnologie) und Silvano Zucal (Università di Trento, Dipartimento di Scienze Filologiche e Storiche) für Zündstoff sorgen.

Über Reaktionen, auch kritische, versteht sich, würden wir uns weiterhin freuen. Dass die Rückmeldungen auf unsere letzte Nummer inzwischen bereits eine ansehnliche Mappe füllen, das verdanken und dafür danken wir in erster Linie Michael Guttenbrunner.

A handwritten signature in black ink, reading "Joh Holzner". The signature is written in a cursive, slightly slanted style.



# Der Preis der Landeshauptstadt Innsbruck für Literatur 2002

## Vorstellung der Preisträger

von Johann Holzner (Innsbruck)

Die unförmige Schachtel, die eines Tages, mitten im Sommer des Jahres 2002, in meinem Arbeitszimmer im Brenner-Archiv abgestellt worden ist und die mir eine Zeitlang den Weg nach allen Seiten hin versperrt hat, war ursprünglich für Bananen aus Ecuador bestimmt; aber sie enthielt Literatur, Literatur aus Tirol. Gedichte, dramatische Dichtungen, Erzählungen, Romane, und zwar 86 Pakete; und: den Transport der Bananen hat sie mühelos ausgehalten, unter der Last der Literatur ist sie jedoch zusammengebrochen.

Auch die Jury hatte es also zunächst einmal nicht ganz leicht. Sie hatte es vor allem nicht ganz leicht aus drei Gründen.

1) Sie war an den Beschluss des Stadtsenates gebunden, den Preis der Landeshauptstadt Innsbruck für Literatur auf die Teilgebiete Lyrik, Dramatische Dichtung, Erzählende Dichtung aufzuteilen. Schon die Autorinnen und Autoren hatten sich dieser Vorgabe unterwerfen müssen, einer Vorgabe, die wichtige Genres (z. B. die Essayistik) ausschloss und auf ganz neue künstlerische Entwicklungen (z. B. die Dichtung im Netz) noch nicht Bedacht nahm; freilich, die Jury hätte die Gattungsgrenzen bestimmt ausgeweitet, wären da aus der aus allen Fugen geratenen Schachtel einschlägige Werke zum Vorschein gekommen. Weil keine zum Vorschein kamen, konnte sich die Jury (diesmal noch) auf die Räume der klassischen Gattungs-Trias beschränken.

2) Eine weitere Schwierigkeit war, dass die eingereichten Arbeiten, Arbeiten aus den letzten fünf Jahren (der Preis der Landeshauptstadt Innsbruck für künstlerisches Schaffen wird im Abstand von fünf Jahren der Literatur gewidmet), zwar anonym, nur mit einem Kennwort versehen, in die Schachtel gepackt wurden, aber vielfach den Jurorinnen und Juroren, die allesamt auch in den letzten fünf Jahren das literarische Geschehen in Tirol aufmerksam beobachtet haben, wie alte Bekannte entgegen fielen. Ein Titel wie *Ludwigs Zimmer*: Wir benötigten kein Kennwort mehr, wir alle hatten den Roman Alois Hotschnigs längst schon gelesen. – Aber ich denke, ich darf auch in diesem Punkt im Namen der gesamten Jury sprechen: Wir haben uns bemüht, uns Unbekanntes mit derselben Aufmerksamkeit zu studieren und zu besprechen wie das lange schon Vertraute.

3) Eine dritte Schwierigkeit lag schließlich darin, dass der Ausschreibungstext für jede Rubrik die Ausschüttung von drei Preisen versprochen hatte. Auf dem Gebiet der Literatur aber ist derartiges Gewichten nicht immer sinnvoll.

Die Jury hat jedenfalls befunden, dass im Bereich der Lyrik dieses Mal zwei Einsendungen gleichrangig waren, beide in höchstem Maße Zeugnisse einer (im doppelten Sinn des Wortes) eigensinnigen Sprachartistik, und so haben wir also zwei erste Preise vergeben: an Barbara Hundegger und an Christoph W. Bauer. Andererseits haben wir in den Bereichen der dramatischen und der erzählenden Dichtung den dritten

Preis jeweils gestrichen. Dabei war es keineswegs so, dass da ganz und gar nichts mehr Diskussionswürdiges in der Schachtel zu entdecken gewesen wäre. Ganz im Gegenteil: Es ist noch einiges wert aufgehoben, auch publiziert zu werden. Indessen: Das eine bedarf noch einer Korrektur durch ein kritisches Lektorat; das andere könnte noch gekürzt werden, ohne dabei Einbußen zu erleiden. Am dritten ist noch zu feilen, um eine Kohärenz der Erzählungsstrategie oder der Dramaturgie zu erzielen. Kurz: Noch Unfertiges auszuzeichnen, dazu hat sich die Jury nicht durchringen können, und dazu wollten wir uns auch nicht durchringen. Gilt es doch, die Bedeutung der Preise keinesfalls zu beschädigen, sondern vielmehr zu unterstreichen, im Interesse der Preisträger und der Reputation des Preises selbst.

Die Jury hatte es also, zusammenfassend, nicht ganz leicht. Aber sie hatte es auch nicht sonderlich schwer. Ebenfalls aus drei Gründen. Es gab im Bereich der Lyrik, im Bereich der Dramatischen Dichtung und im Bereich der Erzählenden Dichtung nämlich jeweils Arbeiten, über deren Qualität ein Streit gar nicht erst aufkommen konnte.

### Im Bereich der Lyrik

Die Gedichte von Barbara Hundegger, vor allem der Zyklus *familienalbum* und der Zyklus *inferno: höllen*, diese Gedichte sind artistische Kunstwerke; artistisch aber nie um der Artistik willen, sondern aus der Überlegung heraus, dass durch neuartige Verknüpfungen lexikalischer Mittel in höchst komprimierten und kondensierten Versen eine Für-Sprache gefunden werden könnte: noch immer, für Vergewaltigte, für vom Fortschritt Vergessene, für Menschen, die in der Sprache der Macht längst nicht mehr wahrgenommen werden, nie wahrgenommen worden sind. Es sind artistische Gedichte und dennoch politische, politische und dennoch außerordentlich kunstvolle.

Kunstvoll, das ist seit längerem kein Geheimnis, sind auch die Gedichte von Christoph W. Bauer. Abwendungen von ‚Fließband‘-Wendungen, hartnäckige Versuche, unter dem Vorzeichen permanenter Selbstkritik (wie sie vor allem in den poetologischen Texten Bauers offen zu Tage tritt) immer wieder sich selbst wie den Leserinnen und Lesern die Augen zu öffnen, um schärfer zu sehen, was zu sehen ist, es anders zu sehen als gewohnt und schließlich auch anderes zu sehen als das, was gemeinhin zu sehen ist.

Hans Augustin, der dritte Preisträger im Bereich der Lyrik, hat ebenfalls in den letzten Jahren wiederholt durch seine Gedichte unseren Seh-Sinn zu schärfen versucht: namentlich durch Gedichte, die sich mit einigen wenigen Andeutungen begnügen, und doch zugleich große semantische Leerflächen eröffnen, die aufzufüllen Hans Augustin uns überlässt: „Das Kind / vor dem Rechenbuch // die einfachen Beispiele / für ein kompliziertes Leben“.

### Im Bereich der Dramatischen Dichtung

geht diesmal der erste Preis an das Hörspiel *Versäumte Rituale* von Irene Prugger, ein Spiel, das mit wenigen Figuren sein Auslangen findet und dennoch einen gewaltigen Bogen, einen fesselnden Nachdenk-Bogen schlägt von den Geräuschen und Ritualen der Wildnis bis hin zu den Regelungen, Denk- und Sprech-Regelungen einer Zivilisation,

in der sich am Ende kein Mensch mehr dazu herablässt, „den Rhythmus seines Herzens [...] dem Rhythmus eines anderen Herzens“ anzupassen: „schließlich sind wir freie Menschen, / und keine Galeerensklaven, / keine Leibeigenen, die nach dem Takt / eines fremden Trommelschlages parieren,“ heißt es am Ende.

Der zweite Preis geht an das Drama *Olympe oder Die letzten Worte* von Erika Wimmer, ein Theaterstück, das zwei zeitgenössische Frauenfiguren in eine Ausnahmesituation hinein- und zusammenführt und sie gleichzeitig konfrontiert mit den Lebensläufen zweier historischer Frauenfiguren, um durch derartige Zusammenstöße die Figuren wie das Publikum herauszufordern, aus der Vielfalt großer Gesten und dem Stimmengewirr großer Worte (da ist viel von Liebe, von Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit die Rede), den ganzen Ballast heraus zu holen, der diese Gesten und Worte in der Regel überdeckt, und doch nicht ganz die Zuversicht aufzugeben, dass einmal...

Ich breche ab. Denn auch das Stück bricht unvermittelt ab.

### Im Bereich der Erzählenden Dichtung

geht der erste Preis an einen Roman, der nicht nur durch eine spannungsreiche Komposition besticht und durch eine Sprache, die vom ersten bis zum letzten Satz die Leserin / den Leser nicht mehr loslässt (so wie die Hauptfigur mehr und mehr in die Geschichte hineingerät, so sieht sich auch der Leser bald gefangen, als wäre es auch an ihm, seinen Ort, seine ‚Heimat‘ zu suchen) – geht also der erste Preis an ein Buch, dessen Erzählstrategie den Leser dazu verführt, nicht nur fiktive Figuren, vielmehr auch sich selbst, die eigenen Denk- und Verhaltensweisen mit Argusaugen zu betrachten: an *Ludwigs Zimmer* von Alois Hotschnig; während mit dem zweiten Preis fünf kleine Texte herausgehoben und ausgezeichnet werden sollten, unheimlich dichte Texte, die zum Teil ungemein bedrückende Konstellationen vorführen, dabei jedes Moralisieren, auch wo es sich geradezu mächtig aufdrängt, rigoros aussparen, und dennoch, gerade durch solches, ein sezierendes Verfahren, sichtbar machen, was als bedrückend empfunden werden sollte, was ist, was bleibt, was demgegenüber aber alles auch sein könnte. Fünf thematisch und erzähltechnisch sehr unterschiedliche Texte und dennoch eine bereits unverwechselbare Stimme, die Stimme von Bernhard Aichner.

*vorgetragen am 4.12.2002 im Kulturamt der Stadt Innsbruck (im Stadtturm)*



Christoph W. Bauer  
Gedichte

## entzwei und entdrei

entzwei und entdrei in sätzen wohnt niemand ist du  
sie wie er ein blaupausen odysseus der den augen die  
nordkette nach feuerland dreht gleich entvier und ent  
fünf biographien rotieren auf den spindeln der neugier  
gehen grenzen über die klinge schwätzt einer sich um  
ich und kragen für ein gesicht sind viele in einem pro  
nomen gestrandet unterm scheffel der reden abgestellt  
brodems stämmige beine dem licht in den lauf entsechs  
ja enttausend vor allem entstolpert mutieren gedanken  
zu zügen fährst du dir aus der haut im estrella del norte  
richtung buenos aires indes niemand dir in den lungen  
höfen haust im stau innsbruck auswärts anbandelnde  
silben euren atem ineinander gelehnt und wer zieht  
jetzt vernunft aus der scheide wessen blick führt euch  
ins messer schneidet ein präsens *entzwei und entdrei*

## santa maria

ein morgen wie aus dem aug des kolumbus gepellt  
zehn grad juni und vorwärts in die faunischen fänge  
der wärme wölben sich in ihren koordinaten kuppeln  
aus licht strassenzüge entlang von nachthochwettern  
lackierte autodächer fädeln kompassnadeln begriffe  
ins ausserhalb gepolter reden entlassen aus dem alles  
schon gesehen längengrad ans ruder der *santa maria*  
die heute innsbruck dir heisst und hofgarten später  
liest dich ins bordbuch deiner vorstellung ein land  
und ein anderes siedelt in jedem augenaufschlag ein  
amerika in rahmig gequirldem geblüh ins uferlose  
gelehnt zwischen büschen rabatten benachbarten  
alphabeten schreiben parkbänke sich in entfernte  
wälder in einer soeben erst in dir entdeckten schrift

## äpfel & birnen

zwitschernder morgen die bäume singen der föhn geigt  
phantasien in die büsche findet überall staub sich  
aus ihm zu machen und wendet den uhren das blatt  
nach denen sie läuft die glieder gegossen zu klöppeln  
im stirnrad der pflichten moduliert sie sich aus dem  
dickicht aufgefächerter gesten mit denen sie die tage  
bezwingt staubsaugend einkaufend äpfel & birnen wie  
anderes licht pflückt sie stimmen aus dem erinnern in  
übermütigen schüben ganz plötzlich saftige lieder  
in pffirsichen fabulierender kinder sommer im mund

### eine brise west

kaum heimgefunden in unterbelichtete dörfer und  
felder geschmissen in novemberposen montiert einer  
am fließband seiner sprache sich abschiedsformeln  
in den mund bis eine brise west ihm übern gaumen  
streicht vokabeln mit prärien verkabelt entlang der  
liftspannungsseile auf allen vieren gekrochen mit  
pfeil und bogen unterwegs der begehbaren erde neue  
fährten abzulesen die bleichgesichtige herkunft mit  
fremden federn kaschiert blieb er blinder passagier  
im bahnnetz anderer augen doch wohin ihn deren  
zugkraft auch trieb stets fuhr ein glasscherbenviertel  
in seinem windschatten schleicht er noch heute in  
den spruchbändern der nacht manchmal hinauf in  
staubbeleuchtete speicher voll schachteln durch  
brochen von weichen grünerer tage marke märklin

& vers eins & zwei

ohne pathos läuft gar nichts nicht das kleinste gedicht  
vorm abgang der tage in die schneekeller des jahres  
als wäre auch der winter nur eine erfahrung in sprache  
ein palimpsest in den buckel der sommer geschrieben in  
frostigen zeichen aus schädeln gekippt um der kälte  
zumindest einen sinn zu geben die so unverdrossen an  
die klippen der gebirgszüge klatscht wind geschliffne  
traversen zur weissglut treibend bis ins dräuende echo  
der worte gischt sich über dörfern kräuselt der himmel  
eine lawine in lidschlägen losgetreten nordsterne stranden  
in der atemgeographie & vers ein & zwei wenn also ein  
blick hinausschneit ins offene schauen und kein ufer

**b**ernhard aichner  
20:00 – 4:00

der kopf ist schwer. sie sitzt in der ecke am boden. die augen sind geschlossen. der mund offen. die musik laut. ihre beine sind angezogen. von den armen gehalten. in der ecke vor dem eingang zur toilette sitzt sie. an ihr vorbei füsse und schuhe wenn sie die augen öffnet. und dann wieder der kopf auf dem knie. und die augen gehen zu. weil alles so laut ist.

und zu viele bilder. nur noch schlafen. in dem kleinen kinderzimmer bis wieder tag ist. und im kopf alles still. und das nachthemd hinter der tür. und die sterne die sie auf die decke geklebt hat. und wie das licht von der laterne draussen leicht im zimmer liegt. und in der wand hört sie die spülung manchmal. sonst ist es still. und dann kommt der tag. und die laterne geht aus. und sie liegt in dem kleinen bett. und zieht die decke über den kopf.

am boden in der bar reibt sie die beine aneinander. weil etwas juckt unten. und ihr kopf schwer ist. und voll. und sie nicht aufstehen kann. und so weit ist sie von ihrem bett. so weit können diese beine nicht. weil ihre beine allein sind. allein getanzt. und getrunken. die haare im gesicht. und der schweiß klebt auf der haut. und wie sie an der bar sitzt und ihr mund voll wird immer wieder. und ihr kopf schwer. und wie der schweiß kalt wird. und sich alles dreht. und es aus ihrem mund kommt. und sie aus der toilette kriecht und sitzen bleibt in der ecke am boden. mit angezogenen beinen. und ihre wange seitlich schwach auf der schulter. und wie es riecht. wie ihre hose nass ist. und stinkt. wie kleine klumpen hart werden je länger sie sitzt. und wie sie die augen wieder zumacht. und sie die schritte hört neben sich. und die musik. und wie sie reden. und ihr atem schwer ist. und sie sich nicht bewegen kann. nicht bewegen. nur sitzen. und die augen zu.

und wieder denkt sie an das bett in dem kleinen zimmer. und wie die laterne hell ist draussen. wie es tag wird und das kleine nachthemd hinter der tür. und wie sie aufwacht. und sich die augen reibt und zur tür geht. in die küche. und der cafe in ihrer hand ist. und der blick auf der tischdecke mit den gelben blumen. und das holz wie es furchen hat und löcher. und auch sonst alles wie holz ist.

in der bar am boden. und wie es stinkt in ihrer nase. aber sie riecht nur schwer. es wird weniger mit der zeit. bis das licht angeht und die musik aus ist in der bar. und sie hinaus muss. auf die strasse. weil sie hier nicht bleiben kann. und sie sich hochzieht und zur tür wankt. sich die haare aus der stirn nimmt. und auf dem parkplatz steht und sich den bauch hält. weil er weh tut jetzt. und es kalt ist. und sie nicht weiss wie sie in ihr zimmer kommt. in die andere stadt. mit dem flugzeug zurück. aber da ist kein flugzeug auf dem parkplatz. und auch kein bett und keine küche. und nichts das nach holz riecht. und dann kommt einer und nimmt sie mit auf den rücksitz in sein auto.

seit drei jahren sitzt sie hier und hebt ihr glas. und wartet auf dem parkplatz. und schwitzt und entleert sich auf der toilette. und sitzt in der ecke und redet sich wund manchmal. und bemalt ihre lippen. und sie träumt von dem kleinen bett. und dass alles nach holz riecht. nach sonst nichts. jeden abend riecht es nach holz in ihrem kopf. und jeden abend geht das licht aus. und jeden abend setzt sie sich nieder und wartet bis das licht aus geht. und immer wieder geht es aus das licht. und sie hört wie sie lachen neben

ihr. wie sie redet mit irgendwem. über etwas das weit weg ist an jedem abend. wie sie auf dem hocker sitzt. und ihre lippen rot sind. und ihr mund sich füllt. und der mann hinter der bar ihre hand berührt. und wie sie ihn anschaut. und das glas hebt mit festen lippen. oder sie einfach nur tanzt bis sie umfällt.

sie hatte eine tochter. bis vor drei jahren. die tochter ist unter einem auto gestorben. ein unfall. seitdem geht sie in die bar jeden abend. seit drei jahren mit roten lippen. und sie weiß was sie tut. sie will es so. und nichts tut ihr leid. egal wie lange es dauert. bis der mund voll ist. und dann das licht ausgeht. weil sie feiert. weil das schöner ist als weinen. weil es sonst nichts zu tun gibt. weil es so nicht weh tut. und sie noch ein glas bestellt. und die musik laut ist. damit sie nichts hört sonst.

sie hat ein zimmer in der hinterstadt. wo es keine laternen mehr gibt hinter dem fenster auf der strasse. keine küche in der es nach holz riecht. wenn sie durch die tür kommt am morgen müde. und ohne sich auszuziehen daliegt wie tot. und sich nichts mehr bewegt. bis zum abend. bis die lippen wieder rot werden. und sich ihr mund wieder füllt. schnell bevor es weh tut. und der mann hinter der bar ihr das glas füllt und wieder ihre hand berührt. wie sie ihn anschaut und trinkt.

sie ist sitzengeblieben. nach dem toteschmaus. nicht mehr aufgestanden. gefeiert bis heute. von der kirche in das gasthaus. mit den verwandten gegessen. die suppe geschlürft. weil es üblich ist. rindsuppe und wie sie still da sitzen und leise versuchen zu reden. auch wenn es wild aus dem gesicht in die suppe tropft. sie ist sitzen geblieben. nur der ort ist anders. ein anderes gasthaus. eine bar. eine andere stadt. ohne nachthemd. ohne erinnerung. wie sie durch die stille wohnung stolpert. wie sie betrunken in das kinderbett fällt. wie beide hände den kopf halten weil er so schwer ist. wie sie die spielsachen an die wand wirft. wie sie schreit und dann wie sie weint. weil die kleine zahnbürste immer noch neben ihrer im becher steht. und die zeichnungen am kühlschrank. und ein angebissener apfel am schreibtisch liegt. faul. wie er braun wird und vertrocknet. und wie sie aus der tür geht. und nicht zurückkommt. weil die bars länger offen sind in einer anderen stadt. und keine zahnbürste sie weinen macht.

kein holz das riecht. wie sie vor der toilette hockt am boden. und dann am parkplatz wie sie wartet ob einer in sie hinein will. irgendeiner. nackt. oder nur die hose unten. und wie sie dann da liegt und ein lied summt. und etwas in ihr sich bewegt. taub fast. und sie das geld in ihre hose steckt. und sich nicht mehr auszieht. zurück in der hinterstadt. auf ihrem bett wie tot bis zum abend.

das kleine nachthemd hinter der tür hat sie da gelassen. sie hat nach dem tod im kinderzimmer geschlafen. in dem kleinen bett. um sie noch einmal zu spüren. die laken nicht gewaschen. um die haut zu riechen. und es war leise in dem zimmer. nichts das wie früher war. keine stimme. und nichts das sich bewegte in der wohnung außer ihr. die spielsachen am boden. wie es war. bis es zu schwer wurde. und sie ging. aus dem zimmer. aus dem bett. weil der geruch von der haut verschwunden war. nur mehr ihr geruch in dem stoff. wie sie fotografien umarmt und doch nur papier in der hand hält.

wie sie den namen in das holz ritzt. wenn sie in der küche sitzt. mit einem messer. und der geruch von holz das einzige ist was bleibt. und sie stundenlang auf den tisch starrt. auf die buchstaben die sich auch nicht bewegen. nichts sagen. still sind. hart sind.

nach drei wochen ist sie gegangen. hat alles verkauft. auch den tisch. weil nichts mehr wichtig ist wenn es nicht mehr atmet. so wie sie da sitzt und ihr kopf schwer auf den knien liegt. wenn die augen geschlossen sind und nichts mehr wichtig ist. wie ein porzellanengel der hinunterfällt. oder eine kerze geht aus. oder eine tür geht zu. oder die spülung geht. und alles verschwindet in der muschel. mit erde zugeschaufelt. wie der kleine holzsarg verschwindet. wie blumen das holz berühren. dann erde. bis man nichts mehr sieht und sie schnaps bestellt nach der suppe. und sie trinkt. bis die flasche leer ist. wie sie hysterisch lacht und zu tanzen beginnt und die verwandten entsetzt den mund halten. sie anstarren. nichts sagen. nur wie sie stolpert und lachend liegen bleibt. dann wimmert. und dann aus dem gasthaus getragen wird. in einem auto am rücksitz zurück in die leere wohnung. in das kleine bett. den geruch suchen. und wie sie einschläft mit nassen augen weil es nur noch nach ihr riecht.

sie hat viel gelacht und getanzt. immer am abend hat sie vergessen. hat eine kerze ausgeblasen. eine tür zugeschlagen. gelacht. und keiner hat sie angestarrt. und sie heim gebracht. drei jahre getanzt. weil alle tanzen in dieser stadt. und keiner weiß es. sie weiß es auch nicht. sie tanzt. und trinkt. und fickt manchmal für geld. sonst nichts. weil nichts mehr wichtig ist. wenn sie sich blicke holt. sich anschleicht. mit ihrem arm die schulter eines mannes streift. und sagt dass er schön ist. wie sie reden will. sich anlehnen. wo es warm ist. sie spürt sich nicht. nur wie sie einen fremden anschaut. und wartet dass er sie umarmt. ihre tränen aufleckt. einfach nur da ist. aber da ist niemand. sie ist betrunken. und geht tanzen.

wie ihre arme durch die luft gehen. wie flugzeuge. bunte flugzeuge. ihre augen sind zu. da ist nur die musik. und wie die absätze ihrer schuhe den boden suchen. und die hände. wie der kopf kreist. ihre haare. die roten lippen. und wie sie ausrutscht. wie ihre augen aufgehen. und sie hart liegen bleibt. am boden. sich wieder hochzieht an einer fremden hand. und zur bar wankt. auf ihren hocker. zu ihrem glas. bis die musik ausgeht.

man duldet sie in der bar. sie ist wie ein stück einrichtung. ein hocker. ein lied das immer wieder kommt. die letzte die geht. wenn sie die böden wischen. sie ist die dancing queen. das steht unter einem foto hinter der bar. mit einem weißen stift in das bild gemalt. wie sie mit geschlossenen augen fliegt. die arme wie flügel. dancing queen. und der mann hinter der bar berührt wieder ihre hand. liebevoll fast. und sie nimmt ihr glas und schaut an ihm vorbei. auf das bild an der wand. und dann trinkt sie.

während das tages schläft sie. essen manchmal. wenn es schon weh tut. weil es so leer ist in ihr. dann im bad unter der dusche. vor dem spiegel. ihr gesicht fremd. leere augen. wie sie da steht und sich anstarrt. und nichts passiert. nur diese leeren augen. und die blauen ringe darunter, die sie bemalt mit brauner farbe. dann der lippenstift. und wie sie die haare kämmt. mit einer pinken bürste. eine stunde lang. und sich anschaut. und nichts sieht.

auf dem parkplatz in dem auto stinkt es. er verriegelt die türen. sie liegt am rücksitz. und wartet. alles dreht sich plötzlich. ihr kopf ist schwer. und sie sieht wie er seine hose nach unten schiebt. es stinkt. und sie spürt wie es wieder heraufkommt. wie es in ihren mund kommt. wie sie es nicht behalten kann. und wie es aus ihr herausspritzt. eine fontäne aus ihrem mund. auf den steifen schwanz vor ihr. und dann wie sie ihn schreien hört. wie er um sich schlägt. in ihr gesicht. in den bauch. wie er sie herumreisst. und ihr wieder in ihr gesicht schlägt. wie die tür aufgeht. und sie auf den asphalt fällt. dann der motor und wie sich das auto entfernt. und sie daliegt und weint. weil alles weh tut. weil endlich alles weh tut.

sie versucht sich aufzurichten. ihr bein ist gebrochen. in ihrem gesicht sind blaue flecken wenn sie in den spiegel schaut später. und blut auf der nase, das sie wegwischen im krankenhaus. es schmerzt wenn sie versucht zu stehen. zu gehen. und sie sitzen bleibt am parkplatz mitten in der nacht. allein mit tränen, die nicht aufhören zu rinnen. aus den augen. auf die strasse. und ihr mund schmeckt faul.

und dann berührt sie wieder diese hand. von hinten. über ihre schulter ein arm. eine leise stimme setzt sich neben sie. langsam. behutsam fast. sie kennt diese hand. es ist der mann hinter der bar. wie er ihr aufhilft. und sie ins krankenhaus bringt. ohne worte. und sie in seine schulter weint. sie sitzen am parkplatz und es weint heraus aus ihr. in seine schulter hinein. und nur wie er sie hält. weil er weiß warum.

er sieht sie seit drei jahren. wie sie tanzt und trinkt. wie sie versucht zu fliegen. dass etwas weh tut wenn er ihr glas füllt. und ihre hand streift. bitte nicht denkt er und berührt ihre hand. er schaut auf ihre lippen. fest zusammengepresst. weit weg. und wie sie wieder beginnt zu tanzen. und er ein foto macht. weil sie eine königin ist. er ist sich sicher.

ausgetanzt. ihr bein in gips. eine brille über den flecken. auch die rippen tun weh. sie liegt in seiner wohnung am sofa. er hat gewartet im krankenhaus. und hat sie mit zu sich genommen. ist neben ihr gesessen den ganzen tag. auch die nacht. und die nächsten tage. und wenn sie nach alkohol fragt macht er tee. sitzt neben ihr am sofa. umarmt sie. hält sie. und sie weint. seit tagen weint sie. zittert. klammert sich an ihn in der nacht.

am sofa liegt sie. den kopf in seinem schoß. sie weint und er streicht über ihre haare. egal wie lange es dauert. das spürt sie. und sie weiß dass es noch lange dauert. noch bäche voll. nur weinen. nichts reden. spüren dass sie nicht allein ist wenn sie aufwacht. und ihn in der küche hört. oder seine hand immer noch in ihren haaren.

es ist seine bar. er muss nicht arbeiten. also sitzt er neben ihr am sofa. kocht und ist einfach da. für die königin. nur für stunden lässt er sie allein. dann wieder neben ihr. sie halten. nichts erwarten. nur dieses gefühl, dass es schön ist wenn sie weint. wenn es herauskommt. egal was es ist. weil alles einen grund hat. und er sie einfach mag. sie anschauen. wie sich ihr gesicht entspannt. ihre lippen. wie alles weich wird. verletzlich. und er sie beschützt. und sie es zulässt. jetzt.

er hat ihr glas gefüllt jeden tag. jetzt macht er tee. und er verflucht das, was er tut jeden abend. in seiner bar. sie alle tanzen machen. vergessen machen. betrunken machen. tanzen machen. sie lachen machen. sie tanzen machen. weil es war nicht das erste mal.

dass jemand zerbricht auf einem hocker vor ihm. kaputt wird. auseinanderfällt. und er wie er die gläser füllt. und die musik lauter macht. und sich moral nicht leisten kann. lächerlich und naiv. und alles in ordnung ist wenn das licht angeht. und die bar leer wird. sie alle weg sind. und er den boden wischt und den kühlschrank füllt. und die tür versperrt. und dann in seinem bett liegt und an die frau mit den roten lippen denkt. wie sie kaputt wird jeden abend. und jeder auf sich schauen muss. wann schluss ist mit feiern. wann genug ist. und doch kann er nicht schlafen. nimmt schlaftabletten. und geht zur arbeit. seit jahren.

seit vier wochen sind sie nicht mehr in der bar. nicht tanzen. keine gläser füllen. ausgefeiert. und wie sie langsam beginnt zu reden. und er ihr zuhört. auf einer bank im wald. oder sie in der badewanne, das gipsbein hochgelegt. und er am boden auf den fliesen. wie es herauskommt aus ihr. dass da ein kind war. dass es tot ist. dass der geruch weg war. dass alles nur noch nach ihr roch. dass es so still war in ihrer wohnung. dass es tot ist. dass da ein kind war. ihr kind. und wie sie weint. laut manchmal. wie sie auf das wasser einschlägt mit ihren kleinen verhungerten händen. und aus der wanne springt. vergisst dass sie nackt ist. und trinken will. wie sie zittert und ihn anschreit. er soll etwas holen. er soll ihr glas füllen. und er nein sagt. und sie auf ihn einschlägt. auf seine brust mit harten fäusten. bis sie wieder still wird. in ihm zusammenbricht. ruhig wird. und nur noch die tränen über die wangen. auch über seine wangen. wie sie sich umarmen und weinen. für stunden. immer wieder. weil es schön ist wenn es herauskommt. auch aus ihm.

nach zwei monaten haben sie sich dann geküsst. das erste mal. nachdem sie im krankenhaus den gips zerschnitten. und sie nackt war. ihre finger in seinem gesicht über die haut. und wie ihre lippen aufgehen und ihre zunge in seinen mund stolpert. langsam. wie sie ineinander liegen. und sie leise lächelt. klein. aber ein lächeln.

so etwas wie glück in dieser nacht.  
bevor sie stirbt. weil das licht ausgeht. ausgetanzt.  
ausgekotzt stirbt sie. auf einem parkplatz erfroren.  
und die bar öffnet wieder. und die musik ist laut. und aus.

oder sie küssen sich immer noch.  
eigentlich egal.  
cheers!

Sabine Eschgfäller  
Gedichte

Ungezaehlt die kaefige unter  
der glaskuppel zwei  
frauen  
vor unfassbarer  
klarheit, in farben getaucht und in  
sonne und kreischen, die

voegel sind nicht frei und die  
frauen  
nicht weit vom ausgang  
dreht sich die stadt

daran kommst du nicht vorbei  
das pflaster ist anders  
dein herzschlag  
barock  
hoeher springt mein morgen  
dir zu, die gassen hinauf  
knickt ein  
im gewoelk  
und im gewoelbe meines herzens  
traegt sich die march  
mit den gedanken an herbstseen, daheim  
wird alles heilen

das sammeln von fremden worten  
in slawischen waeldern war  
wahrhaftig verboten, drunten  
im unterholz schwieg es  
unablaessig wuchert die sehnsucht  
nach wind und regen  
in uns  
aber  
bleibt hand aufs herz  
die angst  
vor dem verirren  
ineinander

Kaum denke ich mehr an morgen

Die blaetter die parkfluchten die schlammigen  
Wege zu dir oeffnen sich  
Langsam und dein blick

Kommt naeher  
Kaum denke ich mehr  
An fluchten, strassenbahnen und

Leere glaeser am morgen  
Leere gaenge  
Im park an deiner schulter

Nur naehe

Die schritte entlauben

Und langsamer fliesst alles stromwaerts, dem abfluss zu weiss  
Der teufelsgeiger mit rotem tuch und die  
Stiere, die nie welche waren

Im park: weit dahinter tut sich  
Ein anderer weg auf, fuehrt vorbei an einem  
Grab. Mord an dem, woran

Die kleinen bilder sich verlieren und worauf selbst

Grosses verfliesst – der pfad endet  
Unter strassenlaternen, an autobahnen  
Und in bibliotheken. Ich warte

Sagtest du einmal

Du wuerdest warten

die straeucher im park

haben nicht darauf gewartet, dass du kommst und dennoch  
ich stand an der ecke und schaute dir nach  
der richtung, in die du verschwunden bist

vor tagen schon, wollte ich  
dich abgewinnen dem eindruck, den du  
hinterlassen hast  
in den mauervorspruengen  
wo wir gemeinsam standen  
ist nichts, war nichts  
mehr

was mich an dich erinnert  
ist ein  
unaufhoerliches enjambement meiner  
sinne  
nachher dachte ich  
an nichts: deine  
hand

auf der suche nach dem konjunktiv  
zwei/ ungekuesste ufer und leere  
bierflaschen und darin  
ueberschaeumend, raumbestrickend

vergleiche, fragen und kopf-  
stuecke, kaleidoskop berlin  
olomouc

wir verstreuen unser laecheln dazwischen  
und die zeit/ nichts haben wir

und damit malen wir muster auf  
tischflaechen, waende und in

erinnerungen, die aufgehen werden als  
unsre geschichten

# „Mit dem Herzen zu denken“ Eine Frage der semantischen Kompetenz? von Wolfgang Wieser (Innsbruck)

Der Begriff „Korsakow-Syndrom“ bezeichnet eine neuropsychologische Krankheit, deren Symptome der Hirnforscher und Psychologe Ernst Pöppel folgendermaßen zusammenfasst: Patienten, die an diesem Syndrom leiden, „haben ein nahezu unverändertes Gedächtnis für das was sie erlebt haben. Sie können es nur nicht mehr zeitlich einordnen“.<sup>1</sup> Da im gesunden Gehirn die Ereignisse der realen Welt in neurophysiologische Elementarprozesse zerlegt und diese seriell angeordnet und gespeichert werden, verliert der Korsakow-Patient die Fähigkeit, Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge klar zu erkennen. Damit verliert er aber auch sein Erinnerungsvermögen. Die Vergangenheit erscheint ihm als ein chaotisches Gemenge von Ereignisfragmenten, und das verspricht auch für seine eigene Zukunft nichts Gutes. Vom Standpunkt des Sprachforschers hat ein Patient mit Korsakow-Syndrom seine *syntaktische Kompetenz* verloren: die Fähigkeit, Wörter in der Reihenfolge anzuordnen, die dem *Gemeinten* den korrekten *Ausdruck* verleiht. Im gesunden Gehirn erfolgt das Zusammenstellen der Wörter an der richtigen Stelle „unter Kontrolle des gedanklichen Plans durch Benutzung einer Uhr. Die Uhr im Gehirn sorgt dafür, dass alle Instanzen, alle Bereiche im Gehirn, die mit der Zusammenstellung des Wortzuges befasst sind, gleiche Uhrzeit haben, um so im Hinblick auf den Gesamtplan die ihnen zukommenden Aufgaben rechtzeitig erledigen zu können“.<sup>2</sup>

Das Korsakow-Syndrom scheint somit einen Defekt in der Übertragungskette von Information im Gehirn anzuzeigen; genauer, auf jener Ebene im Zentralorgan, auf der sich die Transformation gespeicherter Information in konkrete Handlungsabläufe des Individuums abspielt. Diese Formulierung deutet an, dass das Bilden von Sätzen – also das „Zusammenstellen von Wörtern an der richtigen Stelle“ – als das Äquivalent einer Handlung angesehen werden muss; ein Zusammenhang, der sich auch daraus ergibt, dass Korsakow-Patienten nicht nur ihre Erinnerung, sondern auch ihre Motivation für jede Form von Aktivität verloren haben.

Die Idee vom Defekt in der Übertragungskette neurologischer Information passt gut in ein umfassenderes Konzept, wonach das, was wir unreflektiert als „Wahrnehmung“ zu bezeichnen pflegen, im Grunde ein komplizierter Konstruktionsprozess ist, durch den Gegenstände und Ereignisse der Außenwelt in Vorstellungen und Empfindungen einer subjektiven Innenwelt transformiert werden. Derartige Transformationsmodelle gehören zu den bevorzugten Themen der modernen Gehirn- und Kognitionsforschung. Von einem prominenten Vertreter dieser Disziplin übernehme ich denn auch die logisch sinnvolle Unterscheidung zwischen einer „äußeren *Realität*“ und einer „inneren *Wirklichkeit*“.<sup>3</sup>

Aufgrund des enormen Fortschritts in der invasiven wie nichtinvasiven physiologischen Verfahrenstechnik existieren heutzutage bereits recht präzise und detaillierte Vorstellungen darüber, wie Signale aus der Umwelt von Sinnesorganen

als Reize erfasst und einem ersten Verarbeitungsschritt unterworfen werden; wie die Ergebnisse dieser Vorverarbeitung in der Form nervöser Impulsmuster über Nervenfasern in das Gehirn geleitet und dort in die neuronalen Netze von Assoziationszentren *integriert* (Jean Piaget hätte gesagt: von neuronalen Netzen *assimiliert*) werden. So konstruiert das Gehirn mittels neurophysiologischer Operationen ein Modell jener Wirklichkeit, mit der sich sein Besitzer, das handelnde Subjekt, auseinandersetzt. An Roths Schlussfolgerung führt kein Weg vorbei: „Wahrnehmung ist keine Abbildung, sondern ein handlungsleitendes Konstrukt, das sich bisher vortrefflich bewährt hat.“ Die Bewährung, die Roth hier andeutet, ist die erfolgreiche Rolle, die sämtliche jetzt lebenden Organismen und deren Vorfahren in einem seit rund 3,5 Milliarden Jahren ablaufenden globalen Prozess, der biologischen Evolution, gespielt haben. Dieser Erfolg kann demgemäß mit Fug und Recht, ohne jede Einschränkung, als ein *Triumph der Konstruktion* bezeichnet werden; der Konstruktion von Wirklichkeitsbildern in den Gehirnen von Tieren und Menschen.

Durch die Sprache des Menschen, die vor nicht viel mehr als hunderttausend Jahren ihren ersten Auftritt auf der Bühne der biologischen Evolution gehabt haben dürfte, ist dem Gleichnis von den verschiedenen Ebenen der Wirklichkeit eine weitere Ebene hinzugefügt worden: eine aus Wörtern und Sätzen bestehende Wirklichkeit, die die innere Wirklichkeit der Vorstellungen und Empfindungen eines Menschen symbolhaft repräsentiert. Damit aber nicht genug. Wir verdanken Stanley Cavell, einem scharfsinnigen Kommentator der Sprachphilosophie Ludwig Wittgensteins, das schöne Bild von der Sprache als einer *Lebensform*. Vom Standpunkt unseres heutigen Wissens würde ich sagen: einer Lebensform, die die innere Wirklichkeit des Sprechenden in demselben Sinne repräsentiert wie ein lebender Organismus den Text seines Genoms: „Solange du nicht in die Lebensform eingeweiht bist, die diesen Worten den Inhalt und die Form verleihen, die sie in unserem Leben haben, kannst du mit den Worten nicht machen, was wir mit ihnen machen.“<sup>4</sup> Sowohl im Falle des Verhältnisses zwischen Phänotyp (Organismus) und Genotyp (genetischem Programm) wie in dem von Sprache und Gehirn haben wir es mit zwei Ebenen der Wirklichkeit zu tun, die durch einen *Entwicklungsprozess* miteinander verbunden sind; und in beiden Fällen sind die äußeren Bedingungen, unter denen sich die Entwicklung vollzieht, von entscheidender Bedeutung für das schließlich zustande kommende Produkt.

Die Sprache als Lebensform gewinnt ihren spezifischen Charakter in strenger Abhängigkeit von der Entwicklung des Gehirns des Neugeborenen sowie von dessen sozialem Milieu. Darüber hinaus bestimmt sie aber auch die weitere Entwicklung des heranwachsenden Individuums. Dies ist deshalb möglich, weil im Alter von fünf bis sieben Jahren die grundsätzlichen Strukturen der Muttersprache im kindlichen Gehirn bereits festgelegt sind, dessen kognitive und emotionale Entwicklung sich jedoch noch viele Jahre, bis über die Pubertät hinaus, fortsetzen wird. Das heißt, dass Menschenkinder eine Muttersprache nicht nur *erlernen*, sondern auch in sie *hineinwachsen* und im weiteren Verlauf des Geschehens von ihren Inhalten und Strukturen *geprägt* werden. So folgt die Entwicklung des Sprachvermögens dem Muster der Entwicklung des Nervensystems, in

dessen Leistungen ja die Verhaltensweisen des Sprechens und Schreibens (sowie anderer symbolhafter Ausdrucksweisen, wie die der Kunst) wurzeln. Jean Piaget hat darauf hingewiesen, dass das Nervensystem des Embryos seine Organisation den zu dieser Zeit aktiven organischen Regulationsprozessen verdankt, während im erwachsenen Organismus das dann voll entwickelte Nervensystem selbst die Hauptquelle einer Reihe weiterer Regulationsprozesse ist.<sup>5</sup>

Unter diesem Blickwinkel betrachtet, erhält das Phänomen der natürlichen Sprache eine ganz andere Qualität als die eines Übersetzungsprogramms. Als „Lebensform“ besitzt die Sprache der Menschen – vergleichbar dem adulten Organismus – ein hohes Maß an inhaltlicher Autonomie. Sie ist, was die Darstellung der äußeren Realität und der inneren Wirklichkeit betrifft, zwar nicht völlig frei, aber doch nicht so eingeschränkt, wie zum Beispiel der genetische Code, durch den jedem Nukleotidentriplett eine bestimmte Aminosäure und damit eine bestimmte Rolle im Stoffwechselgeschehen der Zelle zugeordnet wird. In diesem Vergleich klingt an, dass sich zwischen den sprachlichen Gebilden und den Gegenständen oder Vorstellungen, die sie zu repräsentieren scheinen, eine Kluft auftut, die entweder als ein Abgrund von Ungenauigkeit und Unsicherheit, oder aber als die Lizenz zur schöpferischen Gestaltung empfunden werden kann. Obwohl es eine Reihe von Indikatoren und Kriterien gibt, mit denen die Übereinstimmung zwischen Gegenstand und Konstrukt, zwischen Idee und Werk geprüft werden kann, bleibt, was die Genauigkeit der Repräsentation betrifft, genügend Spielraum für Skepsis und Zweifel. Vor allem gilt dies für jene Bereiche der menschlichen Kreativität, für die weder die Realität der Dinge und Ereignisse noch die Wirklichkeit der Empfindungen und Vorstellungen ausreichend Information bereithält, um das Produkt – ein wissenschaftliches Modell, ein Kunstwerk, eine Denkfigur – auf seine Übereinstimmung mit irgend etwas in einer anderen Wirklichkeit prüfen zu können. Wahrscheinlich gilt diese Einschränkung für den größten Teil der Themen, über die Menschen sprechen. Fast alle Ereignisse der alltäglichen Realität sind zu unübersichtlich und zu komplex, fast alle inneren Vorstellungen zu diffus und zu unbestimmt, als dass eine rationale Analyse möglich wäre oder sich lohnen würde. Also werden Spekulationen angestellt und Geschichten erzählt. In seiner *Natur- und Kulturgeschichte von Psyche, Geist und Bewußtsein* zitiert der Psychiater Hartmann Hinterhuber folgende von Ludwig Wittgenstein in den *Philosophischen Untersuchungen* gestellte Frage:<sup>6</sup>

„Woran glaube ich, wenn ich an eine Seele im Menschen glaube?“

Was und wie soll man darauf antworten? Ganz augenscheinlich hängt dies davon ab, wie man ‚Seele‘ definiert, und da es fast so viele Definitionen gibt wie Personen, die über dieses Problem nachgedacht haben, kann es auch keine eindeutige Antwort geben. Das ist wohl auch der Grund, warum die Frage den Eindruck erweckt, irgendwie bedeutsam und tiefgründig zu sein. Sie zu stellen, signalisiert die Bereitschaft, sich an der Lösung eines Rätsels zu versuchen, an dem bisher noch jeder gescheitert ist. Dementsprechend wird einer, der eine Lösung des Rätsels verspricht, bei seinen Auftraggebern und

Zuhörern entweder mit hoffnungsvoller Erwartung oder mit Skepsis zu rechnen haben. Immanuel Kant, die meistzitierte Autorität in solchen Angelegenheiten, sprach von der Idee der Seele, welche die Idee einer unbedingten, allen unseren Vorstellungen zugrunde liegenden Einheit des denkenden Subjekts sei.<sup>7</sup> Demnach wäre die Seele also identisch mit dem, was andere Philosophen das „Ich“ oder „Selbst“ nennen, eben die Einheit des denkenden Subjekts. Ist man andererseits vom engen Zusammenhang zwischen Geist und *Gehirn* überzeugt, dann wird man sich auf der Suche nach dem Wesen der Seele auch am empirischen Wissen über die Funktionen des Zentralnervensystems orientieren müssen. Die Vertreter einer als „Neurophilosophie“ bezeichneten philosophischen Richtung werden es für notwendig erachten, ihre Vorstellungen von mentalen Phänomenen auf den jeweils aktuellen Wissensstand der Neurobiologie abzustimmen.<sup>8</sup> Allerdings, je größer das empirische Wissen, desto weniger ausgeprägt ist das Bedürfnis, die schrumpfenden Räume des Nichtwissens mit Worten zu füllen, deren ausschließliche Funktion der Verweis auf ein *Geheimnis* zu sein scheint, *auf einen prinzipiell unzugänglichen Bereich der menschlichen Existenz*. Das Angebot ist groß, man braucht nur zu wählen: Geist, Seele, Psyche, Anima, Ich, Selbst, Individualität, Persönlichkeit und so weiter. Sich auf eine bestimmte Wortbedeutung festzulegen, ist wenig aussichtsreich, denn mit großer Wahrscheinlichkeit wird bei der nächsten Runde des hier skizzierten epistemischen Spieles der philosophische Partner wieder eine Figur verlieren. Eine endgültig sinnvolle Antwort auf Wittgensteins Frage rückt in immer weitere Ferne.

Kurz und gut, ab dem Moment, in dem wir Spiele mit Worten zu spielen beginnen, über deren Bedeutung kein Konsens erzielt werden kann, wird uns bewusst, dass wir tatsächlich in einem Labyrinth agieren. „Wir fangen an, oder sollten es tun, voller Entsetzen zu spüren, dass Sprache (Verstehen und Wissen) möglicherweise auf sehr zerbrechlichen Fundamenten ruht – auf einem dünnen Netz, gespannt über einem Abgrund. (Das ist zweifellos der Grund, weswegen Philosophen absolute ‚Erklärungen‘ für sie anbieten.)“<sup>9</sup>

Nun kann mit dem „zerbrechlichen Fundament“ der Sprache auf höchst unterschiedliche Weise umgegangen werden. Ein berühmt gewordenes Beispiel bietet *Der Brief des Lord Chandos* von Hugo von Hofmannsthal, an dessen hundertsten Geburtstag (er ist im Oktober 1902 in der Berliner Zeitschrift *Der Tag* erschienen) sowohl ein Symposium der Hofmannsthal-Gesellschaft in Wien als auch die Herausgabe eines Bandes fiktiver Antwortbriefe im S.-Fischer-Verlag erinnert. In den Begleittexten zum Wiener Symposium sowie im Vorwort zum Jubiläumsband wird der Chandos-Brief als „Schlüsseltext“ und „Gründungsurkunde“ der Moderne bezeichnet; als ein „sprachliches Kunstwerk von ungeheurer Wirkung“; als „a manifestation of an existential and linguistic skepticism that has shaped the literature of the twentieth century“.

In dem von Hofmannsthal erfundenen Brief versucht Philipp Lord Chandos seinem ehemaligen Mentor Francis Bacon zu erklären, warum seine so erfolgreiche literarische Betätigung seit zwei Jahren völlig zum Erliegen gekommen ist. Er bittet den väterlichen

Freund zu verstehen, dass ihn „ein ebensolcher brückenloser Abgrund von den scheinbar vor mir liegenden literarischen Arbeiten trennt, als von denen, die hinter mir sind und die ich, so fremd sprechen sie mich an, mein Eigentum zu nennen zögere“.<sup>10</sup>

Die Tatsache, dass diesem Bekenntnis noch hundert Jahre später in literarischen und philosophischen Kreisen so große Aufmerksamkeit geschenkt wird, deutet darauf hin, dass man von Anfang meinte, in ihm die ersten Umrisse jener Probleme der Sprache erkennen zu können, die im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts durch den Konstruktivismus, durch Philosophen wie Wittgenstein, Ludwik Fleck, Thomas Kuhn und Stanley Cavell, durch Linguisten wie Ferdinand de Saussure, Benjamin Whorf und Noam Chomsky, zu einem zentralen Thema der westlichen Philosophie geworden sind. Philipp Chandos erfährt den Zweifel, der die Transformation von Gegenständen und Vorstellungen in die Lebensform der Sprache begleitet, als existenzielles Problem, ja als Katastrophe. Er wird der „Zerbrechlichkeit des Fundaments der Sprache“ gewahr, lange ehe dieses Bild zu einer philosophischen Metapher wurde. In einer Schlüsselstelle seines Briefes scheint Chandos die implizite Problematik von Wittgensteins weiter oben zitierter Frage „Woran glaube ich, wenn ich an eine Seele im Menschen glaube?“ nicht nur vorwegzunehmen, sondern auch an ihrer Unbeantwortbarkeit zutiefst zu leiden:

Ich empfand ein unerklärliches Unbehagen, die Worte „Geist“, „Seele“ oder „Körper“ nur auszusprechen. Ich fand es innerlich unmöglich, über die Angelegenheiten des Hofes, die Vorkommnisse im Parlament oder was Sie sonst wollen ein Urteil herauszubringen [...] Die abstrakten Worte, deren sich die Zunge naturgemäß bedienen muß, um irgendwelches Urteil an den Tag zu geben, zerfielen mir im Munde wie modrige Pilze.

Gerade dieser letzte, so häufig zitierte Satz hat die Deutung des Chandos-Briefes als ein frühes Dokument des in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts populär gewordenen philosophischen Konstruktivismus beflügelt.

Dieser Interpretation möchte ich hier eine Alternative gegenüberstellen, indem ich an das zu Beginn dieses Essays erwähnte „Korsakow-Syndrom“ anknüpfe. Während dieses Syndrom den Verlust oder die Verminderung der *syntaktischen Kompetenz* des Patienten nahelegt, läßt die Diskussion über die Brüchigkeit der Sprache an die Möglichkeit denken, dass auch die Fähigkeit, inneren Vorstellungen und Empfindungen durch Wörter und Sätze eine jeweils präzise Bedeutung zu verleihen, drastisch eingeschränkt werden kann. Tatsächlich hat der Hirnforscher Carl Wernicke im 19. Jahrhundert eine Form von Aphasie beschrieben, die bei Störungen in der Schläfenregion des Gehirns auftritt. Ernst Pöppel beschreibt diesen alten Befund und die in neuerer Zeit festgestellten medizinischen Konsequenzen folgendermaßen:<sup>11</sup>

[Der von Wernicke identifizierte Bereich] liegt in unmittelbarer Nachbarschaft zur sogenannten Hörrinde, das ist jener Bereich, in dem die akustische, von den Ohren kommende Information im Großhirn verarbeitet wird. Patienten mit Verletzungen

im sensorischen Sprachzentrum erscheinen hinsichtlich der Verständlichkeit ihrer eigenen Sprache oder der grammatikalischen Konstruktion ihrer gesprochenen Sätze völlig normal. Auffallend ist aber, daß die Bedeutung ihrer Aussagen große Störungen aufweist. Einzelne Wörter sind falsch gewählt, manchmal werden sogar neue Wörter erfunden, und das Ganze ergibt meist keinen Sinn. Wenn man nicht so genau hinhört, was die Patienten sagen, mag man den Eindruck haben, alles sei in Ordnung. Beim genauen Hinhören merkt man jedoch, daß zwar viel geredet, aber wenig gesagt wird. Bei Störungen in diesem Gehirnbereich ist also die semantische Kompetenz eingeschränkt. Daraus ziehen wir den Schluß, daß im gesunden Gehirn normalerweise dieser Ort dafür benötigt wird, dem Gesprochenen auch eine Bedeutung zu geben.

Vielleicht hat also Philipp Lord Chandos erstmals das Schwinden seiner *semantischen Kompetenz* registriert und begriffen, was dies für ihn bedeutet. Gerade für ihn, einen empfindsamen Geist, der gewohnt war, seinen inneren Vorstellungen eine literarische Form zu geben, die von anderen geschätzt und bewundert wurde. Eine psychische Katastrophe kündigt sich an. „Es überkam mich [...] das Gefühl furchtbarer Einsamkeit; mir war zumut wie einem, der in einem Garten mit lauter augenlosen Statuen eingesperrt wäre; ich flüchtete wieder ins Freie.“ Dieses „Freie“ ist ‚Freiheit‘ insofern, als sich Chandos nicht mehr genötigt fühlt, in der Wirklichkeit der Sprache nach einer rationalen ‚Entsprechung‘, nach einer Bedeutung – oder gar ‚Wahrheit‘ – von irgendetwas (das ihm Schritt um Schritt entgleitet) suchen zu müssen. Vielmehr darf er sich nun mit Gelassenheit dem Gefühl hingeben, seiner ersten Natur wieder in Harmonie verbunden zu sein:

Es erscheint mir alles, alles, was es gibt, alles, dessen ich mich entsinne, alles, was meine verworrensten Gedanken berühren, etwas zu sein. Auch die eigene Schwere, die sonstige Dumpfheit meines Hirnes erscheint mir als etwas; ich fühle ein entzückendes, schlechthin unendliches Widerspiel in mir und um mich, und es gibt unter den gegeneinanderspielenden Materien keine, in die ich nicht hinüberzufliegen vermöchte. Es ist mir dann, als bestünde mein Körper aus lauter Chiffren, die mir alles aufschließen. Oder als könnten wir in ein neues, ahnungsvolles Verhältnis zum ganzen Dasein treten, wenn wir anfangen, mit dem Herzen zu denken.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> E. Pöppel: Grenzen des Bewußtseins. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1997 (1985), S. 53.

<sup>2</sup> Ebenda.

<sup>3</sup> G. Roth: Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1997 (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft Nr. 1275); G. Roth: Fühlen, Denken, Handeln. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2001.

<sup>4</sup> S. Cavell: Die Unheimlichkeit des Gewöhnlichen. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2002, S. 208.

- <sup>5</sup> J. Piaget: *Biologie und Erkenntnis*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1983 (1967), S. 28.
- <sup>6</sup> H. Hinterhuber: *Die Seele. Natur- und Kulturgeschichte von Psyche, Geist und Bewußtsein*. Wien: Springer-Verlag 2001, S. 129.
- <sup>7</sup> Ebenda.
- <sup>8</sup> P. M. Churchland: *Die Seelenmaschine*. Heidelberg: Spektrum Akad. Verlag 1997.
- <sup>9</sup> Cavell (Anm. 4), S. 201.
- <sup>10</sup> Hier und im folgenden zitiert nach: Hugo von Hofmannsthal: *Gesammelte Werke*. Band II. Berlin: S. Fischer Verlag 1924.
- <sup>11</sup> Pöppel (Anm. 1), S. 140.



# Erzählte Fremdheit

## Zu Robert Musils Novelle „Grigia“

von Wolfgang Hackl (Innsbruck)

1924 erschien im Ernst-Rowohlt-Verlag in bibliophiler Ausstattung unter dem Titel *Drei Frauen* ein Band mit drei Novellen von Robert Musil. Alle drei sind nach ihren Protagonistinnen benannt: *Grigia*, *Die Portugiesin*, *Tonka*. In jeder dieser Novellen erzählt Musil von Grenzerfahrungen, die auf den ersten Blick selbstsichere und handlungsorientierte Männer in der Beziehung zu diesen in unterschiedlicher Weise fremden Frauen erleben. Die Unterschiede der Fremdheit bedingen erhebliche Differenzierungen in der Art der literarischen Gestaltung: Grigia aus der ersten Erzählung ist eine jener „merkwürdige[n] Leute in diesem Talende“<sup>1</sup> des Trentiner Fersentals, eine archaische Bäuerin. Sie heißt eigentlich Lene Maria Lenzi, doch der männliche Protagonist Homo nennt sie „noch lieber Grigia, mit langem I und verhauchtem Dscha, nach der Kuh, die sie hatte“ (G 245). Die aristokratische Portugiesin der mittleren Erzählung wiederum bleibt als reiche und schöne Frau des Herrn von Ketten die ganze Erzählung über namenlos und repräsentiert eine doppelte Fremdheit: als Portugiesin entspricht sie einerseits vollkommen der Familienpolitik ihres Mannes aus dem Geschlecht derer von Ketten, sich nicht mit „dem in ihrer Nähe ansässigen Adel zu versippen [...], um durch nichts in der Wahl ihrer Bündnisse und Feindschaften beschränkt zu sein“.<sup>2</sup> Denn im ausgehenden Mittelalter, in dem die Erzählung spielt, kommt sie sozusagen vom Ende der Welt. Andererseits lebt sie von ihrer Kultur aus gesehen noch dazu in den fernen, fremden Alpen, einem locus horribilis. Tonka schließlich, als einzige ihres Eigennamens würdig – wenn auch in der „Abkürzung der tschechischen Koseform Tonika“<sup>3</sup> – ist ein eigentlich sprachloses „ganz einfaches Mädchen [...] aus dem Tuchgeschäft“<sup>4</sup>, das „in einer merkwürdigen Spannung gleich weit von Verliebtheit wie Leichtfertigkeit“<sup>5</sup> entfernt, zur Geliebten eines angehenden Wissenschaftlers wird, der sie in eine deutsche Großstadt mitnimmt, denn „es wäre ihm zumut geworden, als würde er sie Feinden ausliefern, wenn er sie in der Stadt ihrer Tante und seiner Mutter zurückgelassen hätte“.<sup>6</sup>

Auf die erste Novelle *Grigia*, die bereits 1921 im *Neuen Merkur* und 1923 in einer bibliophilen Ausgabe mit auf Japanpapier abgezogenen, signierten Radierungen von Alfred Zangerl in der von Franz Blei herausgegebenen Reihe *Sanssouci-Bücher* erschienen war<sup>7</sup>, möchte ich im Folgenden ausführlicher eingehen, um Aspekte der Gestaltung und Erfahrung von Fremdheit auf ihre interpretatorische Funktion hin zu reflektieren.

Die Handlung der Erzählung läßt sich knapp zusammenfassen: Homo, der männliche Protagonist, der „einen heftigen Widerwillen gegen Bade- und Gebirgsorte“ empfindet (G 234), ist unschlüssig, wie er sich der Verpflichtung entziehen könnte, seinen kranken Sohn zum sommerlichen Kuraufenthalt zu begleiten. Er bleibt allein zurück und folgt kurz darauf der unerwarteten Einladung eines Bekannten, ihn auf einer Bergbauexpedition



ins Trentiner Fersental als Geologe zu unterstützen. Dort beginnt er ein Verhältnis mit einer einheimischen Bäuerin. Als diese die Liaison scheinbar grundlos beenden möchte, erwirkt er ein letztes Zusammensein, das allerdings nicht mehr in gewohnter Weise in einem Heustadel, sondern in einem aufgelassenen Stollen hoch über dem Dorf stattfindet. Diesen Stollen verschließt der Ehemann der Geliebten mit einem übergroßen Felsen. Nach unbestimmter Zeit scheint diese einen Seitenausgang entdeckt zu haben, Homo selbst fühlt sich jedoch zu schwach, „um ins Leben zurückzukehren, wollte nicht oder war ohnmächtig geworden“ (G 252). Zur gleichen Stunde wird die Expedition von Homos Bekanntem wegen Erfolglosigkeit abgebrochen.

In der Musil-Forschung hat Karl Corinos biographistischer Ansatz, „die fiktiven Begebenheiten in einer Dichtung heuristisch als real [zu nehmen], sie mit den verfügbaren Hilfsmitteln (autobiographischen Aufzeichnungen des Dichters, archiva-

lischen Quellen) zu verifizieren [...], dann aber den eigentlichen kreativen Prozeß“<sup>8</sup> zu würdigen, den Anstoß zu einer verdienstvollen (positivistischen) Sicherung und Aufbereitung der Quellen und Archivalien gegeben, was in der Folge zu durchaus erhellenden Studien über den Zusammenhang von biographischen Fakten und literarischer Gestaltung geführt hat. Doch scheint mir die Musil-Forschung gelegentlich allzu leichtfertig einer biographisch-deterministischen Interpretation der Quellen oder einer vordergründigen psychoanalytischen Interpretation der Texte zu verfallen und über die von Karl Eibl formulierten Schwierigkeiten hinwegzusehen, nämlich „Tagebuchnotizen oder Vorstudien eindeutig dem Bereich des präpoetischen Lebensstoffes oder dem des poetisch elaborierten, fiktionalen Formulierungsversuchs zuzuschlagen“.<sup>9</sup>

Corino selbst spricht in Hinblick auf seine „konsequent genetische Methode“<sup>10</sup> von einem Kreisprozess, hat in der Folge allerdings gerade bei *Grigia* die damit verbundene methodische Problematik zu wenig ernst genommen, wenn er Homos Tod „als eine Art symbolischer Selbstbestrafung“<sup>11</sup> für einen Seitensprung Musils während seines Aufenthalts als Soldat im Fersental deutet und sogar eine Magdalena Maria Lenzi als diese Geliebte identifiziert, aber – soweit ich sehe – jeden faktischen Beweis dafür schuldig bleibt. Es ist also Eibl recht zu geben, wenn er kritisiert: „Wenn man aber nur aus der poetischen Formulierung erschließen kann, was Musil mit der Lenzi getrieben hat, und das so Erschlossene dann zur Erklärung der poetischen Formulierung verwendet, entsteht ein methodisch problematischer Zirkel.“<sup>12</sup>

Daher möchte ich mich in meiner Beschäftigung mit *Grigia* zunächst auf den Text konzentrieren und mich dann mit der Funktion der Fremdheit beschäftigen.

Die sentenzartige Eröffnung der Novelle lautet: „Es gibt im Leben eine Zeit, wo es sich auffallend verlangsamt, als zögerte es weiterzugehn oder wollte seine Richtung ändern. Es mag sein, daß einem in dieser Zeit leichter ein Unglück zustößt“ (G 234). Schon

damit signalisiert der Erzähler, dass es sich bei dem im weiteren Verlauf zunehmend dichter vorausgedeuteten Geschehen um eine exemplarische Geschichte handelt. Darauf verweist weiters sowohl der Name des Protagonisten, „Homo“ (= Mensch), als auch die elaborierte Erzählweise, die eine Reihe von märchenhaften Motiven und deutliche Bezüge zu verschiedenen Mythen und zur Bibel aufweist: Obwohl es im Fersental keinen nennenswerten Goldabbau gegeben hat, ist im Sinne einer märchenhaften Stilisierung die Rede von alten venezianischen Goldbergwerken, die wieder erschlossen werden sollten, dazu wird die Landschaft sehr bildreich als märchenhaft beschrieben – mit einer Anspielung an Sterntaler – und direkt mit Gesteinsarten wie Bergkristall und Amethyst – „unheimlich schönen Märchengebilden“ – in Zusammenhang gebracht, um auf Verborgenes und sehnsüchtig Erwartetes zu verweisen.

Kamen, um Milch zu liefern und Polenta zu kaufen, Männer von diesen Bergen, so brachten sie manchmal große Drusen Bergkristall oder Amethyst mit, die in vielen Spalten so üppig wachsen sollten wie anderswo Blumen auf der Wiese, und diese unheimlich schönen Märchengebilde verstärkten noch mehr den Eindruck, daß sich unter dem Aussehen dieser Gegend, das so fremd vertraut flackerte wie die Sterne in mancher Nacht, etwas sehnsüchtig Erwartetes verberge. (G 235)

Auch dass bei der Ankunft der Expedition am hellen Tag „sicher zwei Dutzend Nachtigallen“ schlagen (G 235), schafft eine geheimnisvoll-romantische Atmosphäre.

So genau, d. h. realistisch, Musil die Landschaft, die Einheimischen oder einzelne Aktivitäten der Expeditionsteilnehmer beschreibt – bezeichnenderweise jedoch den im Übrigen recht dürftigen Fortgang der Expedition fast völlig vernachlässigt –, so sehr verweist das konsequent personale Erzählverhalten und die überdeterminierte, bildhafte Sprache darauf, dass<sup>13</sup>

Homo mit dem Eintritt in die Welt des Fersenstals einen anderen Blick auf die Welt hat als gewöhnlich. Die Beschreibung des Orts im Fersental ist ebenfalls aus der Perspektive des Fremden gegeben [...]. Es ist nicht ein allwissender Erzähler, der aus seiner umfassenden Kenntnis des Tales dieses einem interessierten Leser näher bringt. Es wird kein Versuch gemacht, die Landschaft irgendwie auf Bekanntes zurückzuführen. Sie wird ganz in ihrer Fremdheit belassen, in der sie von den Zugereisten wahrgenommen wird.

Auch die Lexik aus dem semantischen Feld des Märchen- und Zaubenhaften, „Wörter, die die Aufhebung der Kausalität konnotieren“<sup>14</sup>, verweisen genauso wie der Verzicht auf eine chronologische Kontinuität darauf, dass es Musil nicht um die Beschreibung von Wirklichkeit zu tun ist, denn – mit Musil gesprochen – „die Dichtung hat nicht die Aufgabe, das zu schildern, was ist, sondern das was sein soll; oder das, was sein könnte, als eine Teillösung dessen, was sein soll“.<sup>15</sup>

Zu diesen literarischen Strategien gehört schließlich auch, was Eibl „Bild-Parataxe“ genannt hat. Er benennt damit das Phänomen, dass Musil zwar vordergründig eine sehr konventionelle Metaphorik und Wie-Vergleiche verwendet, diese aber nicht zur allegorischen Verdeutlichung einer kohärenten Wirklichkeit nützt. Ein Beispiel: Nach der präzisen Beschreibung einer Schweineschlachtung, die eine Reihe von knapp angedeuteten Ereignissen als Hinweis auf das abwechslungsreiche Leben im Tal abschließt, vermerkt der Erzähler lakonisch: „Das alles bemerkte Homo zum erstenmal in seinem Leben“ (G 243). Die Figurenperspektive jedoch pointiert scheinbar zusammenhanglos die ausgelöste Irritation: „An diese Birke war mit einem in der Luft hängenden Bein noch das schwarze Schwein gebunden; das Feuer, die Birke und das Schwein sind jetzt allein“ (G 243). Ebenso knapp wird die Erfahrung des Außergewöhnlichen in der Beziehung zu Grigia formuliert: „Das alles war genauso einfach und gerade so verzaubert wie die Pferde, die Kühe und das tote Schwein“ (G 247). Eibl erläutert diese literarische Technik, etwas zu vermitteln, was sich der gängigen sprachlichen Vermittlung entzieht, durch einen Hinweis auf die Semiotik:<sup>16</sup>

Alle diese Bilder weisen auf *ein* Gemeinsames, dessen Formulierung sie für Homo sind. Aber auch die wagemutigste Paraphrase wird dieses Gemeinsame kaum herauschälen können, denn die Bilder sind selbst Paraphrasen. Sie sind empirisch unverbunden, stehen nebeneinander, weil ihr Gemeinsames das von ihnen bezeichnete Signifikat ist, das nur in Bildern erscheinen kann, aber in keinem ganz, sondern nur im Überschneidungsbereich der Bedeutungen mehrerer Bilder.

Welche Rolle spielt angesichts dieser knapp skizzierten literarischen Strategien Musils nun der in seiner Novelle auffällig komplexe Rekurs auf Fremdheit? Denn diese begegnet uns in *Grigia* in vielfältiger Ausprägung: als das Aufeinanderprallen unterschiedlicher sozialer Systeme, dem des städtisch-zivilisierten und dem des bäuerlichen Lebens, dem der „scharfe Geist der Zivilisation“ (G 238) fehlt; als geographische Fremdheit, in der Landschaftsbeschreibung ganz aus der Perspektive der Zugereisten; als das „Vergangene, also das Archaische, Primitive, Elementare“ im Sinne der Kategorien von Rolf-Peter Janz<sup>17</sup>, wenn die Talbewohner und insbesondere die Frauen durch eine Reihe von Tiermetaphern und Bezügen nicht nur auf das Animalische reduziert erscheinen, sondern in ihrer Tracht auch „weit in die Jahrhunderte der Altvordern“ (G 238) zurückweisen, wie überhaupt die Siedlung an ein „vorweltliches Pfahldorf“ (G 236) erinnert. Doch ist diese archaische Kultur nicht ausschließlich idealisiert gezeichnet, vielmehr ist sie geprägt von Naturkatastrophen, Armut und Arbeitsmigration, die umgekehrt „allerhand ärgsten Unrat“ (G 237) in die Häuser spült, und mit den heimkehrenden Männern „die Gewohnheiten der städtischen Bordelle und die Ungläubigkeit, aber nicht den scharfen Geist der Zivilisation“ (G 238) ins Tal bringt.

Die erwähnte Opposition von städtisch-bürgerlicher Zivilisation und natürlich-chthonischem Leben wird noch durch die Verknüpfung mit zivilisationsferner Exotik verstärkt: die Frauen gehen in ihren groben Holzschuhen „wie die Japanerinnen“ (G

239)<sup>18</sup>, setzen sich auf die flache Erde und ziehen „die Knie hoch wie die Neger“ (G 239), das Heu riecht säuerlich „wie die Negergetränke, die aus dem Teig von Früchten und menschlichem Speichel entstehen“ (G 249); Homo fühlt sich als „Sultan seiner Existenz“ (G 241) und hat den Eindruck, „hier unter Wilden“ (G 249) zu leben, und um das Bedrohliche einer „sonderbaren Bäurin“ zu verdeutlichen, erinnert er sich daran, daß sie „einen Schädel wie eine Aztekin hatte und immer vor ihrer Tür saß, das schwarze Haar, das ihr etwas über die Schultern reichte, aufgelöst“ (G 250).



Mit dieser Exotik korrespondiert, dass Musil ja nicht nur auf märchenhaft-zauberhafte Motive, sondern in der Gestaltung des Goldgräberlebens auch auf die Topik von Expeditionsberichten zurückgreift. So bringt die Expedition den Einheimischen nicht nur Arbeit und die Möglichkeit, sich allerlei nützliches Gerät anzueignen, die Eindringlinge führen sich auch auf wie kolonialistische Eroberer – „sie schütteten Geld unter die Leute und walteten wie die Götter“ (G 236) – und sie bemächtigen sich der einheimischen Infrastruktur und zerstören symbolträchtig mit ihren Ansprüchen die kulturelle Infrastruktur der Einheimischen: die Schule wird zur Faktorei und das Pfarrhaus wird zum Kasino, wo sie sich alle treffen, um die „Traurigkeit und Öde“ (G 243) mit Wein auszuspülen, Grammophon zu hören oder unanständige Witze zu erzählen.

Musils Tagebücher, die Hans Zeller nicht zufällig Notizbücher nennt, zeigen den Autor nicht nur als einen an Fragen der Ethnologie interessierten Intellektuellen, sondern weisen ihn selbst auch als einen genauen Beobachter und Ethnographen aus. So montiert er auch einige Beobachtungen, die er als Soldat im Fersental<sup>19</sup> aufgezeichnet hat, in die Erzählung hinein. Zeller bemerkt dazu:<sup>20</sup>

Die auffällige Übereinstimmung der Formulierungen in den als „Tagebüchern“ verstandenen Notizheften mit dem Manuskript der Novelle ist also wohl nicht der Übernahme persönlicher Aufzeichnungen, sondern dem Umstand zuzuschreiben, daß Musil diese Notizen von Anfang an in Hinblick auf ihre literarische Funktion niedergeschrieben hat.

Durch diese genauen Beschreibungen gibt Musil dem geheimnisvoll-exotischen ein gleichsam empirisches Pendant, wenn er beispielsweise die Art der Frauen, auf den Eseln zu reiten, beschreibt und dabei auf die Eintragungen im Notizbuch zurückgreift: „Mädchen auf Esel, Bergweg hinanreitend. Leise schaukelnde Bewegung des ganzen Oberkörpers. Sitzt im hölzernen Tragsattel, offenbar ohne Hosen. Die Beine unziemlich hochgezogen.“<sup>21</sup> Oder er veranschaulicht mit der langsamen Art des Essens der Bauern

das erwartete Liebesabenteuer mit Grigia: „sie kauen langsam, schmatzend, jeden Bissen würdigend, so tanzen sie auch, Schritt um Schritt, und wahrscheinlich ist alles andere ebenso“ (G 247).<sup>22</sup>

Den fremden Dialekt der Grigia zitiert er als ihre „Zauberworte“:<sup>23</sup>

Die Nos, sagte sie etwa, und statt Bein der Schenken. Der Schurz war die Schürze. Tragt viel aus, bewunderte sie, und geliegen han i an bißl ins Bett eini, machte es unter verschlafenen Augen. Als er ihr einmal drohte, nicht mehr zu kommen, lachte sie: „I glock an bei Ihm!“ und da wußte er nicht, ob er erschrak oder glücklich war, und das mußte sie bemerkt haben, denn sie fragte: „Reut's ihn? Viel reut's ihn?“ Das waren so Worte wie die Muster der Schürzen und Tücher und die farbigen Borten oben am Strumpf, etwas angeglichen der Gegenwart schon durch die Weite der Wanderschaft, aber geheimnisvolle Gäste. [...] Einmal sagte ihm Grigia geradezu: „Denkn tut er etwas ganz andres, i seh' ihm eini“, und als er eine Ausflucht gebrauchte, meinte sie nur, „ah, das ist an extrige Sküß“. Er fragte sie, was das heißen solle, aber sie wollte nicht mit der Sprache heraus, und er mußte selbst erst lang nachdenken, bis er soviel aus ihr herausfragen konnte, um zu erraten, daß hier vor zweihundert Jahren auch französische Bergknappen gelebt hatten, und daß es einmal vielleicht excuse geheißen habe. Aber es konnte auch etwas Seltsameres sein. (G 247 f.)

Dass diese Fremdheitserfahrung für Homo mehr ist als ‚nur‘ eine ländliche Kontrasterfahrung zu seinem gewohnten städtisch-bürgerlichen Leben, erweist sich an Homos Erschrecken, als er durch den ersten Brief seines Sohnes an eben jenes gewohnte Leben erinnert wird: „daß sie jetzt seinen Aufenthaltsort wußten, erschien ihm wie eine ungeheure Befestigung“ (G 240), er merkt, dass er sich in eine phantastische Exotik zu verlieren droht und durch den Brief scheint ihm die Verbindung zur Realität wieder gesichert – „Er war kein Gespenst“ (G 240) – und auch die Ausnahmesituation erscheint damit als überwindbar. Paradoxerweise wird jedoch gerade diese Erfahrung zum Anstoß, die Verbindung zu seiner Familie abzubrechen: „Er ist hier, man wußte alles, und er brauchte nichts mehr zu erklären“ (G 240). Deshalb beantwortet er die Briefe seiner Frau nicht mehr. Damit erhält die Exotik in der Erzählung eine Funktion, die der Exotik im zeitgenössischen Diskurs der Kriegs- und Nachkriegszeit immer wieder zugeschrieben wurde: sie wird zum Ort der Utopie.

Gewöhnlich wird diese von Homo erfahrene Krise in der Sekundärliteratur als individuelle Krise beschrieben, weil sie alle Zeichen einer Midlife-crisis zeigt:<sup>24</sup>

Musil macht nun deutlich, daß ein Bruch mit dem bisherigen Leben und eine Neuorientierung unter Aktivierung brachliegender seelischer Kräfte für den einen eine schöpferische Herausforderung zur Höherentwicklung seiner Individualität sein kann, für den anderen jedoch eine Versuchung, durch Auslieferung an die

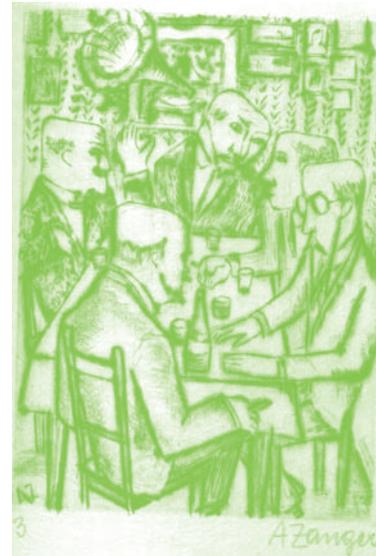
irrationalen Kräfte einer „Selbstauflösung“ den Weg zu bereiten, wie er es in *Girgia* darstellt.

Eine solche Interpretation scheint um so plausibler, wenn man die Weiterführung der „Briefszene“, die Passage der Wiedervereinigung als zentrale Episode liest. Homo erfährt hier, als er sich seine Liebe zu seiner Frau zwischen mystischer Sexualität und religiöser Überhöhung oszillierend vergegenwärtigt, die Fragwürdigkeit seines bisherigen Lebens in der Wirklichkeit.

Er war kein dem Glauben zugeneigter Mensch, aber in diesem Augenblick war sein Inneres erhellt. Die Gedanken erleuchteten so wenig wie dunstige Kerzen in dieser großen Helle seines Gefühls, es war nur ein herrliches, von Jugend umflossenes Wort: Wiedervereinigung da. [...] Jede weltläufige Betrachtung versank, jede Möglichkeit des Überdrusses und der Untreue, denn niemand wird die Ewigkeit für den Leichtsinn einer Viertelstunde opfern, und er erfuhr zum erstenmal die Liebe ohne allen Zweifel als ein himmlisches Sakrament. (G 241)

Die Einsicht in „die persönliche Vorsehung“ und das Fühlen einer „für ihn bestimmten Zauberwelt“ und des märchenhaften Bodens „mit Gold und Edelsteinen unter seinen Füßen“ (G 241) schließt diese Episode ab. Doch sollte die lakonische Fortsetzung des Textes davor schützen, in dieser ekstatischen Erfahrung des „anderen Zustands“, den er im übrigen in einer Notiz zur Reinschrift noch expliziter anspricht<sup>25</sup>, die Paradoxien der Novelle zu übersehen: „Von diesem Tag an war er von einer Bindung befreit, wie von einem steifen Knie oder einem schweren Rucksack. Der Bindung an das Lebendigseinwollen, dem Grauen vor dem Tod“ (G 241). Und später heißt es ebenso knapp und das Erzählkontinuum ins Unbestimmte auflösend: „Damals hatte er schon lange Grigia kennengelernt ...“ (G 245).

Der Widerspruch zwischen religiöser Überhöhung des Treuebekenntnisses Homos und seinem Liebesabenteuer mit der einheimischen Bäuerin wird freilich durch die eingeschobene ausführliche Beschreibung des „Goldgräberlebens“ (G 241–245) scheinbar entschärft. Vor allem die „atmosphärisch dichte, im Detail scharfe“ Schilderung der Kasinoabende in „kaleidoskopartig bewegten Impressionen“<sup>26</sup> wird zum Abbild der europäischen Zivilisation: „Es war die überall gleiche Einheitsmasse von Seele: Europa“ (G 244). Es ist eine Gesellschaft der Langeweile und des Zeittotschlagens, der bruchstückhaften und stereotypen (Schein-)Kommunikation, eine Gesellschaft, die ihre Lust auf Unterhaltung und Zerstreuung scheinbar dio-



nysisch inszeniert. Nicht zufällig erinnert die Illustration Alfred Zangerls zu *Grigia* in der Edition von 1923 an die Darstellung der Berliner Salons, wie wir sie von Zangerls gleichaltrigen Zeitgenossen George Grosz oder Otto Dix kennen.

Es scheint mir zudem signifikant zu sein, dass Musil in dieser Sequenz auch einen Zusammenhang mit dem Erlebnis des Fliegerpfeils oder Schrapnellstücks aus seinen Kriegstagebüchern herstellt, das später in die Erzählung *Die Amsel* eingeflossen ist.<sup>27</sup> Schließlich verstärkt auch die detaillierte Beschreibung einer sterbenden Fliege (G 244 f.), die Musil später an den Beginn seines *Nachlasses zu Lebzeiten*<sup>28</sup> gestellt hat, die dichte Atmosphäre von Wollust, Gewalt und Todessehnsucht, wie sie im Text in der Klimax „Abenteuersucht“, „Würgeengel“, „Engelswahnsinn“, „Krieg“ (G 244) angesprochen wird.

Musil setzt also in die Mitte der Novelle seine literarischen Impressionen zur europäischen Kriegs- und Nachkriegsgesellschaft, die in manchem seinen Reflexionen im 1922 erschienenen Essay *Das hilflose Europa oder Reise vom Hundertsten ins Tausendste*<sup>29</sup> gleichen. Diese explizite Referenz auf das historisch-kulturelle Umfeld bettet Musil in die Erzählung einer krisenhaften individuellen Grenzerfahrung ein.

Die Thematisierung der Fremdheit, des Erzählens vom Aufeinanderprallen von ermüdeten Zivilisation und animalisch-archaischer Fremdheit, die Musil zusätzlich mit exotischen Elementen pointiert, eröffnet für die „sekundäre semantische Ebene, die nur für den Leser gilt“<sup>30</sup>, eine Perspektive, die über das Individualpsychologische hinausgeht, wenn wir für die hier festgestellte Aneinanderreihung von scheinbar zusammenhanglosen oder paradoxen Episoden die anhand der Bildparataxe gemachten Überlegungen nützen und in Hinblick auf diese Episoden davon ausgehen, dass sie auf *ein* Gemeinsames verweisen.

Musils Interesse für Studien über Naturvölker, auch in der Entstehungszeit der Novelle *Grigia*, ist in den Tagebüchern mehrfach belegt, auch lobt er Robert Müllers *Tropen* im Nachruf auf den langjährigen Freund in der Wiener *Arbeiterzeitung* und in der *Prager Presse* „als eines der besten [Bücher] der neuen Literatur überhaupt“.<sup>31</sup> Alfred Doppler verweist in seiner Studie zur Erzählung *Die Amsel* auf Musils Interesse für die Schriften des Ethnologen Levy-Bruhl, weil an „der Verstandesfähigkeit der Naturvölker [...] ein Deutervermögen beobachtet [wird], das in den hochzivilisierten Staaten verlorengegangen ist“.<sup>32</sup> Hier trifft sich Musil mit Robert Müller, der in einem 1919 erschienenen Aufsatz zwischen dem „horizontalen Exotismus“, in dem „die Zuwendung zum Exotischen zum Chic entleert“ sei, und einem „vertikalen Exotismus“ differenziert.<sup>33</sup> Nach Stephanie Heckner akzentuiert Müller damit „die in seiner Zeit nur mehr schmal repräsentierte Tradition einer kritisch-utopisch motivierten Zuwendung zum Exotischen“.<sup>34</sup> Wie die in Müllers „Tropen“ erzählte Begegnung mit der indianischen Kultur eine Selbstbegegnung [darstellt]<sup>35</sup>, kann auch Homos Reise in das Fersental als „Vorgang intrakultureller Introspektion“ verstanden werden, in dem ebenso wie in den „Tropen“ „die eigenkulturelle Existenzform [...] fragwürdig [wird] in ihrem Geltungsanspruch“.<sup>36</sup>

Wie in der *Portugiesin* und in *Tonka* erzählt also Robert Musil auch in *Grigia* ein Fremdheitserlebnis, um mit literarischen Mitteln seine im oben erwähnten Essay formulierte Wahrnehmung der Kriegs- und Nachkriegszeit zu veranschaulichen und zu reflektieren: <sup>37</sup>

Zweifellos machen wir seit zehn Jahren Weltgeschichte im grellsten Stil und können es doch eigentlich nicht wahrnehmen. Wir sind nicht eigentlich geändert worden; ein bißchen Überhebung vordem, ein bißchen Katzenjammer nachdem; wir waren früher betriebsame Bürger, sind dann Mörder, Totschläger, Diebe, Brandstifter und ähnliches geworden: und haben doch eigentlich nichts erlebt. Oder ist es nicht so? Das Leben geht doch genau so dahin wie früher, bloß etwas geschwächer und mit etwas mehr Krankenvorsicht; der Krieg wirkte mehr karnevalisch als dionysisch, und die Revolution hat sich parlamentarisiert. Wir waren also vielerlei und haben uns dabei nicht geändert, wir haben viel gesehen und nichts wahrgenommen.

Und wenig später heißt es im selben Essay: <sup>38</sup>

[...] die Erfahrung des Kriegs hat es in einem ungeheuren Massenexperiment allen bestätigt, daß der Mensch sich leicht zu den äußersten Extremen und wieder zurückbewegen kann, ohne sich im Wesen zu ändern. Er ändert sich, aber er ändert nicht *sich*.

Robert Musil selbst verhindert durch sein literarisches Verfahren der Parataxe, in dem einzelne Bilder und Episoden wie in einer Collage recht unvermittelt nebeneinander stehen, *Grigia* im Sinne eines mechanistischen Erkenntniskonzeptes bloß als Widerspiegelung sozialgeschichtlicher oder individueller, biographischer Prozesse zu verstehen. Die Auseinandersetzung mit dem historisch-kulturellen Umfeld soll auch nicht einfach eine soziokulturell orientierte gegenüber einer individualpsychologischen Interpretation absichern. Vielmehr sollte der vorliegende Versuch, einen literarischen Text zu kontextualisieren und die im Text eingeschriebenen Fremdheitskonzepte zu analysieren, neugierig machen auf den zeitgenössischen Diskurs, an dem sich Musil mit seinen literarischen Möglichkeiten beteiligt und wo es ihm gelingt, mit dieser Erzählung in einem „mikroskopischen Verfahren“<sup>39</sup> auf soziale, historische, politische, kurz kulturelle Bruchlinien zu verweisen.

### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Robert Musil: *Grigia*. In: R. M.: *Gesammelte Werke in neun Bänden* hg. v. Adolf Frisé. Bd. 6. 2. verb. Aufl., Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1981, S. 234–252, hier S. 237. Im Folgenden mit G und Seitenzahl zitiert.
- <sup>2</sup> Robert Musil: *Die Portugiesin*. In: R. M.: *Gesammelte Werke* (Anm. 1), S. 252–270, hier S. 253.
- <sup>3</sup> Robert Musil: *Tonka*. In: R. M.: *Gesammelte Werke* (Anm. 1), S. 270–306, hier S. 272.
- <sup>4</sup> Ebd., S. 282.
- <sup>5</sup> Ebd., S. 285 f.
- <sup>6</sup> Ebd., S. 284.

- <sup>7</sup> Vgl. Karl Corino: Robert Musil. Leben und Werk in Bildern und Texten. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1988, S. 290 f.
- <sup>8</sup> Karl Corino: Robert Musils „Vereinigungen“. Studien zu einer historisch-kritischen Ausgabe. München, Salzburg: Fink (= Musil-Studien 5), S. 28.
- <sup>9</sup> Karl Eibl: Robert Musil. Drei Frauen. Text, Materialien, Kommentar. München, Wien: Hanser (= Reihe Hanser, Literatur-Kommentare 13), S. 98.
- <sup>10</sup> Corino (Anm. 8), S. 28.
- <sup>11</sup> Eibl (Anm. 9), S. 172.
- <sup>12</sup> Ebd.
- <sup>13</sup> Rosmarie Zeller: Zur Komposition von Musils Drei Frauen. In: Gudrun Brokoph-Mauch (Hg.): Beiträge zur Musil-Kritik. New York, Wien u. a.: Lang 1983 (= New Yorker Studien zur neueren deutschen Literaturgeschichte 2; Europ. Hochschulschriften: Reihe 1, Dt. Sprache u. Literatur 596), S. 25–48, hier S. 27.
- <sup>14</sup> Ebd., S. 41.
- <sup>15</sup> Robert Musil: Vorwort IV. In: R. M.: Gesammelte Werke (Anm. 1). Bd. 7, S. 965–974, hier S. 970.
- <sup>16</sup> Eibl (Anm. 9), S. 141.
- <sup>17</sup> Vgl. Rolf-Peter Janz: Faszination und Schrecken der fremden Kultur. In: Ergebnisse des Initiativ-Wokshops „Supranationalität – Internationalität – Regionalität: Kulturvergleiche“. Hg. von Manfred Wagner. Wien: IFK (= IFK materialien 2/94), S. 24–31, hier S. 25.
- <sup>18</sup> Musil skizziert die „Schuhe der Palaier Frauen“ in seinen Tagebüchern. Vgl. R. M.: Tagebücher. Hg. v. Adolf Frisé. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1976, S. 304.
- <sup>19</sup> Musil war von Mai bis November 1915 als Adjutant im Raum Pergine stationiert. Vgl. Karl Corino (Anm. 7), S. 226–239.
- <sup>20</sup> Hans Zeller: Das Arbeitsmanuskript von Musils Novelle „Grigia“ in der Bibliotheca Bodmeriana. In: Hommage à Musil. Genfer Kolloquium zum 50. Todestag von Robert Musil. Hrsg. von Bernhard Böschenstein und Marie-Louise Roth. Bern, Wien u. a.: Lang 1995 (= Musiliana 1), S. 55–62, hier S. 60.
- <sup>21</sup> Musil, Tagebücher (Anm. 18), S. 304.
- <sup>22</sup> Vgl. dazu die Tagebucheintragung (Anm. 18, S. 307): „Will man sich von der Geschlechtlichkeit der Bauern eine zutreffende Vorstellung machen, so muß man an ihre Art zu essen denken. Sie kauen langsam, schmatzend, jeden Bissen würdigend. So tanzen sie auch Schritt um Schritt und wahrscheinlich ist alles andere ebenso.“
- <sup>23</sup> Auch hier greift Musil auf Aufzeichnungen im Tagebuch (Anm. 18, S. 321) zurück. Die Liste von Dialekt-Beispielen übernimmt er hier wörtlich.
- <sup>24</sup> Bernhard Großmann: „Grigia“. In: B. G.: Robert Musil. „Drei Frauen“. Interpretationen. München: Oldenbourg 1993 (= Oldenbourg Interpretationen 63), S. 19–52, hier S. 22.
- <sup>25</sup> Vgl. Zeller (Anm. 20), S. 57. Die Notiz lautet: „Hinausführen aus der für normal geltenden Art des Lebens. (...) Das Gefühl, daß ihm ein Wunder bewiesen wird und Gridja ein Teil in einer Sendung ist, welche ihm den Blick gibt für das schon übernatürliche Existieren mit seiner Geliebten. (...) Gridja ist gar keine Person, kein Egoismus. (Ev. bei den schönen Worten, Heu usw)“.
- <sup>26</sup> Großmann (Anm. 24), S. 30.
- <sup>27</sup> Tagebucheintrag vom 22/IX. (Anm. 18), S. 312.
- <sup>28</sup> Robert Musil: Das Fliegenpapier. In: R. M.: Gesammelte Werke (Anm. 1), Bd. 7, S. 476 f.
- <sup>29</sup> Robert Musil: Das hilflose Europa oder Reise vom Hundertsten ins Tausendste. In: R. M.: Gesammelte Werke (Anm. 1), Bd. 8, S. 1075–1094.
- <sup>30</sup> Zeller (Anm. 13), hier S. 29.
- <sup>31</sup> Robert Musil: Robert Müller. In: R. M.: Gesammelte Werke (Anm. 1), Bd. 8, S. 1131–1137, hier S. 1134.
- <sup>32</sup> Alfred Doppler: Von der Wortbedeutung zum Textsinn. Robert Musils Novelle „Die Amsel“. In: A. D.: Wirklichkeit im Spiegel der Sprache. Aufsätze zur Literatur des 20. Jahrhunderts in Österreich. Wien: Europaverlag 1975, S. 133–149, hier S. 148.
- <sup>33</sup> Zit nach Stephanie Heckner: Das Exotische als utopisches Potential. Zur Neubestimmung des Exotismus bei Robert Müller. In: Sprachkunst, 17. Jg. (1986), 2. Halbband, S. 206–223, hier S. 215.
- <sup>34</sup> Ebd.

<sup>35</sup> Ebd., S. 221.

<sup>36</sup> Ebd.

<sup>37</sup> Musil (Anm. 29), hier S. 1075 f.

<sup>38</sup> Ebd., S. 1080.

<sup>39</sup> Vgl. Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. In: C. G.: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (= stw 696), S. 7–43, hier S. 30.



## „Der Brenner“ (1910–1954) Eine Zeitschrift inmitten des theologischen Wirrwarrs von Silvano Zucal (Trient)

Die von Ludwig von Ficker gegründete Zeitschrift *Der Brenner* riß das kleine Land Tirol abrupt aus seinem ruhigen kulturellen Schlaf. Von Innsbruck ausgehend stellte sie eine Herausforderung an die österreichische Welt und darüber hinaus an den gesamten deutschsprachigen Raum dar.

Der *Brenner* kennt grundsätzlich zwei Phasen (sowie eine weniger bedeutende dritte und letzte).<sup>1</sup> In seiner ersten Periode, die von 1910 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs reicht, ist er eine gut gemachte Zeitschrift, provokant und anregend, mit einem besonderen Augenmerk für das Unveröffentlichte, gleichwohl Wesentliche. Er beschäftigt sich vorwiegend mit politischen, literarischen und künstlerischen Themen und wird somit zum intellektuellen Sprachrohr eines ästhetischen Experimentalismus expressionistischen Charakters. Sein wichtigster Protagonist war Georg Trakl, sein Ideologe und Anreger Carl Dallago.<sup>2</sup> Das Trauma und die tiefen Wunden, die der Krieg hinterlassen hatte, sowie das Sich-Abfinden mit der Enge der neuen Grenzen nach der Erfahrung, einer imperialistischen Weltmacht zuzugehören, wirkte selbstverständlich auch auf jenen Innsbrucker ‚Kreis‘, der sich um Ludwig von Ficker gebildet hatte.

Als nämlich die Zeitschrift 1919 wieder erschien, war sie unter bestimmten Aspekten nicht wiederzuerkennen.<sup>3</sup> Sie scheint, so behauptet Ferdinand Ebner in seinem *Mühlauer Tagebuch*, ein „anderes Gesicht“ zu haben: „Später blätterte ich die älteren Jahrgänge des Brenner durch, aus der Zeit, in der der Brenner noch jenes ‚andere Gesicht‘ hatte, das den Literaten freilich besser zusagte u. dessen Herr F. sich nun beinahe schämt.“<sup>4</sup> Natürlich waren die ästhetischen und literarischen Themenkreise nicht gänzlich verschwunden (die produktive Vermischung der Genres blieb auch weiterhin ein typischer Charakterzug des *Brenner*), sie traten aber zugunsten theologischer Themen zurück, die sich mit unerwarteter Kraft und Wirksamkeit verbreiteten. Ein „neuer Gedanke“ (um eine Formulierung von Franz Rosenzweig zu übernehmen) mußte sich Luft machen, und das Konzept dieses „neuen Gedankens“ konnte die Konfrontation mit der philosophisch-theologischen Fragestellung nicht vermeiden. Der neue Ausgabezyklus des *Brenner* wurde wahrlich zu einem Pulverfaß bezüglich der Diskussionen über das Christentum. Gerade „jener Krieg“, der von allgemeiner Brutalität, Grausamkeit und Unmenschlichkeit gekennzeichnet war<sup>5</sup>, setzte nun das Bedürfnis nach einer *neuen Gestalt des Menschlichen* als unwiderrufliches Erfordernis voraus. Diese sollte in irgendeiner Weise ein Echo jener eindringlichen Ausdruckskraft der Lyrik Trakls sein, mit der Ficker sein Vorwort zum Wiederbeginn abschloß: „Aber stille blutet in dunkler Höhle stummere Menschheit, / Fügt aus harten Metallen das erlösende Haupt“<sup>6</sup>.

Die allgemeine Brutalität, Grausamkeit und Unmenschlichkeit, das Chaos einer absoluten Unbestimmtheit, die sich ohne jede Gegenwehr behauptet hatte, zwang zur Suche nach einer neuen Hoffnung, die den von Trakl evozierten verstummten und blutenden Menschen jenseits des Greuels und der Verwüstung gegeben werden konnte.

### Die drei Duellanten des „Religiösen“

In diesem Kontext treten im *Brenner* drei paradoxerweise als Duellanten des „Religiösen“ zu bezeichnende Persönlichkeiten ans Licht, die zwar vom selben Streben und von einer ähnlichen Spannung angetrieben sind, sich aber bis hin zur Auslösung eines wahren theologischen Sturms innerhalb des Ficker-Kreises duellieren. Carl Dallago, der Bozner Philosoph, ist – wie schon angedeutet – in der ersten Periode der Zeitschrift ihr unbestrittener Leader; Theodor Haecker, der große Übersetzer sowie Vermittler Kierkegaards und Newmans, sowie Ferdinand Ebner, der Grundschullehrer aus Niederösterreich und, zusammen mit Buber und Rosenzweig, Begründer des dialogischen Gedankens, sind die beiden anderen Kontrahenten. Im Hintergrund schwebt immer als eindrucksvoller Schatten Kierkegaard, der gemeinsame Lehrer, der durch die Tiroler Zeitschrift in die philosophische Kultur Europas eingeführt wurde.

Alle drei aber vertreten eine eigene Hermeneutik des Dänen, entsprechend ihrem eigenen theoretischen Werdegang und ihrer „religiösen“ Interpretation. Die vergleichende Lektüre der Texte, die fortlaufend im *Brenner* erschienen (oder die von ihrem Erscheinen im *Brenner* bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges eine weitere Überarbeitung erfahren haben) und die ein Ergebnis der Nachforschungen dieser Religions-Philosophen sind, bestätigt die Heftigkeit ihrer Auseinandersetzung. Dieser Konflikt ist auch ein Zeichen für die ungelösten epochalen Spannungen, die nach der Jahrhundertwende in der katholischen und evangelischen Christenheit herrschten.

### Die Kirche als erdrückende Nische und als befreiende Möglichkeit

Das tragische Erlebnis des Weltkriegs, der den Abfall der Menschheit in die Barbarei aufgezeigt und sich als Vorbote einer noch schlimmeren Zukunft erwiesen hat, ist der gemeinsame Ausgangspunkt der *Brenner*-Philosophen. Dieses Erlebnis führt sie zu unterschiedlichen Schlußfolgerungen, die jedoch alle den identischen Drang aufweisen, die Genesis des von Haecker definierten „Chaos“<sup>7</sup>, des Krieges, den Dallago als „Netz von Gewaltsamkeiten“<sup>8</sup> und von Ebner „Verzerrung aller Gesichtszüge der westlichen Menschheit zu einer entsetzlichen Karikatur“<sup>9</sup> bezeichnet, gründlich zu erforschen. Die Positionen der drei Autoren weichen aber deutlich voneinander ab, sobald die Rolle der Kirche als Institution analysiert wird. Über dieses Thema gibt es heftige Auseinandersetzungen zwischen dem radikal antikirchlichen Dallago, dem von der „Wiederkehr der Kirche in den Seelen“, wie einst Romano Guardini, faszinierten Haecker und schließlich dem mit Unbehagen sich den Theorien Dallagos nähernden Ebner, der diese Theorien zwar in hohem Maße teilt, die Art und die Bissigkeit der Polemik jedoch mißbilligt. Eine Art und Weise, die seine dialogische Sensibilität verletzt und seinen Traum von einer Kirche als dialogischer Gemeinschaft verneint.

Dallago geht es vorwiegend darum, einen Schutzwall um das *Spirituelle* in seiner Fülle und Echtheit zu errichten, da es nur in dieser Weise möglich ist, eine erfüllende Gemeinschaft mit Gott zu schaffen – mit einem Gott, der in der Vorstellung Dallagos in einer nahezu pantheistischen oder besser panentheistischen Darstellung aufgeht. Haecker hingegen meint, daß es notwendig sei, sich auf die große katholisch-augustinische und vor allem thomasische *traditio* zu beziehen. Er lehnt eine derartige Begrenzung ab, denn seiner Ansicht nach sollte alles – wenn auch nach einer kritischen Prüfung – in einer ontologisch-analogischen, hierarchisch gegliederten Sicht der gesamten Realität angenommen werden.

Weder die *ecclesia* (Geistlichkeit), noch das Autoritätsprinzip, das von dieser ausgeht, ist für den Neophyten-Katholiken Haecker (der sich aus Unzufriedenheit gegenüber dem protestantischen Glauben seiner Zeit zur katholischen Religion bekehrt hat) ein Mythos. Beide bleiben seiner Ansicht nach in der allgemeinen Verwirrung der Nachkriegszeit ein unausweichlicher Bezugspunkt. Nicht nur als schützende Oase und Alternative zu den Totalitarismen, deren Umrisse Haecker als scharfsinniger Prophet schon voraussah (er wurde auf diesem Wege maßgebend für die zukünftigen Märtyrer der „Weißen Rose“), sondern als echte Möglichkeit einer spirituellen Seins-Ordnung. Einer Ordnung, die eines Gründungsprinzips bedarf, eines vermittelnden Momentes, einer entschiedenen Unterstützung sowie einer organischen Gliederung, um nicht in das Chaos und die Unbestimmtheit unvermeidlichen geistigen und ethischen Unglücks zu verfallen. Das epochale Unglück ist für Haecker die in subjektiver und objektiver Hinsicht erfolgte Umstürzung jener Ordnung, in welcher die *ecclesia* eine entscheidende Rolle, auch bezüglich anderer sozialer Körperschaften wie Familie und Staat, spielt. Seine persönlichen Erfahrungen mit der protestantischen Lehre ermöglichten es ihm, im radikalen Subjektivismus eine tödliche Gefahr – verbunden mit einem ständigen geistigen Rückschritt – zu erkennen; dies auch bezüglich der Offenbarung. Er beobachtet einen religiösen Individualismus, der sich leicht mit der kleinbürgerlichen Anpassung in Verbindung setzen läßt und den Glauben in eine solipsistische Selbstbestätigung überführt. Laut Haecker sollte der Mensch weder *absolutus* sein, noch durch ein zerstörerisches Streben nach Autonomie vom alles haltenden sowie allem standhaltenden Prinzip entwurzelt werden sowie von demjenigen, der dieses Prinzip dem Menschen bietet und verleiht, losgelöst sein. (Dallago hingegen verlangt für den Menschen diesen Status des *absolutus* als Freiheit von jeglichen Zwängen.)

Aber gerade weil der Mensch nicht eine Selbstgründung seiner selbst ist, muß er sich auf etwas anderes beziehen und die freie göttliche Offenbarung dank der Vermittlung durch eine konkrete und sichtbare Gemeinschaft annehmen. Daher stammt Haeckers Lobpreisung der Institutionskirche als Ort der religiösen Vermittlung par excellence und als Ort gestaffelter und gekonnter Weitergabe eines offenbaren *depositum*. Es gibt keine Bezüge zwischen Weltlichem und Spirituellem, ohne daß zuerst konkrete und sichtbare Orte durchlaufen werden, Orte, an denen es möglich ist, das Spirituelle meta-individuell zu erfahren, selbst wenn dies eine Unterwerfung unter das Gesetz und das Autoritätsprinzip im Bereich des Geistes bedeutet. Laut Haecker also ist die Kirche als

Institution Inhaberin einer wertvollen immunisierenden Ordnung, die im Gegensatz zum Chaos steht, und ihre Autorität ist eine positive und fruchtbringende, da sie das Mittel zur Befreiung aus dem Anarchismus und dem spirituellen Individualismus ist. Es gibt keinen Sieg über das Böse außerhalb der Kirche, da *extra ecclesia* sich der Mensch um eine verderbliche *Hybris* windet, eine Art perverser Selbstvergöttlichung. Ohne eine sichtbare Kirche ist vor allem aber auch die Politik zum ethischen Scheitern verurteilt, da es kein „sichtbares“ übernatürliches Gesetz gibt, nach dem sich der Staat richten könnte. Der Staat, der „sichtbarer“ Interpret des Gesetzes beziehungsweise der Gerechtigkeit sein will.

In diesem Zusammenhang wies Haecker auf die Schwächen der protestantischen Position gegenüber dem heraufziehenden deutschen Chauvinismus und Totalitarismus und auf die Stärken der römisch-katholischen Kirche (und jene des Papstes), da die Kirche sich klar von den Trugbildern distanzierte und zu den sich anbahnenden Ereignissen deutlich Stellung bezog. Der dialektische Widerspruch zwischen weltlicher Sphäre und geistigem Kreis, zwischen dem sich Wandelnden und dem Unwandelbaren, löst sich, laut Haecker, dank der *figura ecclesia* auf, die eine Vermittlung darstellt und jeglichen verderblichen Dualismus löst. Eine Synthese erweist sich also für Haecker unumgebar, auch wenn es sich dabei, Kierkegaard und Thomas von Aquin folgend, um eine Synthese handelt, die nicht auf Hegels Anschauung zurückfallen will. Nur eine lebendige Kirche – und das heißt: radikal in ihrer evangelischen Botschaft, wahrlich gemeinschaftlich, dem Wort Gottes treu und von der Unverfügbarkeit des Übernatürlichen überzeugt – kann nämlich eine solche Synthese erreichen.

Gerade diese von Haecker umsichtig dargelegte Synthese erweist sich für Dallago als inakzeptabel und verursacht eine (aufgrund stärkster gegenseitiger Polemiken unter den beiden Protagonisten des ecclesiologischen Zwistes) beinahe unerträgliche Spannung im Ficker-Kreis. Der Bozner Philosoph meint, das Weltliche und das Spirituelle sollten in ihrem ununterdrückbaren Dualismus und in ihrer unvereinbaren Verschiedenheit erhalten bleiben. Dallago sieht in der Vermittlung der Institutionskirche eine Kontaminierung, sogar eine unerträgliche Alteration des Geistlichen.

Mit Sicherheit sind wir Welt und Fleisch, aber wir können nicht, indem wir verweltlichen und eine „fleischliche“ Konkretisierung verfolgen, die in seinen Augen die römisch-katholische Kirche ist (vor allem die päpstliche Macht)<sup>10</sup>, unsere geistige Erfahrung bereichern. Der absolute Vorrang des Spirituellen ist so groß, daß er keine weltlichen Kompromisse zuläßt. Es ist die Überlegenheit auf ontologischem Niveau, die die Existenz des Spirituellen charakterisiert. Wann immer eine solche Vorrangstellung angezweifelt wird, erfährt das Spirituelle eine unerbittliche und unvermeidliche Entwürdigung, besser gesagt die eigene ontologische Entropie.

Das Christentum als christliche und spirituelle Religion ist zur „Weltreligion“<sup>11</sup> geworden, weltliche Religion, da die Kirche, als Konkretisierung des Religiösen, das Gesetz der Welt und vor allem das kulturelle Paradigma der bürgerlichen Kultur des Westens als eigenes Gesetz angenommen hat. Die Kirche als weltliche Institution stellt für Dallago die Verweltlichung des wahren religiösen Geistes dar. Diese hatte

zwar während der tragischen Kriegszeit eine offensichtlich breite Öffentlichkeit, in Wirklichkeit war sie aber spirituell blind und unproduktiv und hat, indem sie alle Heere und jede Fahne segnete, nur bewiesen, daß sie unfähig ist, sich der bevorstehenden Abdriftung des Geistes und der Gewaltspirale zu widersetzen. Verbindet man sich mit einem Phänomen, das fremd und anders ist, so nistet sich dieses arglistig ein und greift das Innere an, bis es dieses zur Gänze einnimmt. Die weltliche Logik aufzunehmen bedeutet, sich vor sich selbst zu entfremden, die äußere Erscheinung anstelle der Tiefe und der Authentizität anzunehmen. Die Kirche ist eine heilige Institution mit hohem kulturellem und ethisch-sozialem Wert, eine überfeinerte Art der Disziplinierung. All dies bedeutet nur, daß das wirklich Zählende die Adhäsion einer äußeren Hülle (mit all ihren Ordnungen und Gesetzen) ist, die auf Kosten der wahren Teilnahme des Herzens und des Geistes geht. Für Dallago ist die Verkirchlichung des Religiösen keine intime Unmittelbarkeit des religiösen Geistes, kein ehrwürdiger Hauch sowie keine Erhebung mehr, sondern eine Einrichtung, die für einige noch eine Funktion hat, für viele aber eine passive und erschöpfte Unterwerfungsform ist. Angespornt durch die erlesene Triade, bestehend aus Kierkegaard, Nietzsche und den Übersetzungen der chinesischen spirituellen Tradition des *Tao-Te-King* von Laotse (das er „übersetzt“, interpretiert und vermittelt hat), attackiert der Bozner Philosoph vehement die Kirche, die sich immer stärker mit der weltlichen Macht identifiziert bis zu dem Punkt, an dem sie zu ihrer Doppelspielerin wird.

Kann eine Kirche geistige Vermittlerin sein, wenn sie sich zuweilen ausschließlich um den Schutz der Privilegien, auf die sich ihre Macht stützt, und die Quantität der Mittel und der Mitglieder kümmert? Für den „Franziskaner“ Dallago – der das blühende Geschäft des Vaters in Bozen aufgab, um sich gänzlich der Erhebung des Geistes in seinem *buen retiro* in Nago bei Torbole zu widmen, in seinem im Felsen gebauten Haus, von dem aus er die Unermeßlichkeit des Gardasees mit seiner sanften Aura beobachtete, oder im nicht weniger eindrucksvollen spirituellen Zufluchtsort in Varena im Fassatal, inmitten der rauhen Berglandschaft – waren die kirchlichen „Angelegenheiten“ einfach unerträglich. In dieser „ländlichen Umgebung“, wie er sie selbst definiert, sollte sein philosophisch-religiöses Bestreben zunehmen, nie zurückgehen oder „in die Knie fallen“ wie in Trakls Gedicht *Unterwegs*. Dies würde das Einschlagen eines Weges der pathologischen Zerstörung bedeuten, der Zersetzung und der Trostlosigkeit, die Trakl in seinen Gedichten als Zeuge seiner Zeit zum Ausdruck bringt. Alles „Kirchliche“ läuft aufgrund einer fehlenden Spannung auf eine Öde und Entkräftung hinaus. Die Kirche ist in Wirklichkeit ein säkularisierter und verweltlichter Körper, dem die Religion einen Geist und eine Seele geben sollte. Ein unmögliches Unternehmen. Wo eine Organisation vorliegt, kann und wird es nie ein wahrlich tiefes, inneres Wachstum oder Reife geben. Wo es juridische Gesetze und autoritäre Gebote gibt, wird die Freiheit des Geistes erstickt, geht sie verloren. Das „treue“ Individuum paßt sich passiv an, und in diesem Prozeß wird die religiöse Dimension, die spirituelle Verinnerlichung, nebensächlich, ja sogar

unwesentlich, während die Angleichung an das Alltägliche zum Wesentlichen erhoben wird. Es dominiert der alltägliche Schematismus, die Wertmaßstäbe werden auf den Kopf gestellt: Das wandelbare Geschichtliche überwiegt gegenüber dem Unwandelbaren.

Dallago, der nicht manichäisch sein wollte, hält aber an einem produktiven und – seinen Worten nach – notwendigen Dualismus des Realen fest. Das spirituell Reale und das weltlich Reale sind ursprünglich zweifach, und seine „schwache Christologie“ – von der noch die Rede sein wird – will eine Vereinigung dieser Zweifachheit nicht akzeptieren. Es gibt jedoch einen weiteren Widerspruch, der laut Dallago aufrechterhalten werden sollte: die Dialektik des Inneren-Äußeren. Das Religiöse ist immer eine innere Realität, ein produktives, persönliches und intimes Verhalten gegenüber dem Absoluten, das allen Determinierungen entkommt, sich aber mit radikaler Transparenz nur dem intimen Gefühl offenbart. Dieses auszudrücken oder zu veräußerlichen sowie in eine äußerliche oder gar institutionelle Bindung einzukerkern, sollte nicht versucht werden. Wenn diese dialektische Opposition nicht eingehalten wird, wenn das Innerliche sich institutionalisieren will, geht das, was das Religiöse charakterisiert – und zwar seine unerschöpfliche Freiheitskraft im Zusammenhang mit dem Weltlich-Materiellen – verloren. Es gibt also eine Alternative zwischen dem Religiösen und der Kirche: „Die Kirche ist äußerer Behang; das Religiöse ist inneres Wachstum. Die Kirche organisiert; das Religiöse desorganisiert. Die Kirche verdunkelt mit ihrem Licht; das Religiöse schöpft sein Licht aus dem Dunkel. Die Kirche verschließt; das Religiöse erschließt.“<sup>12</sup>

Beutet das Kirchliche das Religiöse aus, wird die Kirche eine weltliche Macht und ein Ort, von dem diese Macht ausgeht, dann schrecken die Kirchenoberhäupter sogar davor nicht zurück, Kriege, Heere und Waffen zu segnen, dann ist die Veräußerlichung vollendet und eine Konkordatskirche entstanden. Eine Kirche, die keinerlei Unterschied zu anderen weltlichen Entitäten kennt und die ihre Anhänger rein numerisch um sich versammelt und wahrnimmt, „Truppen“ beziehungsweise Figuren ohne Gesicht, Wesen, die lebende Tote und an den religiös-kirchlichen Brauch der sozialen Initiation gebunden sind. Denkt man etwa – meint Dallago – an die katholische Metamorphose, die sich im Taufakt vollzieht, an die Unterwerfung vor Gott als Geist, die sich zu einem formellen und rituellen Akt entwickelt hat, „der für das Fortkommen in dieser Welt äußerst förderlich, ja oft geradezu unerlässlich“<sup>13</sup> geworden ist, kann man dem Vorurteil des dominanten Kollektivs nicht wieder entsprechen.

Eine Kirche, die sogar „die Allmutter Natur in Verruf gebracht hat, um sich selber als die wahre Mutter zur Geltung zu bringen. Aber welch ein mütterlicher Schoß, dieser Schoß der ‚allein selig machenden christlichen‘ Kirche, die einen im Jenseits umso besser bettet, je mehr man sich ihr unterordnet.“<sup>14</sup> Die von Dallago, der sich selbst als *Landschaftsmensch* bezeichnete, geforderte Naturreligion steht im klaren Gegensatz zur kirchlichen *religio* und zu ihren Zweifeln an all dem, was unüberlegt und natürlich ist (wie die Sexualität und die Körperlichkeit im allgemeinen). Der von Dallago bemerkte Dualismus von Körper und Geist wird von ihm als eine Wunde empfunden, die der Natur kraft einer kirchlichen Überwältigung/Einmischung zugefügt wird.

Mit der Veröffentlichung des Werkes *Die rote Fahne*<sup>15</sup> scheint die Polemik Dallagos eine marxistische Richtung einzuschlagen. Nichts ist dem Gedanken Dallagos fremder. Das Rote und das Rote Banner sind die Farben des Blutes, der Liebe und des Martyriums des wahrlich spirituellen Menschen, sie schenken also Leben, um sich gegen alle für das Spirituelle tödlichen Gewalten und also bewußt gewalttätigen Kräfte zu setzen. In diesem Kontext steht für Dallago die Kirchlichkeit in einer Linie mit dem Faschismus sowie jeder Form des Chauvinismus.

Selbstverständlich konnte die Definition der Kirche als „autoritäre Verwalterin des Christentums“<sup>16</sup>, die dadurch zur „Mörderin des Geistigen und Religiösen“<sup>17</sup> wird, oder als „der profanste Staat“<sup>18</sup>, der ganz auf die Macht und die religiöse Veräußerlichung konzentriert ist, nichts anderes als eine heftige Auseinandersetzung mit Haecker auflösen. Das Zusammenleben der beiden ecclesiologischen Richtungen innerhalb des Ficker-Kreises erwies sich als unmöglich. Als Anhänger Kierkegaards konnte Haecker eine scharfe Polemik gegen die Unechtheit der Kirche, ihren Verrat, ihre Versuchungen zu einem „Regime der Christenheit“ noch tolerieren, nicht aber eine Vernichtung, wie sie Dallago vornimmt, unter deren Trümmern die – für Haecker, wie wir gesehen haben, ununterdrückbare – Funktion der Kirche als sichtbare Vermittlung zwischen den Menschen und Gott wiederzufinden ist. Der Konflikt war nicht nur ein theoretischer, er wurde auch privat ausgefochten, was Ficker in eine nicht einfache Position versetzte. Man denke nur an die strategische Rolle, die Dallago vor dem Krieg im *Brenner* einnahm, als Ficker den Bozner Philosophen ständig über noch nicht erschienene Beiträge seiner Mitarbeiter zu Rate zog, indem er ihm jeden wichtigen Brief zukommen ließ. In seiner Rolle als Leitfigur und offizieller Ideologe des Kreises (obwohl Ficker nicht immer die Hinweise Dallagos befolgte oder sich zu eigen machte) hatte er doch als erster vorgegeben, was dann beraten wurde, auch welche Zensuren vorgenommen wurden.

Als 1922 der Konflikt seinen Gipfel erreichte, wollte Dallago seinen Standpunkt mit der Abhandlung *Eine Auseinandersetzung*<sup>19</sup> – die er im vorherigen Herbst in Nago verfaßt hatte – noch genauer umreißen. Wie schon im Titel angedeutet, sollte dort auch eine Erläuterung seiner Thesen erfolgen. Alles kreist dabei für Dallago um den Begriff der Autorität. Wer besitzt Autorität? Der Geist oder die kirchliche Einrichtung? Das „Autoritäre“ (Haecker) beinhaltet, daß der Mensch, der keinen konkreten Ort mehr hätte, an dem das wahre und korrekte Verhältnis zum Geist bewahrt wird, zu einem unvermeidbaren existentiellen Verlust bestimmt ist. Der „Antiautoritäre“ (Dallago) behauptet hingegen, daß das Verhältnis zur Wahrheit des Geistes ein unmittelbares und verinnerlichtes ist. Deshalb wird das, was wirklich „Sache des Geistigen und Religiösen [ist.] von keinem System, auch von keinem Glaubenssystem, entschieden [...], sondern von den Personen – von ganzen Menschen, die glauben.“<sup>20</sup> Niemand kann die Freiheit und zugleich die enorme Verantwortung des persönlichen Verhältnisses mit dem Absoluten ersetzen. Mit dem Absoluten, das sich nicht in einer geschichtlichen Kirche verkörpern kann, noch weniger in der römischen Kirche, da „das Regime der Romkirche zur Zeit ihrer weltlichen Machtfülle nicht das Regime des Absoluten war und sein konnte.“<sup>21</sup>

Der ecclesiologische Zwist zwischen Haecker und Dallago schien sich als neuer Schwerpunkt durchzusetzen, den der Ficker-Kreis nicht umgehen konnte. In diesem Zusammenhang tritt, neben den zwei Denkern, die die philosophisch-religiöse Debatte monopolisiert hatten, der schüchterne Volksschullehrer Ferdinand Ebner auf. Ebner versucht Ficker eine Lösung vorzuschlagen, die überzeugender erscheint als jene der beiden Streitenden und die darüber hinaus auch ein neuer Bezugspunkt für den *Brenner* sein konnte. Mit klarem Verstand zeigt Ebner die Grenzen beider Einstellungen auf. Obwohl er Haecker sehr dankbar war – der ihn aus der Isolation befreite, indem er Ficker bat, seine *Pneumatologischen Fragmente* zuerst in der Zeitschrift und später als Buch zu veröffentlichen – teilte er die Kirchlichkeit Haeckers nicht zur Gänze, da sie ihm zu optimistisch, zu „philosophisch“ erschien, unfähig, der echten Glaubensforderung zu entsprechen, und vor allem der „choreographischen Darstellung“ der echten spirituellen Dimension allzu sehr entgegenkommend. Die wahre spirituelle Dimension findet man laut Ebner nur im gegebenen Wort und in der stotternden (mündlichen) menschlichen Antwort. Sogar das Ereignis des Wortes erfährt in seiner extremen *Kenosis*, im Kreuz, bis hin zu einer „Stilisierung des Kreuzes“, eine prunkhafte Dimension. Diese Stilisierung des Kreuzes wird zur Stütze und zum Blendwerk der kirchlichen Zugehörigkeit und nicht radikale Offenbarung des dialogischen, christlichen Wortes, dessen „teuren Preises“, eines „Preises“, der das dialogische Wort immer voraussetzt.

Ebner sah die Kompromisse und litt zusammen mit Dallago unter den Kompromissen, die die Kirche mit den Mächten der Zeit einging, unter der ausbleibenden Reaktion gegenüber der herrschenden Kriegshetzerei und dem Chauvinismus, unter dem sozialen Konformismus, der Stilformen und Liturgien vorschrieb, und unter der Hypertrophie der Einrichtungen, der Unfähigkeit, demütige Diener des Wortes zu sein. Ebners Texte über die Kirche sind bitter. Es genügt ein Blick auf dieses „Bekenntnis“ an Ficker:<sup>22</sup>

Nach dem Abendessen sprachen wir wieder über die Kirche, nicht über ihre Idee, sondern wie sie wirklich ist u. wie ihr u. ihrer Diener Wirken wahrnehmbar ist im Getriebe dieser Welt: angesichts dessen man freilich an der Idee der Kirche fast verzweifeln könnte. Wenn die Kirche wirklich eine in den Realitäten des geistigen Lebens wurzelnde u. von dorthin ihr Daseinsrecht schöpfende Institution ist, wo wird sie dann als das wahrnehmbar? In ihren Gotteshäusern, die längst zu politischen Agitationslokalen entwürdigt wurden? In den klerikalen Zeitungen, die sich ganz in den Dienst der monarchistischen Reaktion zum Zweck der Erhaltung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung gestellt haben? Im Beichtstuhl, wo Alkoholiker Abstinenzdispens für christlichsoziale Wählerversammlungen erhalten können?

Trotz der Heftigkeit von Ebners Kritik hat diese nicht dieselben Voraussetzungen wie die Dallagos. Sie distanziert sich sogar gänzlich von dieser. Aus der heftigen Kritik Dallagos an Haecker in bezug auf den Schutz der absoluten individuellen Freiheit und der Freiheit des Gewissens gegen jegliche außenstehende Herrschaft entsprang eine

Zentralisierung des Ich, einerseits bezüglich der religiös gemeinten Wechselbeziehung mit der „Mutter Natur“, andererseits in bezug auf das alleinige und einsame Verhältnis zum Absoluten. Ein (in dieser zweiten Hinsicht) auch von Kierkegaard vertretener, radikaler und unnachgiebiger Standpunkt, der in Verbindung mit einem pantheistischen Taoismus trat. Ein Ich, das vom Absoluten – als Projektion des Ich, das seine spirituelle Fülle erreicht hat – unterschieden werden soll:<sup>23</sup>

Erst durch den Anschluß an dieses Er oder Es, erst durch den hergestellten Kontakt mit Ihm, als dem absoluten Sein, als der einzigen geistigen Realität, erhält das Ich im Menschen, geistig und religiös gesehen, seine geistige Realität. Das Du erweist sich, seinem Ursprung nach, als ein bloßer Reflexionsakt des geistig real gewordenen Ichs.

Dallagos Ich erscheint also in einem völlig anderen Licht, es handelt sich nicht um ein „Sein für sich alleine“:<sup>24</sup>

Ich denke mir Persönlichkeit: als ein fortwährendes Zufluchtfinden vor allen äußeren und inneren Drangsalen in sich, [...]; als eine letzte und höchste Instanz für alles in sich; als eine Verbindung, Zwiesprache und Verständigung mit allen Dingen und Rätseln des Daseins in sich [...]. Und ich mache die Stärke der Persönlichkeit abhängig von der Verankerung in sich. Der Mensch der großen Persönlichkeit ist demnach nur seinem Inneren untertan.

Für Dallago gibt es keine spirituelle Einsamkeit. Die einzig existierende Einsamkeit ist die fleischliche (etwa das Fehlen einer weiblichen Begleiterin), während, dank der eigenen spirituellen Erhöhung, das „Zum-reinen-Geiste-Werden“ das Überwinden jeder Einsamkeit bedeutet. Dallagos Mensch nimmt sich nämlich als ein Einzelner wahr, der seine antisoziale Dimension als den einzigen Weg, sich selbst und die eigene Innerlichkeit wiederzufinden, schätzt. Indem er sich in sich selbst zurückzieht, gewinnt Dallagos Mensch Distanz zur Außenwelt (dies ist der antisoziale Akt) und formt die einzig wahre Sozialität als unnachgiebige Gegenspielerin jeder erdrückenden Sozialität und Totalität. Nur für den Eremiten gilt: „das Antisozialste ist das Sozialste“.<sup>25</sup> Die Purifikation ist das wahre Ziel des Einsamen, seine Möglichkeit, sich mit dem Geist zu vereinen, die Reinheit des reinen Menschen der Vorzeit wiederzufinden. Eine radikal antidialogische Perspektive.

Daß das antisoziale spirituelle Ich im Zentrum von Dallagos Konzept steht, will Ebners Dialogik herausarbeiten. Das durch das Christentum entdeckte Ich ist für Ebner Frucht eines Selbst-Bewußtseins, ausgelöst durch eine Berufung des Du, ist also ursprünglich das Du-Sein für einen anderen (Gott *in primis*), das es dem Ich ermöglicht, seine effektive Identität zu erlangen. Außer im Zusammenhang mit einem Du kann es kein Ich geben, das effektive Ich kann nicht im Zusammenkauern des Ichs

auf sich selbst in einer verzweifelten und überheblichen Icheinsamkeit bestehen. Die Icheinsamkeit ist immer eine Entscheidung des Ich, sich vor dem Du zurückzuziehen und zu verschließen, in der aber das Ich das eigene ontologische Abdriften nicht erfährt. Dallagos Behauptung, die „Icheinsamkeit ist und bleibt eine Abschließung vor der Sozietät, als Beginn einer Geistesexistenz, die ihren Träger zwingt, sich auf sein wahres Selbst zu besinnen, das inkommensurabel ist, an dem darum auch Sozietät nicht teilhaben kann“<sup>26</sup>, ist nicht korrekt. Im Gegenteil, die wahre spirituelle Krankheit, der pneumatologische Fall, ist die Dulosigkeit des Ich. Die Eröffnung des Ich gegenüber dem Du, sich durch das *richtige Wort* in Richtung des Du zu bewegen, das „Duzen“, ist nichts Zufälliges oder Kontingentes, das vorkommen könnte oder nicht. Nein, das Ich realisiert sich gänzlich in dieser Öffnung, wenn die autosolipsistische Einsamkeit durchbrochen wird und nicht versiegelt bleibt wie eine definitive „chinesische Mauer“. Das *dia-logische* Ich-Du-Verhältnis ist das, was geistig entscheidend ist, nicht, wie für Dallago, das Eintauchen in die „göttliche“ Natur oder die Zurückweisung jeglicher fremden, weltlichen Form, die potentiell gewalttätig und autoritär gegenüber dem Ich sein könnte. Wenn für Dallago der zu beschreitende Weg jener des Tao ist, ein „Weg ohne Weg“, der einem schrittweise unter den Füßen wächst, während man sich im Stillen dem spontanen Rhythmus der Natur hingibt, so ist für Ebner das Wort und nur das Wort der Weg.

Die Kirche wird also von Ebner in all ihrer Zweideutigkeit wahrgenommen, gerade weil diese nicht der dialogische und paradigmatische Ort ist, der er sein könnte und sollte. Wenn das Du des Menschen, dessen erster und begründender Gesprächspartner das Du Gottes ist, wenn dies der Ursprungsdialog ist, nach dem sich alle zwischenmenschlichen Dialoge richten, kann man verstehen, worin die Kritik Ebners an der institutionellen Kirche besteht, eine Kritik, die sich manchmal sogar jener Dallagos nähert. Was Ebner bemängelt, ist das Fehlen des Du in der Kirche als weltlicher Institution (eine kirchliche Dulosigkeit). Sind die Priester Funktionäre des Kults und keine Diener des Wortes, sind die Bräuche heilige Darstellungen, die manchmal in Idolatrie ausarten, ist die kirchliche Zugehörigkeit nur sozialer Zement zur sozial-politischen Disziplinierung, dann ist die Kirche nicht mehr länger ein dialogischer Ort. Bei näherer Betrachtung unterscheiden sich also Ebners Ansichten von denen Dallagos gänzlich.

In Ebner tritt eine Sehnsucht nach einer authentischen *ecclesia* ans Licht. Eine Kirche, die nur als Gebäude gesehen wird, das sich über den Einzelnen stellt, ihn entfremdet und keine zwischenpersönlichen Ich-Du-Verhältnisse zuläßt, eine Kirche, die jeden stillen und verinnerlichten Dialog mit Gott untersagt und auf vorgeplante, mehr oder weniger gekünstelte Formulierungen zurückgreift, um der Welt die eigene Macht zu vermitteln, wird nie Ebners Kirche sein können. Eine Kirche, die Furcht vor der Sünde oder sogar Furcht vor dem Gesetzesbruch erzeugt (Ebner sprach oft von Alpträumen, die ihm ein Mönch mit langem Bart verursachte...), ist nicht eine Kirche, die dem Menschen sanft zu Bewußtsein bringt, ein Ich zu sein in Zusammenhang mit einem göttlichen Du als dialogischem Partner. Eine solche Kirche kann nicht ein Ich mit eigenem Namen schaffen, das dem verbalen Appell mit einer Bewegung aus Liebe in

Richtung Du antwortet. Stattdessen sollte die Kirche eine des Wortes für das Wort sein, da für Ebner nur das Wort der begründende spirituelle Akt, die Formung des spirituellen Daseins und das objektive „Zwischen“ des Verhältnisses der geistigen Realitäten Ich/Du ist. Nicht einmal die Kirche aber entzieht sich der Korruption der Worte, dem Geschwätz, das alles nihilisiert. Der dialogische Charakter Ebners findet kein Echo auf seinen Ruf, zumindest nicht innerhalb der Kirche, die er kennt. Mit einer Ausnahme: Heinrich Hofstätter, ein Dorfpfarrer, macht ihn mit einem alternativen Modell der Kirche bekannt. Dieser Priester war nicht damit beschäftigt, die Politik seiner Zeit zu beeinflussen, er hatte keinerlei Vorurteile über die Gegenseite (die Sozialdemokraten), er liebte die Kinder und er war fähig, sich im christlichen Stil der Parabel verständlich zu machen, ohne religiöse Formeln zu paraphrasieren oder auswendig zu lernen. Vor allem aber war er nicht an das Radio gebunden, an die Vermittlung vorgefertigter Worte, die nicht mehr voll von ihrem göttlichen Ursprung sind.<sup>27</sup>

Vor allem die Liturgie und die Theologie sind für Ebner Ausdruck der gesamten kirchlichen Pathologie. Die Liturgie gibt unter den Modeerscheinungen der Zeit nach, verliert die lebenswichtige Relation mit dem Wort, muß besonderen Eindruck erwecken, indem sie die Kirche durch „Gaslampen und elektrisches Licht“ taghell erleuchtet und so dem Exzentrischen keinen Einhalt gebietet.<sup>28</sup>

Vorausgesetzt, daß man ein christliches Gotteshaus überhaupt gelten läßt: man hat kein Gefühl dafür, daß da hinein keine Gaslampen gehören u. kein elektrisches Licht. Heute läßt die Kirche einen esperantistischen Gottesdienst zu, sie macht also ihre Verbeugung vor dem Geist einer Wissenschaft, der dem Geist des Wortes ehrfurchtslos gegenübersteht. Bald wird der Film bei der Messe mithelfen u. die Prediger bedienen sich des Phonographen. Amerika u. England zeigen, wie es zu machen ist. [...] Dieser Menschheit, die da zugrundegeht im Triumph ihrer Technik – o daß sie sich dessen endlich doch einmal bewußt würde –, ihr kam jede Beziehung zum lebendigen Wort abhanden. In ihren Gotteshäusern betet sie esperantistisch u. der Film zieht mehr als die beste Predigt.

Auch die kirchliche Theologie, mit ihren trockenen konzeptuellen Konstrukten, ist von dieser Zerrüttung betroffen.<sup>29</sup>

Was tut die Kirche? Sie läßt das Wissen um Gott, um die Tatsachen des geistigen Lebens u. Seins ganz „objektiv“ erscheinen, so objektiv, daß es dasteht wie etwas außerhalb des Menschen – im Dogma. Wohl ist das Wissen um Gott auch „objektiv“ außerhalb des Menschen (trotzdem es in ihm drinnen ist), [...], denn der Mensch ist jenes Geschöpf der Natur – das einzige –, das das Wort hat. Und er hat es von Gott u. darum ist im Wort das Wissen um Gott. Stets läuft er jedoch Gefahr, sein Wissen um Gott, den Grund u. Boden also der Geistigkeit seiner Existenz, nicht in der Lebendigkeit des Wortes mehr, sondern ganz „objektiv“ außer sich, in

der starren Abstraktheit eines objektiven Gedankens, von dem das Innerste seines Gemüts nichts weiß, zu haben.

Nach Ebner sollte die Kirche nie dem Verkünder des Wortes, das sich vermenschlicht hat, widersprechen. Schlußendlich ist es die Christologie, in der sich Ebners Ansichten radikal von denen Dallagos unterscheiden und die noch einmal den Ficker-Kreis in einen heftigen theologischen Konflikt führt.

### Christus als „reiner Mensch“ oder der Einzige als verkörpertes Wort

In der christologischen Debatte bleibt Haecker etwas im Hintergrund, darauf konzentriert, die entscheidenden Züge an Christus zu erkennen, um eine korrekte Anschauung des Menschlichen zu geben (Christus als Vorbild an Menschlichkeit), während sich Ebner und Dallago darüber einen heftigen Streit liefern.

Für Haecker wird die Inkarnation zum Sinn und zur Fülle aller Begebenheiten und der Geschichte. Christus kam auf die Welt, als „der Mensch eine unüberwindbare Hürde im Abgrund des Herzens“<sup>30</sup> aufgerichtet hatte. Christus bedeutet das Zusammenfließen von Judentum und Griechentum, ist also das tiefe Namenszeichen des Abendlandes, das seine Wurzeln offenlegen und nicht leugnen will. „[...] wie Christus die Fülle des Gesetzes [...] war, so auch die Fülle der Tragik [...]“<sup>31</sup>, d. h. die Vollendung des Judentums in Hinblick auf das Gesetz und die Erhöhung des Griechentums in Hinblick auf die Tragik. Vor allem aber ist Gott dank Christus nicht mehr eine ferne und unzugängliche Realität. Die Christen erlangen nämlich durch den Glauben an Christus das Privileg, Gott beim Namen zu nennen: „Das ist das Privileg des Christen, daß er, in dem er Christus anbetet, den wahren Gott mit Namen anbetet.“<sup>32</sup>, und dies ist die große Chance des religiösen Menschen, der im Unterschied zum Philosophen nie von Gott in der dritten Person spricht, sondern ihn eben beim Namen nennen kann. In seiner Vermenschlichung in Christus hat Gott den Menschen eine letzte Chance gewährt. Durch die unerreichbare Kraft seiner allmächtigen Liebe hat er sich schwach gemacht, einer Liebe, die trotz ihrer Kraft nicht aufgezwungen wird, sondern ein absolut freies Geschenk ist. Dies ist die Tragödie des Kreuzes, eine absolute *Kenosis* zusammen mit einer absoluten Kraft, eine absolut tragische Begebenheit, die durch ihre Annahme überwunden wird: „Der Opfertod Christi ragt also weit über das Tragische hinaus, [...]“<sup>33</sup> Eine analoge Dialektik von Stärke und Schwäche findet man in der für Haecker eindrucksvollsten und unmittelbarsten Ikone Christi, die zugleich der bedeutendste Knotenpunkt seiner Christologie ist: Christi Versuchung.<sup>34</sup> Schwäche ist Versuchung, Stärke ist, dieser Versuchung zu widerstehen. Weder Vater noch Geist geraten durch Satan, den Versucher, in Versuchung, anders der „Sohn des Menschen“, durch seine menschliche Dimension und seinen menschlichen Willen, der auf unerklärliche und mystische Weise an den göttlichen Willen gebunden ist. Auf diese Weise wird er ein Modell für die Menschen.

Christus schlägt die erste sozusagen materialistische Versuchung ab, die an eine immanente Sicherheit gebunden ist und keinen Drang zur Transzendenz hat. Sie kann aber auch eine spiritualistische im Sinne der Idealisten sein, die sich an ihren unvergänglichen Konzepten nähren und erfreuen („nicht nur von Brot speist sich der Mensch, sondern auch von jedem Wort, das aus Gottes Mund kommt“).

Er weist auch die zweite Versuchung ab, der jene frommen Menschen verfallen, die aus einer spirituellen Kindlichkeit heraus ständig Eingriffe Gottes und seiner Engel erwarten („führe deinen Gott nicht in Versuchung“, bitte ihn nicht, seine Engelsscharen zu schicken, um den von der Fiale seines Tempels Herabstürzenden aufzufangen...). Jesu Er widerungen auf den Verführer haben einen prophetischen und sozialen Charakter. Wenn die erste Versuchung eine Projektion des abendländischen Menschen ist und seiner immanentistischen Abdriftungen, die keinen Raum lassen dem durch das „Brot“ ersetzten Wort, das einzig und allein Frucht menschlicher Hand ist (dabei macht es keinen Unterschied, ob materielles oder kulturell-konzeptuelles „Brot“ gemeint ist), so sagt die zweite aus, daß der orientalische Mensch mit seiner Literatur, seiner märchenhaften Logik, aus seiner träumenden und Wunder erwartenden Perspektive heraus eher dazu neigt, die Konzeption des menschlichen Körpers und der konkreten Realität der Welt aufzuheben. Gott hat eine Welt erschaffen, die an die Materie und an die Körperlichkeit gebunden ist, und gerade diese erschaffene Welt hat ihre letzte und definitive Legitimation in der Fleischwerdung gefunden. Gott hat nicht die Welt in einer göttlichen Phantasie errettet, sondern im konkreten Körper und in der konkreten Welt des Jesus von Nazareth, der von einer Frau geboren wurde.

Die Christologie hat – wie wir sehen – für Haecker immer anthropologische Implikationen (er ist u. a. auch der Autor des bekannten Werkes *Was ist der Mensch?*<sup>25</sup> von 1933, über welches Heidegger in den fürchterlichen Jahren, in denen die Tragödie des Totalitarismus sich anbahnte, sich nur ironisch äußerte). In dieser Hinsicht nehmen die ersten beiden Versuchungen eine gänzlich anthropologische Perspektive ein, nach der der wirklich spirituelle Mensch der vermenschlichte Geist ist, der einen Körper hat und diesen haben will, der an die Auferstehung des Fleisches glaubt oder, mit anderen Worten, an die Zukunft eines vollendeten und vollkommenen Geistes begleitet von einem ebenfalls vollendeten und perfekten Körper. Dies ist aber nicht die Perspektive vieler abendländischer Denker, vor allem nicht die deutscher, von Kant bis Hegel, die laut Haecker nie wirklich an die Auferstehung des Fleisches geglaubt haben. Im philosophischen Abendland der Moderne erhielt Paulus dasselbe Echo auf seine Areopag-Rede wie seinerzeit. Die morgenländische Spiritualität läuft auf dieselbe Gefahr hinaus, auch wenn sie (bezüglich der Zukunft des Menschen) sich nicht so sicher ist wie die abendländische. Wenn die erste Versuchung eine abendländische ist, so ist die zweite eine morgenländische, so daß in Wirklichkeit beide gültig sind, da Christus das menschliche Paradigma und die menschliche Erfüllung ist und sich in ihm Orient und Okzident, Norden und Süden, vereinigen.

Die dritte Versuchung ist die grundlegendste, denn es ist die Versuchung der Macht. Es ist die subtilste und hinterlistigste Versuchung für die Menschen: Alle Macht kann man in der Unterwerfung unter den Herrscher dieser Welt zusammenfassen. Der Versucher bietet nämlich das, was hinterhältiger und anziehender ist als alles andere auf der Welt: die Macht eben. Und die christliche Lehre ist jene der freiwilligen Unterwerfung, des Martyriums am Kreuz, das die Pläne der politischen und religiösen Macht kreuzt, indem sie den Menschen die Lehre der wahren menschlichen Authentizität vermittelt. Alle drei sind Versuchungen, die das Profil Christi zeigen und das des Menschen, der sich selber finden will.

Während Haeckers Christologie nicht als besonders originell bezeichnet werden kann, allenfalls als Kontrapunkt zu seiner philosophischen Anthropologie (die reich und originell ist), schlagen Ebner und Dallago zwei wirkungsvolle philosophische Christologien vor, die im totalen Gegensatz zueinander stehen. Dieser unaufhebbare Gegensatz wird von Ebner im *Mühlauer Tagebuch* deutlich hervorgehoben: „Gedanke eines Aufsatzes über das Problem des europäischen Menschen (die nicht zu vermeidende Stellungnahme zu Christus): Darüber sprach ich mit Herrn F. die Entscheidung zwischen Dallagos Auffassung (typisch genommen) u. dem Glauben – u. das eben ist ja das Brennerproblem.“<sup>36</sup> Dallagos Christologie geht von einer zweideutigen Annahme aus, die laut Ebner eine ganz bestimmte Konsequenz hat: die Aufhebung der Grenze zwischen Menschlichem und Göttlichem in einer (durch Laotse inspirierten) pantheistischen Optik. Damit wird jeder qualitative Unterschied zwischen Menschlichem und Göttlichem beseitigt. Es ist nämlich „[...] Aufgabe des Menschen, seine Grenzen zu erkennen u. sie zu respektieren. Ein Gedanke, der ja tiefst bestimmend [...] für die geistige Haltung eines Menschen (im Sinn des Glaubens) angesichts des Lebens u. Wortes Christi [ist]. Und der asiatische Mensch? Vermag der jemals wirklich seine Grenzen zu erkennen? Dallagos Verhältnis zu Christus. Solange der Mensch die Grenzlinie zwischen dem Menschlichen u. dem Göttlichen verwischt, versperrt er sich den Weg zum Glauben“<sup>37</sup> in Christus.<sup>38</sup>

Die christologische Spannung, die zwischen Dallago und Ebner besteht, erinnert an jene, die zwischen Dallago und Trakl in der ersten Phase des Vorkriegs-*Brenner* bestanden hat. In seinen Briefen an Ficker vom 1. und 6. Juli 1913 aus Nago ist dieser ungelöste Knoten enthalten: „[...] über ‚Christ‘ u. Christentum hätte ich mit Trakl zu reden [...]“.<sup>39</sup> Und im christologischen Gespräch mit Trakl, das sich selbst in den persönlichen Begegnungen als unmöglich und katastrophal erwies, in der landschaftlichen Umgebung von Nago (gemeinsam mit Ludwig von Ficker) wie in dessen Wohnung in der Mühlauer Villa (1914), in diesen Konfrontationen kommt die persönliche Position Dallagos vollends ans Licht, mit der er dann später die Auseinandersetzung mit Ebner eröffnen wird. Der bekannte Text der Trakl-Dallago-Auseinandersetzung, in der die christologische Debatte ganz im Vordergrund steht, soll hier nun angeführt werden:<sup>40</sup>

Dallagos offene, etwas kindliche Natur schien Trakl zu reizen und herauszufordern. Denn es war ihm, allem Anschein nach, peinlich, Rede und Antwort stehen zu müssen, und jener schien dies nicht genügend zu beachten. [...]

Aber Dallago mochte nun einmal kein Organ für seine Art haben und rückte ihm immer näher auf den Leib.

„Kennen Sie eigentlich Walt Whitman?“ fragte er ihn plötzlich.

Trakl bejahte es, fügte aber bei, daß er ihn für verderblich halte.

„Wieso?“ – fuhr Dallago auf – „Wieso verderblich? Schätzen Sie ihn denn nicht? Sie haben doch gewiß in Ihrer Art manches Verwandte mit ihm?!“

Ficker bemerkte, daß doch wohl eher ein tiefer Gegensatz zwischen den beiden zu erkennen sei, indem Whitman das Leben einfach in allen seinen Erscheinungsformen bejahe, während Trakl durch und durch Pessimist sei.

Ja, ob er denn gar keine Freude am Leben habe? – bohrte Dallago weiter. – Ob ihm denn z. B. sein Schaffen gar keine Befriedigung verleihe?

„Doch“ – gab Trakl zu – „aber man muß gegen diese Befriedigung mißtrauisch sein.“

Dallago lehnte sich vor maßlosem Erstaunen in seinen Stuhl zurück.

„Ja, warum gehen Sie dann nicht einfach in ein Kloster?“ fragte er endlich nach kurzem Schweigen.

„Ich bin Protestant“, antwortete Trakl dumpf.

„Pro-te-stant?“ fragte Dallago gedehnt – „Das hätte ich allerdings nicht gedacht! – So sollten Sie doch wenigstens nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande leben, wo Sie dem wüsten Treiben der Menschen ferner und der Natur näher gerückt sind!“

„Ich habe kein Recht, mich der Hölle zu entziehen“, gab Trakl zurück.

„Aber Christus hat sich ihr doch auch entzogen!“

„Christus ist Gottes Sohn!“ antwortete jener.

Dallago wußte sich kaum zu fassen.

„So glauben Sie also auch, daß alles Heil von ihm komme? Sie verstehen das Wort ‚Gottes Sohn‘ im eigentlichen Sinne?“

„Ich bin Christ“ – antwortete Trakl.

„Ja“, fuhr jener fort, „wie erklären Sie sich denn solche unchristliche Erscheinungen wie Buddha oder die chinesischen Weisen?“

„Auch die haben ihr Licht von Christus bekommen.“

Wir verstummten, über die Tiefe dieses Paradoxes nachsinnend. Doch Dallago konnte sich noch nicht zufrieden geben.

„Und die Griechen? Glauben Sie denn nicht auch, daß die Menschheit seitdem viel tiefer gesunken ist?“

„Nie war die Menschheit so tief gesunken, wie jetzt nach der Erscheinung Christi“ – versetzte Trakl. „Sie konnte gar nicht so tief sinken!“, fügte er nach kurzer Pause hinzu.

Dallago schien nicht wahrhaben zu wollen, daß Trakl immer mehr sich in sich zurückzog und verschloß, und brachte als letzten Trumpf Nietzsche vor.

„Nietzsche war wahnsinnig!“ – warf Trakl barsch hin, indem seine Augen unheimlich funkelten.

„Wie verstehen Sie das?“

„Ich verstehe das“ – grollte jener – „daß Nietzsche dieselbe Krankheit hatte wie Maupassant!“

Grauvoll war sein Antlitz, als er dies sagte: der Dämon der Lüge schien aus seinen Augen zu funkeln.

Das dürfe man nicht sagen, wies ihn Dallago streng und mit der ganzen moralischen Autorität dessen, der die Wahrheit vertritt, zurück. – Das dürfe man nicht sagen!

„Sie müssen wissen, daß der Wahnsinn seelische Ursachen hat!“

Trakl, der das Haupt gesenkt hatte, sah auf, maß sein Gegenüber mit einem seltsamen Blick und schwieg.

Es ist also die von Trakl evozierte, schmerz erfüllte Figur Christi, die am Höllen-Leid der Welt teilnimmt (ein *kenotischer* Christus, bis hin zur Schmerzüberreibung wie bei Pascal), eine Figur, die Dallago nicht überzeugt, weshalb er Trakl befragen und provozieren wollte (der mit einem vielsagenden Schweigen antwortete). Der Bozner Denker schrieb nämlich schon am 26. Juli 1913 an Ficker: „[...] diese künstlerische, farbenklingende Erscheinung Trackls zeugt mehr als alles für Zusammenbruch des Christentums.“<sup>41</sup> Am 19. Februar 1914 umreißt er dann genauer: „[...] daß es nicht das Menschentum Christi ist, das in Trackls Dichtung umgeht, daß es ein *geschädigtes* Menschentum ist [...]. Es macht wohl die Verschiedenheit in der Grundauffassung zwischen Trackl u. mir aus.“<sup>42</sup>

Dies unterscheidet Dallago auch von Ebner, auch wenn der Streit zwischen ihnen schärfer konturiert ist. Der christologische Konflikt bezieht sich nämlich nicht mehr auf eine lyrische Evokation wie bei Trakl, sondern auf einen im Sinne Ebners verwirklichten christuszentrierten Gedanken. Ebner weist in einem Brief an Ficker den Vorwurf des Dogmatismus, den Dallago an ihn gerichtet hatte, zurück:<sup>43</sup>

Sehr dankbar bin ich Ihnen für alles, was Sie mir über Carl Dallago schrieben. Muß es einen doch immer freuen, einen wertvollen Menschen näher kennen zu lernen. Und daß das Carl Dallago ist, wußte ich schon u. fand es jetzt nur durch Ihre Mitteilungen anschaulich bestätigt. Daß er mit mir nichts anzufangen wisse, setzte ich natürlich von dem Augenblicke an, da er von meiner Existenz erfahren konnte, voraus. Ich weiß auch andere Menschen, die mit mir absolut nichts anzufangen wissen, was mich selbstverständlich in meinem Respekt vor ihnen u. meiner (wenn es Sache, Person u. „Methode“ fordern) Verehrung für sie nicht beirrt. Wenn aber Dallago wirklich, wie Sie schreiben, in mir etwas wie eine orthodoxe Glaubens-Dozentur sieht, so ist das doch ein ein bißchen arges Mißverständnis. Oder sollte doch aus dem, was bisher im Brenner von mir zu lesen war, nicht so recht ersichtlich sein, daß ich mit einem Glauben an ein abstraktes, theologisch spekulierendes Dogma so gar nichts geistig anzufangen weiß – u. nur ein solcher Glaube könnte Sache einer Dozentur sein – daß ich Glauben nicht anders verstehen u. gleichsam innerlich handhaben kann als in seinem

Bezogen sein auf die Lebendigkeit (u. „Aktualität“) des Worts (die aber doch nichts, aber schon gar nichts zu tun hat mit Abstraktionen u. Spekulationen)? Freilich, für mich ist diese Lebendigkeit des Worts – voll u. ganz – im Evangelium, im Worte Christi. Fühlt man es denn wirklich nicht aus jeder Zeile, die ich geschrieben habe, heraus, daß da dahinter ein Mensch steht, für den das ganze Leben, sein bißchen Leben in dieser Welt, für den die ganze Geschichte sinnlos, u. vor allem aber für den das Wort Gott zum leeren, nichtssagenden Wort wird – ohne Christus? Gewiß, es gehört zu meiner durch nichts zu erschütternden Überzeugung, daß das Bewußtsein des Menschen in seinem Grund u. Kern durch das Bewußtsein von der Existenz Gottes konstituiert ist. Aber – ohne Christus ist, für mich wenigstens, auch dieses heimliche Wissen um Gott im Grunde des menschlichen Bewußtseins total sinnlos. Sollte das Wort, durch das meine Gedanken hindurchgehen, um in ihm zur Ruhe zu kommen, wirklich so tot, so abstrakt, so dozentenhaft sein, daß in ihm gar niemals fühlbar wird, wie hinter ihm die Wirklichkeit des Lebens u. Sterbens einer menschlichen Existenz steht? Vielleicht ist die Meinung Carl Dallagos dazu bestimmt, mich auf etwas aufmerksam zu machen. Auf etwas jedenfalls sehr Wichtiges. Und ich tue vielleicht sehr unrecht, sie ohneweiteres als ein Mißverständnis aufzufassen. Doch genug von dem allen. Das geht zu sehr ins Persönliche. Freilich, wie will man dieses vermeiden, wenn vom Christentum die Rede gehen soll.

Wer ist Christus also für Dallago? Jesus von Nazareth ist der reine Mensch, der zu den großen Menschen gehört, die zur Welt kamen, wenn er auch nicht der „Einzige“ ist. Dallago setzt an den Beginn der Geschichte die Existenz eines Typus der „reinen Menschen“, die in einer geistigen Erfüllung lebten und eine gemeinsame Beziehung zum „Absoluten“ hatten. Diese sind dann im Laufe der Geschichte zu den Gründern der großen Religionen geworden: das gilt für Buddha, Konfuzius oder auch für den Athener Gesetzgeber Solon. Christus ist eine dieser paradigmatischen Figuren, nicht der „einzige wahre Fall“, aber ein zu imitierendes Modell. Mit seinem beispielhaften Lebensstil ist er ein unabsehbarer Bezugspunkt für jeden spirituellen Menschen. Er ist weder Gottes Sohn (wie Trakl meinte), noch ein vermenschlichter Gott, sondern ein *göttlicher Mensch*, dank seiner bodenlosen Tiefe und seiner unerreichbaren Gerechtigkeit. Dallago greift auf all die Elemente Jesu zurück, die Dallagos eigenen theologischen Standpunkt bestätigen: Das Gebot der Liebe ist gültig für alle Menschen, ebenso wie der Kampf gegen das Böse in der Welt. Vor allem aber der Hinweis, daß die Gesetze im Dienste der Menschen stehen und nicht der Mensch im Dienste der Gesetze. Nicht zuletzt die Behauptung Christi, daß sein Reich, Gottes Reich also, nicht von dieser Welt ist. Die Relativierung des christologischen Fundamentes, seine Verwendung zur sozialen Disziplinierung wird ebenso wie – immer von Christus ausgehend – die alltägliche Verderbnis ohne Rückhalt verurteilt. Jede Art von kirchlichem Triumphalismus wäre im Keime erstickt („mein Reich ist nicht von dieser Welt“), wie auch jede Hierarchie und jede politisch-weltliche Gewalt.

Im Werk *Der große Unwissende* spricht Dallago über die Geburt des *Religiösen* und nimmt sie als begründende Gegebenheit des Menschen wahr: *homo naturaliter religiosus*. In der Geschichte der menschlichen Zivilisation wurde diese Dimension immer mehr zerstört, woraus sich die grundlegende Funktion Christi ergibt: das Religiöse wiederzuerwecken und den Menschen in seinen ursprünglich reinen und natürlichen Zustand zurückzuführen. Das historische Christentum und die Kirchen in ihrer fortschreitenden Zivilisierung haben die christliche Botschaft mißverstanden, sie haben diese gezügelt und ihre anfängliche Bedeutung getrübt, oder mehr noch, sie haben ihr Gewalt angetan: „Denn was uns umgibt, was in dieser Welt der Zivilisation als Religion und Christentum umläuft, erscheint als ein Widerspiel zum ursprünglich Christlichen sowohl, wie zum Geistigen und Religiösen.“<sup>44</sup> Das Evangelium war die Botschaft des „reinen Menschen“, und Christus das Sprachrohr des Spirituellen und des Religiösen in seiner Gänze. Laut Dallago gibt es einen gewissen Parallelismus zwischen dem Evangelium und dem *Tao-Te-King*, da an der Basis beider Schriften das Angebot eines spirituellen und religiösen Lebens stand, welches eine Aufgabe des eigenen Willens ohne Rückhalt vorsieht, um eine exklusive Verbindung mit dem göttlichen Prinzip wiederherzustellen. Im Evangelium ist Christus Beispiel einer derartigen Aufgabe des Willens, im *Tao-Te-King* ist es der „reine Mensch“ in vorgeschichtlicher Zeit. Die Verbindung zum göttlichen Prinzip setzt die Loslösung von der Welt voraus (von ihren heuchlerischen Belehrungen), eine Verschmelzung ohne Einschränkung mit der grundlegenden Wahrheit der Natur. Nur so kann „der Anschluß an das Gesetz als an das Wort – also gleichsam an die Tat Gottes – jedes gewaltsame Eingreifen von Seite des Menschen“ ausschließen.<sup>45</sup> Indem Dallago gegen Ebner und dessen Christologie, den Glauben an das Wort, das Mensch wurde, um den unterbrochenen Dialog Ich-Du (Mensch-Gott) wiederherzustellen, polemisiert, wertet er die Kraft des Wortes ab. Das wahre spirituelle Leben wird nicht im Ich-Du-*Dia-log* vertieft, nur im Schweigen des Wortes wird das Verhältnis zu Gott erreicht: „[...] meiner Vorstellung nach, [kann] das Wort, das im Anfang und bei Gott war, erst erfüllend zur Geltung kommen [...], wenn das Wort, dessen Besitz die Sprache erst möglich macht, verstummt ist.“<sup>46</sup>

Ebners christologische Antwort auf Dallago<sup>47</sup> läßt nicht auf sich warten und bekommt die (implizite) Zustimmung von Ficker. Dieser bezeichnete den Grundschullehrer und Philosophen als „die ergreifendste Denkergestalt, die Österreich in seinem erschütterten Bestand zwischen zwei Weltkriegen hervorgebracht hat.“<sup>48</sup> So ergibt sich der bekannte christologische Gleichklang mit dem Begründer des *Brenner*:<sup>49</sup>

Später sprachen wir wieder über den Brenner u. seine Aufgabe. Wieviele begreifen es, daß in ihm das letzte, u. aber auch das eigentliche, geistige Problem Europas aufgerollt wird? Das ist die Stellungnahme zu Christus u. zum Christentum. Nichts anderes u. alles andere ist phantastischer Unsinn oder Ausweichen. Die zwei Möglichkeiten dieser Stellungnahme: Die „menschliche“ Auffassung Christi ohne die gläubige Perspektive auf seine Göttlichkeit u. die Auffassung des gläubigen Christen, des um den Glauben ringenden Menschen mit eben dieser Perspektive

im Bewußtsein der Sünde u. der Erlösungsbedürftigkeit – sie stehen im Brenner unmittelbar nebeneinander. Und das gehört durchaus so, das ist im Sinne der in Kierkegaards Kritik der Gegenwart entwickelten Gedanken. Die Zeitschrift als solche kann doch nicht die Entscheidung treffen (u. soll es nicht): weil es der „Einzelne“ ist, der sich zu entscheiden hat. In allem dem verstehen Herr F. u. ich uns sehr gut. [...]

Es kommt mir vor, als stünde F. der mir einzig möglichen, mir einzig recht dünkenden Auffassung des Christentums (nämlich im Glauben an die Menschwerdung Gottes in Christus u. nicht anders) ungewein nahe.

Dies ist für den Menschen die einzige Möglichkeit, wieder „berufen“ zu sein, wie es ursprünglich der Fall war, berufen und gefordert durch das Wort. Alles spielt sich in Ebners feinsten hermeneutischen Deutung des Johannes-Prologs ab, auf den er sich in all seinen Werken bezieht (und nicht nur in den *Glossen*, die sich ausführlich damit befassen)<sup>50</sup>. Eine Interpretation des österreichischen Philosophen, die sich radikal von jeder anderen Interpretation des *Logos* im philosophischen Sinne entfernen will, da dieser *Logos* nur im dialogischen Sinne angemessen gedeutet werden kann. Alles hängt von dem Wort ab, das im Ursprung war, dank dem alles aus dem Nichts hervorgegangen ist. Das, was zählt, ist, daß jener *Logos* zu Fleisch geworden, Mensch geworden ist. Der *Prolog* bringt nicht nur Gottes Wort als das schaffende Prinzip von all dem, was ist, ans Licht, sondern nimmt das fleischgewordene Wort in Christus vorweg. Dieses erstaunliche Entgegenkommen des göttlichen Du im Worte ist die zweite Kreation des Menschen, die effektive Möglichkeit seiner Wiedergeburt. Der vermenschlichte Gott selbst hat den Menschen entgegenkommen müssen, um sie von neuem das Sprechen zu lehren, damit diese erneut mit ihm das unterbrochene und unmöglich gewordene Gespräch knüpfen können. All das, damit sich die Menschen wieder auf Gott beziehen können, nachdem sie seine Stimme wieder gehört haben:<sup>51</sup>

Und er [Gott] sprach zu ihm in seiner Vermenschlichung u. Menschwerdung in Christus. Dadurch erst wurde dem Menschen Gott in der Stimme des Gewissens ganz hörbar. In der Vermenschlichung des ewigen Wortes in Christus wurde die Stimme Gottes vermenschlicht. Aus Christus sprach das Wort, in der Göttlichkeit seines Ursprungs, unmittelbar zum Menschen, vermenschlicht, Mensch u. Fleisch geworden, in menschlicher Sprache.

Neben dem Urwort – das den Menschen durch einen urverbalen Aufruf versammelt und ihm eine unschuldige und dialogisch vollendete Antwort ermöglicht (eine Antwort, die durch den ersten versammelnden Ruf noch nicht verfälscht worden ist) – war ein zu Fleisch gewordenes Wort notwendig, um den Menschen aus der nihilistischen Spirale zu retten, die das Resultat des Abdriftens in ein arrogant autonomes und isoliertes Wort ist. Dieses vom Menschen abgespaltene Wort hatte die ontologischen Voraussetzungen des Urdialogs unbeachtet gelassen, hatte die spirituelle Valenz des

Wortes ausgelöscht. Nur auf diesem Weg kann also das menschliche Wort Genesung finden und dank der Beziehung zum Erlöser des Wortes, der als einziger einen solchen verbalen Rehabilitationsprozeß zu verwirklichen vermag, selbst erlöst werden. Erlöser des Wortes und zugleich zu Fleisch gewordenes Wort: dies ist also die neue von Ebner vorgeschlagene christologische Bezeichnung.

Christus ist der Erlöser des Wortes, denn er ist der Verkünder des Wortes. Das christologische Ereignis ist diese außerordentliche Möglichkeit, die den Menschen geboten wird, um das menschliche Urwort zurückzuerlangen und zu ihm zurückzukehren. Das Wort, das – vor seinem Fall – glänzend und wunderbar war und die unverwischbaren Stigmata, Beweise seiner göttlichen Herkunft, trug. Wohl vollkommen menschliches Wort, aber glänzender Nachhall und klare Refraktion des göttlichen Wortes. In Christus vermenschlicht sich das göttliche Wort, es geht durch Jesu Leben und Worte in die Geschichte ein. Der Mensch wird also dadurch wieder zum Hörer, wird durch Christus, diesen einmaligen Meister, wieder das Sprechen lernen. Dieser ist wohl das göttliche Wort, stellt sich aber auf dieselbe Ebene und beweist zusätzlich zu seiner göttlichen Identität seine menschliche Fülle. Ein Meister, der, weil er eben Wort *ist*, der einzige Meister des Wortes sein kann und als einziger den tiefen Sinn des Urdialoges, von dem jeder andere zwischenmenschliche Dialog ausgeht, wiederherstellt. Das Wort ist also zu Fleisch geworden, um auszusagen, zu fragen und zum Menschen zu sprechen, um ihn vor der tödlichen Gefahr des spirituellen Abgleitens in eine irreale träumende Existenz zu bewahren, die der Mensch in der Illusion des Sprechens und des Dialoges führt (und dies ist der „Traum“ – und daher auch die Ruhe des Geistes, von der Ebner spricht), da er in sich selbst verschlossen, stumm, wenn auch unaufhörlich sprechend, ohne authentische Worte, ohne ein Verbindungs-Wort, ohne eine effektive Dialogmöglichkeit ist. Dem Versucher der Wüste (wie schon Haecker andeutete) antwortete Jesus, daß der Mensch „nicht von Brot alleine lebe“, nicht von einzelnen funktionellen und zweckdienlichen Worten, Projektionen eines solipsistischen Ich, oder abgedroschenen und banalen Worten, sondern von „jedem Wort, das aus Gottes Mund kommt“ und von dem sich der Mensch ernährt und spirituell lebt. Von einem Wort also, dem christlichen, das seinen menschlich unerreichbaren Ursprung garantiert, gerade weil es sich grundlegend von den Worten der Dichter und Philosophen unterscheidet.

Es unterscheidet sich aber auch von den großen spirituellen Figuren der Menschheit. In dieser Hinsicht ist Christus nicht – wie es Dallago forderte – einfach ein „reiner Mensch“. Werden die Worte Christi als poetische oder philosophische gedeutet oder auch als Ausdruck eines Wesens, das den Gipfel des Geistes erreicht hat, so gibt es keine tragischere Weise, diese Worte mißzuverstehen. Diese sind – nach einer wunderbaren Formulierung Ebners – das persönlichste Wort, das jemals auf der Erde gesprochen wurde. Sie sind nicht Träger einer Idee und unterstützen auch keinen nostalgischen Drang ästhetischen Charakters, noch vermitteln sie einen mystischen Drang oder sind sie ein Aufruf zur Erhöhung des Geistes, sondern sie vermitteln unmittelbar das spirituelle Leben in seiner vollen und effektiven Realität, das Wort also als objektives Vehikel zwischen den spirituellen Realitäten, zwischen dem Ich und dem Du (göttlich

und dann menschlich). Nur jenes christliche Wort konnte den Menschen aus seinem „Schlaf des Geistes“ erwecken, ihm endlich die Realität und den Ernst des spirituellen Lebens bewußt machen. Kein anderer spiritueller Mensch (wenn auch noch so groß und „rein“) kann *Wiedererwecker* sein.

Das Wort Christi ist ein konkretes Wort, niemals ein fremdes oder schizophreses Wort, wie es das philosophisch-poetische ist. Dieses meint einen idealen Menschen und distanziert sich somit klar von der effektiven persönlichen Existenz. Es ist auch nicht ein Wort, das zu einer Art aristokratischen Absonderung auf eine glückliche Insel des Geistes einlädt. Ganz im Gegenteil war das Christus-Wort der kräftige Wiedererwecker aus der Einkerkung eines Wortes, das in den träumerischen Fugen der Poeten und Philosophen verloren war, von Menschen verloren worden war – meint Ebner –, die von der Realität getrennt und nicht in dieser Welt zu Hause sind. Durch sein Wort und das Angebot einer Bekehrung des Wortes bereitet Christus jedem Idealismus ein Ende und leitet das ein, was Ebner den großen Realismus des Geistes nennt. In Christus vollzieht sich die Offenbarung des Geheimnisses des Wortes, seine wahre Bedeutung, lebendig und aktuell, seine Genesis aus dem Geiste und der Kraft des Auf-das-Du-sich-Zubewegens, der letzte erstaunliche Sinn sowie die ausschließlich menschliche Voraussetzung des Wortes. Jesus verkündet endgültig, was es bedeutet, Hörer und Schöpfer des Wortes in der Liebe zu sein. In ihm erweisen sich das Wort (objektives Vehikel in der Ich-Du-Beziehung) und die Liebe (subjektives Vehikel in der dialogischen Beziehung) auf unverkennbare Weise in ihrem spirituellen Fundament als eins. Wer Christus begegnet ist, ist dem erstaunlichen Geschenk des Wortes begegnet, und damit auch, wie der Philosoph bekennt, der Versuchung, es zu verschwenden: „Fühle ich nicht immer die Gnade des Wortes u. weiß ich nicht um seine erlösende Macht? Von der mach ich nicht Gebrauch u. jene weise ich zurück“<sup>52</sup>, wenn ich mich von Christus entferne.

Das Drama des Abendlandes ist, laut Ebner, daß das Christus-Wort mittlerweile verdrängt und abgewiesen wurde, *in primis* – wie wir gesehen haben – selbst von den geschichtlichen Kirchen, mit ihren dogmatischen Konstrukten, mit ihren schwerfälligen Liturgien, mit ihrer theologischen Flucht in mehr philosophische als spirituelle Bereiche und mit ihren institutionellen Strukturierungen: all dies führte oft zu einem Ausschluß und zu einer Verhinderung des christlichen Wortes. Weiters ist das Christus-Wort auch von der abendländischen christlichen Kultur, der Philosophie, der Wissenschaft, der Kunst sowie der Politik beseitigt worden, und dies hat das Wort in einen nihilistischen Teufelskreis geführt. Die paradoxe Logik des bis zur eloquenten Stille des Kreuzes von Jesus von Nazareth gesprochenen und bezeugten Wortes, des vermenschlichten Gotteswortes, wurde als nicht vertrauenswürdig eingestuft. Indem man aber den Bekehrer des Wortes zurückweist, weist man auch die Bekehrung des Wortes zurück.

Das Symptom von all dem ist Dallago. Ebner anerkennt an ihm eine intellektuelle Ehrlichkeit und die unersättliche Suche nach einem religiösen *Novum*, aber die Tatsache, daß er sich nicht um das Schicksal des Wortes kümmert, ist ein Zeichen, daß der wahre

Christus von seinem spirituellen Leben weit entfernt ist. Christus: für Dallago ein reiner Mensch, Träger bestimmter Werte. Für Ebner aber ist er der *einzig*e reine Mensch, der – dank seiner Einmaligkeit – Reinheit weitergeben kann, eine Reinheit *in* Christus:<sup>53</sup>

Christus hat zu seinen Jüngern gesagt: Schon seid ihr rein um des Wortes willen, das ich zu euch gesprochen habe. Und wenn es einen reinen Menschen gibt in dieser Welt – es gibt sie –, dann ist er das in Christus. Einem solchen Menschen im Leben nahekommen, das ist Fügung der Gnade in der geistigen Ordnung der Dinge, das ist das Entgegenkommen Gottes, an dem sich der Mensch wieder aufrichten kann in der Versunkenheit u. Verlorenheit seines geistigen Lebens.

Dallago und Trakl, Haecker und Ficker griffen in die spirituelle Verwirrung des Abendlandes ein, aber indem sie eine „spirituelle Ökologie“ verlangten, eine Flucht in die göttliche Natur, ist ihr Christus zu einem halben Christus geworden. Ein Christus, der sich sogar mit dem *Tao-Te-King* anfreunden konnte, der aber niemals imstande sein wird, eine neue spirituelle Situation im Menschen zu schaffen, so wie es der Buddhismus nicht schafft und noch weniger eine Kontamination zwischen dem authentischen Geist des Christentums und der spirituellen buddhistischen und taoistischen Anschauung.<sup>54</sup> Dies ist jedenfalls nach der Überlegung des niederösterreichischen Philosophen die Straße, auf der Dallago ins Stolpern gekommen ist:<sup>55</sup>

Carl Dallago hätte denn doch nicht ohne viel Zusehens es versuchen sollen, den Geist des Evangeliums mit dem des Taoteking zu identifizieren. So tiefsinnig auch die Spekulationen – anderer – über die Verwandtschaft des Tao und des Logos im Johannesevangelium sein mögen. Abgesehen von dem Umstand, daß Laotse nur die Rolle des Evangelisten sozusagen spielt und nicht die des Trägers des Evangeliums – dieser, der „reine Mensch der Vorzeit“, ist überhaupt keine wirkliche, sondern eine erdichtete Person: Laotse entschwand seiner Mitwelt in der Einsamkeit der Berge im Westen; er sei, wird berichtet, nach Westen gegangen, kein Mensch weiß wohin; Jesus aber ging nach Jerusalem und starb am Kreuz. Liegt da nicht ein *existentieller* Unterschied vor? Was aber die Verwandtschaft des Tao und Logos betrifft, so bedenke man: daß die chinesische Sprache angeblich kein Pronomen Du hat (nur das Fürwort der ersten und dritten Person), der johanneische Logos aber doch am tiefsten durch *verbum*, Wort – das Wort begreift in sich das *Verhältnis zum Du* – übersetzt und interpretiert wird

– eine göttliche Beziehung, die Christus den Menschen vermittelt.

Ebner verspürte, daß die Hoffnung für das Abendland in der Wiederkehr einer radikalen, einer totalen und rückhaltlosen Christologie lag. Und auf diesem Terrain wollte er folglich eine neue Etappe der Entwicklung des *Brenner-Kreises* anregen, nachdem er in Ficker eine erstaunliche und für ihn ermutigende Konsonanz gefunden hatte.

## Anmerkungen

- Originalbeitrag in italienischer Sprache: Silvano Zucal: Il „Brenner“ (1910–1954). Una rivista nella bufera teologica. In: *Humanitas*, Nuova Serie, Nr. 6, November–Dezember 2002 (Brenner-Kreis. L'altra Austria), S. 885–907.
- <sup>1</sup> Die dritte Phase erstreckt sich vom Erscheinen der 9. Folge der Zeitschrift 1925 bis zu ihrer Einstellung 1954.
  - <sup>2</sup> Carl Dallagos Mitarbeit beginnt im Juni 1910.
  - <sup>3</sup> Eine gute Zusammenfassung der zweiten Phase des Brenner gibt der Beitrag von R. Bertozzi: *Periodo filosofico-religioso 1919–1925 della rivista „Der Brenner“*. In: *Cultura e scuola* 25, Nr. 100, Oktober–Dezember 1986, S. 156–169.
  - <sup>4</sup> Ferdinand Ebner: *Mühlauer Tagebuch* 23. 7.–28. 8. 1920. Hg. v. Richard Hörmann und Monika Seekircher. Wien u. a.: Böhlau 2001, S. 50.
  - <sup>5</sup> Der Krieg wurde in all seiner kriminellen Beschaffenheit, nicht nur wegen der Wunden, die er dem Körper zufügte, sondern vor allem wegen der der Seele, wahrgenommen. Dies kann man dem erstaunlichen Brief Ludwig von Fickers an Karl Emerich Hirt vom 16. Februar 1919, von dem wir nur Auszüge wiedergeben, entnehmen: „[...] der geistige Mensch, insonderheit der Christ, als Kriegsteilnehmer ja von vorneherein nicht so sehr als Träger des Mordhandwerks, sondern als dessen Unterstellter in Betracht kommt, nicht so sehr als Täter wie vielmehr als Opfer; denn in ihm wird wohl die Todesbereitschaft, nicht aber die Tötungsbereitschaft [...] das Maß seines tragischen Verhängnisses bestimmen. [...] und in der Einsicht, daß der Krieg nicht nur ein ‚Serenissimus-Verbrechen‘, sondern darüber hinaus eine Prüfung, ein Strafgericht der Vorsehung sei, dem sich kein Schuldiger – also auch ich nicht! – entziehen dürfe, [...] [...] Denn hinter und über diesem wunderlich versponnenen Konnex von Schuld und Sühne, [...] die dunkle Frage an das Schicksal blieb, öffnet sich – schwer und drohend genug – das Rätselauge einer tieferen Schuld, die nicht zu lösen ist und mir die Ruhe des Gemüts bis an mein Lebensende stören wird. [...] Und wie sollte sich nicht vollends das Licht der eigenen Seele um einen Schatten dunkler färben, wenn in ihr immer wieder die Erinnerung an ein Bild aufsteigt: ein Maiglöckchenbeet auf steiler Frühlingshalde, über und über vom Kot und Ruhrblut der Soldaten benetzt – die einzige Stelle nämlich, auf der sie, gegen den Feind gedeckt, ihre Notdurft verrichten konnten, war dieses Fleckchen blühendster Gotteserde! – wahrlich das erschütterndste Sinnbild des Krieges, das mir die Wirklichkeit des Krieges vor Augen gestellt.“ In: Ludwig von Ficker: *Briefwechsel 1914–1925* (Bd. 2). Hg. v. Ignaz Zangerle u. a. Innsbruck: Haymon Verlag 1988 (Brenner-Studien 8), S. 154–156.
  - <sup>6</sup> Georg Trakl: *An die Verstummen*. In: *Der Brenner*, Jg. 6, 1919/21, H. 1, Oktober 1919, S. 4.
  - <sup>7</sup> Vgl. Theodor Haecker: *Ausblick in die Zeit*. In: *Der Brenner*, Jg. 6, 1919/21, H. 1, Oktober 1919, S. 72–79, hier S. 72–73.
  - <sup>8</sup> Vgl. Carl Dallago: *Weltkrieg und Zivilisation*. In: *Der Brenner*, Jg. 6, 1919/21, H. 1, Oktober 1919, S. 7–18, hier S. 7.
  - <sup>9</sup> Ferdinand Ebner: *Das Wort ist der Weg*. Aus den Tagebüchern. Ausgew. u. eingeleitet v. Hildegard Jone. Wien: Herder 1949, S. 93. (7. Januar 1917).
  - <sup>10</sup> Die Spitze der Polemik Dallagos gegen die katholische Kirche und das Papsttum kann man in dem 1929 geschriebenen Text mit dem emblematischen Titel *Das römische Geschwür sehen*. Im selben Jahr gab es, auf politischer Ebene, im Werk *Die Diktatur des Wahns eine heftige Polemik gegen Mussolini*.
  - <sup>11</sup> Vgl. Carl Dallago: *Religion und Kirchentum*. In: *Der Brenner*, Jg. 6, 1919/21, H. 2, Dezember 1919, S. 89–95. Die Definition des historischen Christentums als „Weltreligion“ findet sich auf S. 95.
  - <sup>12</sup> Carl Dallago: *Die Geburt des Religiösen*. In: *Der Brenner*, Jg. 6, 1919/21, H. 2, Dezember 1919, S. 82–89, hier S. 84.
  - <sup>13</sup> Carl Dallago: *Eröffnungen*. In: *Der Brenner*, Jg. 6, 1919/21, H. 3, Februar 1920, S. 178–199, hier S. 180.
  - <sup>14</sup> Ebd., S. 181.
  - <sup>15</sup> Carl Dallago: *Die rote Fahne*. In: *Der Brenner*, Jg. 10, Herbst 1926, S. 123–212.

- <sup>16</sup> Carl Dallago: Der Begriff des Absoluten. Hg. v. Ernst. Knapp u. Hans Haller. Privatedition. [Innsbruck 1964], S. 158.
- <sup>17</sup> Carl Dallago: Eine Auseinandersetzung. In: Der Brenner, Jg. 7, 1922, Bd. 1, Frühling 1922, S. 176–217, hier S. 181. Dallago setzte ironisch hinzu: „Haecker, der Konvertit, findet diese Aussage sehr übel.“
- <sup>18</sup> Carl Dallago: Der große Unwissende. Innsbruck: Brenner-Verlag 1924, S. 198.
- <sup>19</sup> Dallago (Anm. 17).
- <sup>20</sup> Ebd., S. 184.
- <sup>21</sup> Dallago (Anm. 16), S. 160.
- <sup>22</sup> Ebner (Anm. 4), S. 31.
- <sup>23</sup> Dallago (Anm. 17), S. 193
- <sup>24</sup> Carl Dallago: Die Seele des fernen Ostens. In: Ders.: Im Anfang war die Vollendung. Ausgewählte Schriften. Hg. v. Walter Albrich u. a. unter der Leitung v. Walter Methlagl und Judith Nesensohn. Innsbruck: Haymon Verlag 2000 (Brenner-Studien 16), S. 12.
- <sup>25</sup> Dallago (Anm. 18), S. 245, vgl. auch S. 244.
- <sup>26</sup> Dallago (Anm.17), S. 201.
- <sup>27</sup> Ebner (Anm. 9), S. 237.
- <sup>28</sup> Ebner (Anm. 4), S. 51f.
- <sup>29</sup> Ebd., S. 47.
- <sup>30</sup> Theodor Haecker: Schönheit. Ein Versuch. Leipzig: Verlag Jakob Hegner 1936, S. 135.
- <sup>31</sup> Theodor Haecker: Ein Nachwort. In: Ders.: Werke 1. Essays aus den Jahren 1917–1944. München: Kösel Verlag 1958, S. 42. Die Existenz des abendländischen Menschen beruht laut Haecker auf dem doppelten Fundament der griechischen und römischen humanitas und der hebräisch-christlichen Offenbarung, deren Verwirklichung Christus ist.
- <sup>32</sup> Theodor Haecker: Tag- und Nachtbücher (1939–1945). Erste vollst. u. komm. Ausgabe. Hg. v. Hinrich Siefken. Innsbruck: Haymon Verlag 1989 (Brenner-Studien 9), S. 23.
- <sup>33</sup> Haecker (Anm. 31), S. 51.
- <sup>34</sup> Vgl. Luca Cristellon: Il mistero e il dramma dell’impotente „onnipotenza“ di Cristo. In: Silvano Zucal (Hg.): Cristo nella filosofia contemporanea. Vol. II: Il Novecento. Cinisello Balsamo (Milano): Edizioni San Paolo 2002 (Le opere, i giorni: i protagonisti della cultura 23), S. 331–335.
- <sup>35</sup> Theodor Haecker: Was ist der Mensch? Leipzig: Verlag Jakob Hegner 1933.
- <sup>36</sup> Ebner (Anm. 4), S. 65–66.
- <sup>37</sup> Ebd., S. 28.
- <sup>38</sup> Ebner bezieht sich auf Kant, um Dallagos von Laotse inspirierten, zerstörerischen Mystizismus aufzuzeigen: In einem kurzen Traktat über das Ende aller Dinge sagt Kant über Laotse: „Daher kommt das Ungeheuer von System des Laokiu, von dem *höchsten Gut*, das im *Nichts* bestehen soll, das ist im Bewußtsein, sich in den Abgrund der Gottheit, durch das Zusammenfließen mit derselben und also durch Vernichtung seiner Persönlichkeit, verschlungen zu *fühlen*; von welchem Zustand die Vorempfindung zu haben, sinesische Philosophen sich in dunklen Zimmern mit geschlossenen Augen anstrengen, dieses ihr *Nichts* zu denken und zu empfinden.“ Und gleich darauf: „Alles lediglich darum, damit die Menschen sich endlich doch einer *ewigen Ruhe* zu erfreuen haben möchten, welches denn ihr vermeintes seliges Ende aller Dinge ausmacht; eigentlich ein Begriff, mit dem ihnen zugleich der Verstand ausgeht und alles Denken selbst ein Ende hat.“ Aus: Ferdinand Ebner: Fragmente – Aufsätze – Aphorismen. Zu einer Pneumatologie des Wortes. In: Ders.: Schriften. Erster Band. Hg. v. Franz Seyr. München: Kösel-Verlag 1963, S. 966.
- <sup>39</sup> Ludwig von Ficker: Briefwechsel 1909–1914 (Bd. 1). Hg. v. Ignaz Zangerle u. a. Salzburg: Otto Müller 1986 (Brenner-Studien 6), S. 170 (Dallago an Ficker; Nago, 1. Juli 1913).

- <sup>40</sup> Zit. bei Dallago (Anm. 24), S. 232–233 (Druckfehler sind nicht übernommen).
- <sup>41</sup> Ficker (Anm. 39), S. 177.
- <sup>42</sup> Ebd., S. 203 (Druckfehler sind nicht übernommen).
- <sup>43</sup> Ficker (Anm. 5), S. 245f.
- <sup>44</sup> Dallago (Anm.18), S. 165.
- <sup>45</sup> Ebd., S. 636f.
- <sup>46</sup> Ebd., S. 448
- <sup>47</sup> Der Ebner-Text, der die klarste Antwort auf Dallagos Attacken auf christologischem Gebiet darstellt, ist *Die Christusfrage*. In: Der Brenner, Jg. 7, 1922, Bd. 2, Spätherbst 1922, S. 3–62. Über Ebners Christologie vgl.: Silvano Zucal: Ferdinand Ebner e la „nostalgia“ della parola. Brescia: Morcelliana 1999, S. 234–238; und Anita Bertoldi: Cristo, la Parola che risana la parola. In: Zucal (Anm. 34), S. 383–413.
- <sup>48</sup> Ludwig von Ficker: Denkmäler und Danksagungen. Aufsätze – Reden. München: Kösel-Verlag 1967, S. 170.
- <sup>49</sup> Ebner (Anm. 4), S. 39f. und S. 14.
- <sup>50</sup> Vgl. Ferdinand Ebner: Glossen zum Introitus des Johannes-Evangeliums In: Der Brenner, Jg. 6, 1919/21, H. 8, Januar 1921, S. 563–589.
- <sup>51</sup> Ebner (Anm.4), S. 32.
- <sup>52</sup> Ebd., S. 44.
- <sup>53</sup> Ebd., S. 53.
- <sup>54</sup> Vgl. ebd., S. 57–58; aber auch die Seiten 10, 13, 14, 21, 42, 82.
- <sup>55</sup> Ebner (Anm. 38), S. 967.



# Südtiroler Literatur aus post-kolonialer Perspektive

## von Doris Hilpold (Brixen)

Die „post-colonial discourse theory“ entwickelte sich in den 60er Jahren als Konsequenz des durch den englischen Kolonialismus veränderten Weltbildes, wobei es das zentrale Anliegen des neuen diskursiven Feldes war, Licht in die für die englische Vergangenheit und Gegenwart so gewichtige Erscheinung des Kolonialismus zu bringen. Die kulturellen und gesellschaftlichen Auswirkungen von Eroberung und Ausbeutung sollten an den Zeugnissen des Imperialismus sowie an jenen der inzwischen unabhängigen Länder analysiert werden. Historische Dokumente aller Art sollten zu einem Verständnis der Mechanismen des politischen Systems Kolonialismus führen, um eine Loslösung von diesen zu erreichen.

Die post-koloniale Theorie auf Südtirol zu übertragen mag heikel erscheinen, da strittig ist, ob im Falle Südtirols überhaupt von einer Kolonisation gesprochen werden kann. Für die hier angestrebte Analyse ist diese Fragestellung jedoch irrelevant; ausschlaggebend hingegen ist die sozialpolitische Situation, welche durch die Angliederung Südtirols an Italien geschaffen wurde: Wie in den durch Großbritannien kolonialiserten Ländern standen bzw. stehen sich in Südtirol zwei sprachlich und kulturell grundverschiedene Gruppen gegenüber; ähnlich wie in den überseeischen Kolonien wurde bzw. wird das Verhältnis zwischen diesen Blöcken von einer ungleichen Machtverteilung geprägt.

Der aus Indien stammende Schriftsteller Salman Rushdie bezeichnet diese Dichotomie in seinem im Jahr 1991 verfassten Aufsatz ‚*Commonwealth Literature*‘ *does not exist*<sup>1</sup> als grundlegendes Attribut des Post-Kolonialismus. Der Schriftsteller äußert in seiner Abhandlung die Auffassung, dass die unter dem Begriff Post-Kolonialismus zusammengefassten Erscheinungen nicht nur in kolonialiserten Ländern, sondern auch an den Minderheiten Europas rekonstruiert werden könnten. Ganz im Sinne von Rushdies Überlegungen wird hier der post-koloniale Diskurs auf Südtirol ausgeweitet, wobei der ungewohnte Blickpunkt neue Erkenntnisse ermöglichen soll.

Im Brennpunkt der folgenden Analyse steht ein Randgebiet Südtiroler Literatur: Vorwiegend italienischsprachige Texte aus der Zeit des Faschismus sollen Aufschluss geben über das Bild, welches die imperialistisch gesinnte Ideologie von der Südtiroler Landschaft bzw. den hier ansässigen Menschen entworfen hat. Ganz im Sinne des post-kolonialen Blickpunkts werden hierbei die diskurspezifischen Termini „Self“ und „Other“<sup>2</sup> bzw. Kolonisator und Kolonialisierter verwendet, wobei offenkundig ist, dass solche Benennungen außerhalb dieses Projekts problematisch sein könnten.

## Die Darstellung des Fremden

Im Jahr 1978 publizierte der post-koloniale Theoretiker Edward Said *Orientalism* und löste damit einen Wirbelsturm auf dem Gebiet der „post-colonial studies“ aus: *Orientalism* warf ein revolutionäres Licht auf das Phänomen Kolonisation. Said verdeutlicht in seinem Buch, dass das europäische Wissen über den Orient ein

ideologisches Beiprodukt kolonialer Macht ist. Laut Said funktioniert Wissen nämlich als Spiegelbild der Macht, weshalb Wissen niemals harmlos oder unschuldig sein kann. Der post-koloniale Theoretiker analysierte die Darstellung sowohl des Orients als auch orientalischer Figuren in literarischen Texten, um die Verbreitung des europäischen Wissens nachvollziehen zu können. Dabei kam er zu einem erstaunlichen Ergebnis:<sup>3</sup>

Most important, such texts can create not only knowledge but also the very reality they appear to describe. In time such knowledge and reality produce a tradition, or what Michel Foucault calls a discourse, whose material presence or weight [...] is really responsible for the texts produced out of it.

Foucaults Diskursanalyse entsprechend destruierte Said das in der westlichen Welt gängige Bild des Orients und erkannte dabei, dass Texte eine bedeutende Rolle bei der Produktion und Verbreitung von Wissen spielen: Viele Stereotypen bezüglich des Orients ließen sich vom Moment der Erzeugung über ihre Reproduktion hinweg mitverfolgen, so dass der Diskurs, in welchem sie sich schlussendlich verdichteten, durchschaubar wurde. Said schloss aus dieser Beobachtung, dass ein Großteil des Wissens über den Orient und über die dort lebende Bevölkerung im Grunde nichts als eine Tradition ist, welche in vielen Punkten nicht der Realität, sondern der Phantasie entspricht.

Im Sinne Foucaults zeigte Said zudem auf, dass ein Zusammenhang zwischen dem Wissen und der Macht über ein erobertes Land besteht.<sup>4</sup> Erst das Wissen über ein kolonialisiertes Gebiet ermöglicht die Kontrolle über dasselbe; ebenso ermöglicht das Wissen über kolonialisierte Völker eine Herrschaft über diese – schließlich muss etwas bekannt sein bzw. benannt werden, bevor es beherrscht werden kann. Indem der Eroberer das eingenommene Land und die dort ansässigen Menschen selbst definiert, legt er sich das für seine Herrschaft benötigte Wissen im eigenen Interesse zurecht. Das Wissen des Kolonisators in Bezug auf das von ihm eroberte Land ist darum ein buntes Sammelsurium aus (un)seriösen Forschungsergebnissen, gemeinen Vorurteilen und unbewussten Wunschvorstellungen.

Auch unter dem Faschismus war man sich darüber einig, dass Wissen unabdingbares Werkzeug der kolonialisatorischen Nutzung Südtirols sei. Im *Archivio per l'Alto Adige* forderte Ettore Tolomei die Erforschung des Trentino Adige:<sup>5</sup>

[L'Alto Adige] rimase fino ad ora tutto esclusa delle ricerche e dagli studi coi quali si compie la descrizione scientifica della Penisola [...]. È ormai tempo che questa parte del suolo italiano cessi di essere, a differenza di tutte le altre, ingiustamente ignorata dagli italiani.

Tolomei ruft zur „wissenschaftlichen Beschreibung“ Südtirols auf, wobei er jedoch im selben Atemzug unterschlägt, dass das Gebiet erst seit kurzem zu Italien gehört. Mit der Formulierung „cessi di essere“ wird Südtirols historische Zugehörigkeit zum italienischen Staat vorausgesetzt: Der faschistische Ideologe klagt die Wissenschaft an,

den südtirolischen „italienischen Boden“ seit geraumer Zeit zu ignorieren, während alle anderen Teile des Stiefels bereits erforscht worden seien. Ganz im Sinne der geschichtlichen Rechtfertigung geht Tolomei in seiner Aufforderung davon aus, dass Südtirol seit Menschengedenken italienisch sei. Schon allein diese Geschichtsverdrehung lässt Zweifel an der Seriosität der von Tolomei geforderten wissenschaftlichen Erforschung Südtirols aufkommen und verdeutlicht den ideologischen Nutzen von subjektiven Forschungsergebnissen.

Überträgt man Saids Forschungsmethode auf Südtirol, so lassen sich auch hier verschiedene Wissenstraditionen in Bezug auf die Landschaft und die Bevölkerung des Gebiets feststellen. Manche dieser Traditionen lassen sich zeitlich weit zurückverfolgen, wurden jedoch vom Faschismus aufgegriffen, an diesen angepasst und weitergeführt. Andere Traditionen wiederum wurden erst in der Zeit des faschistischen Regimes in die Welt gesetzt und spiegeln daher um so klarer ideologisches Denken. Im Folgenden sollen die mit der Darstellung Südtirols verknüpften Traditionen näher betrachtet werden.

## Die Landschaft

In der Zeit des Faschismus waren Südtiroler Landschaften beliebte Motive italienischer Autoren. Beschreibungen des italienischen Neulands tauchen vor allem in der Prosa auf und entpuppen sich in den meisten Fällen als ein Loblied auf das noch fremde Land. Auffallend ist dabei, dass nur selten Personen in den beschriebenen Landschaften auftauchen. Um dies zu erklären, muss die Rolle italienischer Autoren unter dem Faschismus betrachtet werden. Für das totalitäre Regime stellte jegliche Art von Textualität ganz im Sinne Slemons<sup>6</sup> einen Verbreitungskanal für die eigenen Ideen und Vorstellungen dar. Mittels einer rigiden Zensur stellte das Regime die Autoren in seinen Dienst, so dass der Literatur eine ideologische Prägung aufgesetzt wurde. Diese Prämissen erklären das weitgehende Ignorieren der einheimischen Bevölkerung in Bildern Südtirols: Da sich der Blick des Kolonisators vordergründig auf das eroberte Land richtete, waren die Bewohner des kolonialisierten Gebietes uninteressante Nebenfiguren.

Aufschlussreiche Quelle in Bezug auf die Darstellung der Südtiroler Landschaft in der Literatur sind die zwischen 1939 und 1941 in der monatlich erschienenen Zeitschrift *Atesia Augusta* publizierten Novellen. Die *Atesia Augusta* übernahm die Rolle eines politischen Instruments und sollte zur Faschisierung Südtirols eingesetzt werden. Giuseppe Mastromattei, der Herausgeber der Zeitschrift, umriss den Zweck des parteilichen Presseorgans im Vorwort der Märzangabe 1939 mit klaren Worten:<sup>7</sup>

„Atesia Augusta“ per il raggiungimento degli altri scopi che la promossero, [...] deve assumere perciò un eminente ruolo di strumento d'azione a carattere squisitamente politico, e assurgere a portavoce di tutti i ceti intellettuali di questa terra di confine [...].

Die *Atesia Augusta* diente der Verbreitung der vom faschistischen Regime vertretenen ideologischen Botschaft. Mastromattei widmet die Zeitschrift den Intellektuellen Südtirols, womit er klarerweise nur den italienischen Teil dieser Schicht meint. Die *Atesia Augusta* hatte mehrere Funktionen: Einerseits sollte der ins eroberte Gebiet ausgewanderten Führungsschicht die Italianität des Alto Adige vor Augen geführt werden, weshalb das Medium vollgespickt war mit geschichtlichen, geographischen und archäologischen Abhandlungen, welche um das italienische Wesen des Grenzlandes kreisten. Andererseits wurden in der Zeitschrift Tipps zum neuen Leben in Südtirol gegeben – die Zeitschrift sollte den Siedlern das Gefühl von heimatlicher Umsorgtheit vermitteln.

Die Novellen der *Atesia Augusta* spiegeln diese Funktionen der Zeitschrift wider, wobei drei unterschiedliche Arten der Annäherung an Südtirols Landschaft festgestellt werden können.<sup>8</sup> Erstens wurde Südtirol ganz im Sinne der Naturgrenztheorie als ‚heiliges‘ Grenzland dargestellt und als solches gepriesen. In der Kurzgeschichte *Un' avventura a Braies* von Gino Cornali heißt es zum Beispiel:<sup>9</sup>

Ha scelto Braies prima di tutto perché è nelle Dolomiti, e Guido pensa che nessun altro angolo della terra consola gli occhi e incanta l'anima come queste conche, queste valli morbide di abetaie e di pascoli, vigilate dalle rosee vette di granito, guglie e torri di un tempio ideale innalzato da Dio alle porte d'Italia come per consacrarne l'invulnerabilità.

Der italienische Protagonist der Novelle *Un' avventura di Braies* fühlt sich in Südtirol zu Hause, da ihm die ‚natürliche‘ Berggrenze Geborgenheit vermittelt. Das Bild, welches von den Dolomiten gezeichnet wird, kann dabei auf zwei unterschiedlichen Ebenen gelesen werden: Die Berge stellen im Allgemeinen einen von Gott errichteten Schutzwall gegen alles Fremde dar, wodurch der Hausfrieden Italiens garantiert wird; den Protagonisten der Kurzgeschichte versetzen die Dolomiten in einen Zustand der Sicherheit und Ruhe, da sie sozusagen für den Frieden im Eigenheim sorgen.

Die Darstellung Südtirols als ein Raum, in dem ein besonderer Schutz vor allem Fremden gewährt wird, beruhte notgedrungen auf einer Illusion – schließlich war das annektierte Gebiet an sich fremd und unbekannt. Das in den Novellen propagierte Bild des Gebiets ist jedoch im Zusammenhang mit der zugewanderten italienischen Bevölkerung zu betrachten: Bei Südtirol handelte es sich um eine Siedlerkolonie, weshalb die Besiedlung des Landes durch Italiener gefördert werden sollte. Die Darstellung der Kolonie als besonders sicherer Ort geschah aus propagandistischen Zwecken: Die Bevölkerung des kolonisierenden Staates sollte zu einer Besiedlung des neuen Territoriums motiviert werden.

Zweitens wurde Südtirol im Sinne des von Cornali beschriebenen ‚Hausfriedens‘ therapeutische Wirkung zugeschrieben.<sup>10</sup> Südtirol erhielt den Status eines unberührten Berglandes, welches den Menschen in seinen Urzustand zurückversetzt. In den Novellen der *Atesia Augusta* wird Südtirol deshalb stets mit der Stadt kontrastiert. Das Motiv

des Städters, welcher in den Südtiroler Bergen seinen Frieden findet, wurde zu diesem Anlass häufig eingesetzt. So berichtet etwa Giorgio in *La forza del silenzio* von G. Pellini von seiner Selbstfindung in den Bergen:<sup>11</sup>

[...] allora ebbi veramente il senso del pieno appagamento, e, contemporaneamente, quello della falsità e della vacuità della vita che avevo condotta in città. E mi sentivo felice di averla abbandonata.

Der Protagonist der Geschichte schreibt den Lebensräumen Stadt versus Land gegensätzliche Werte zu. Während die Stadt den Menschen mit Unruhe erfüllt, kann ihn die Natur von seiner Hetze befreien. Das Leiden des modernen Menschen an dem rasanten Lebenstempo kann in der Ursprünglichkeit der Natur geheilt werden. Laut Faschismus erlebt diese therapeutische Wirkung der Natur eine Steigerung in den Bergen, da die Isolation des Menschen dort weiter intensiviert wird. Südtirols Bergwelt galt als kräftigstes aller Heilmittel gegen die Krankheit der Städter: Die Bergspitzen, Almen und Täler hatten den Ruf des Ursprünglichen und des von der menschlichen Zivilisation Unberührten.

Die Verbindung der Südtiroler Bergwelt mit der Vorstellung des Ursprünglichen weist auf eine Tradition im Sinne Sauters hin, welche weit zurückverfolgt werden kann. Der Topos der Alpen als zivilisationsfeindlicher Ort taucht in der italienischen Literatur bis zum 17. Jahrhundert immer wieder auf.<sup>12</sup> Südtirols Bergspitzen galten als gefährliche ‚terra incognita‘, in welcher sich der Mensch gegen eine übermächtige Natur behaupten musste.

Der Topos der zivilisationsfeindlichen Alpen wurde in der Zeit des Faschismus aufgegriffen und mit positiven Werten belegt. Einerseits sollte dadurch die Attraktivität des eroberten Gebiets als neuer Siedlungsraum gesteigert werden; andererseits war das Bild eines ursprünglichen Südtirol mit der Vorstellung des unzivilisierten eroberten Subjekts kompatibel. Der Faschismus betrachtete sein Agieren in Südtirol als eine zivilisatorische Mission, deren Ziel die Italianisierung und Faschisierung der einheimischen Bevölkerung war. Die Südtiroler galten in diesem Sinne als rückständig; ihnen wurde eine zivilisatorische Nähe zum Ursprung nachgesagt. Parallel dazu erhielt die Landschaft des eroberten Gebiets das Prädikat des Ursprünglichen, so dass die Großmutter in Ulderico Teganis Novelle *Giorno di festa* Südtirol gar mit dem Paradies vergleicht. Bei der Betrachtung der Dolomiten, die wie ein „eccelso diadema in un scenario di fiaba“<sup>13</sup> glänzen, greift die Protagonistin das Motiv der Ursprünglichkeit auf, indem sie ausruft: „guardatemelo adesso, quest’ Alto Adige e dimmi se non è un lembo di paradiso“.<sup>14</sup>

Die Beschreibung der vereinnahmten Landschaft als ursprünglich und zivilisationsarm ist ein beliebtes Motiv der kolonialen Literatur. In einer Reihe britischer Romane, welche in kolonialisierten Gebieten angesiedelt sind, wird die Natur als übermächtige Herausforderung an den Menschen charakterisiert: Durch das Fehlen der eigenen Zivilisation fühlt sich der Kolonisator den Kräften der Natur ausgesetzt.

Besonders im britischen Abenteuerroman wird die Landschaft vereinnahmter Gebiete stets als übermächtig, bedrohlich und wild beschrieben. Defoes *Robinson Crusoe*<sup>15</sup> zum Beispiel konfrontiert sich auf einer einsamen Insel mit den Gesetzen der Natur, während sich der Protagonist von Joseph Conrads *Heart of Darkness*<sup>16</sup> durch einen bedrohlichen Dschungel kämpft. Ebenso beschreibt Charlotte Brontë in ihrem Roman *Jane Eyre*<sup>17</sup> die Landschaft der West Indies als bedrohlich in ihrer feurigen Üppigkeit.

Als dritte Art der Annäherung wurde Südtirol als ein Gebiet dargestellt, in welchem das Wohlbefinden erst durch die eigene Anstrengung ermöglicht wird. Auf die physische Eroberung des Gebiets sollte sozusagen seine psychische Vereinnahmung folgen, wobei dieser ‚interne‘ Kampf Aufgabe der Siedler war. In den Novellen der faschistischen Zeitschrift wurden geschickte und ungeschickte Siedlerfiguren dargestellt, um den idealen Kolonisator zu beschreiben. In der Geschichte *Il cacciatore selvaggio*, verfasst von Vincenzo Filippone, wird etwa der faule und dicke Arzt D’Andrea von seinen Kollegen auf die Schippe genommen, da sich diese im Gegensatz zu ihm in Südtirol längst daheim fühlen. Woran dies liegt, wird dabei ausführlich beschrieben:<sup>18</sup>

[...] risiedendo in Alto Adige, aveva imparato ad amare la montagna con i suoi sentieri amici o traditori, con le sue rocce sfidanti, con i suoi specchi lacustri incoronati die pini [...]

Im Gegensatz zu D’Andrea selbst nutzen dessen Kollegen jede freie Minute, um Südtirols Landschaft auf Wanderungen zu durchforschen. D’Andreas Kollegen haben gelernt, Südtirol zu lieben, indem sie die neue Heimat Stück für Stück abgehen – die Besichtigung des neuen Eigenheims stellt schließlich einen wichtigen Passus bei dessen Bezug dar. Mit den Kollegen des Arztes D’Andrea stellt Filippone den idealen Siedlertyp vor: Dieser widmet sich seinem neuen Lebensraum, indem er ihn erforscht und sich mit der neuen Umgebung vertraut macht. Durch das Abgehen machen sich die Protagonisten der Kurzgeschichte mit Südtirols Landschaft vertraut und eignen sich diese als neue Heimat an. Die Geschichte illustriert auf diese Art und Weise, wie sich der Faschismus die Beziehung zwischen Kolonisator und erobertem Land vorstellt und wie er versucht, den Siedlern das ideologische Ideal zu vermitteln.

## Die Menschen

Der Faschismus charakterisierte nicht nur die Landschaft des Alto Adige als ursprünglich, sondern übertrug diesen Wesenszug auch auf die Bevölkerung des vereinnahmten Territoriums. Die Menschen galten als Spiegel der sie umgebenden Landschaft und standen im Ruf, von dieser geformt worden zu sein. Aus der Sicht des Faschismus manifestierte sich die südtirolische Ursprünglichkeit in Eigenschaften wie Naivität, Grobheit, Rückständigkeit und Wortkargheit. Die angeführten Kennzeichen weisen darauf hin, dass man bei der Betrachtung der deutschen Lebensweise und Kultur von der Inferiorität des Other ausging, was in folgendem Zitat klar zur Geltung kommt:<sup>19</sup>

Im übrigen rechnete Tolomei aber auch mit dem Erfolg einer ganz „natürlichen Assimilation“, vor allem bei der Jugend, im Sinne der von ihm immer wieder behaupteten Attraktivität und Überlegenheit der italienischen Kultur gegenüber der rückständigen und „barbarischen“ Kultur der Deutschtiroler.

Das Zitat gibt Aufschluss über das Bild, welches sich die faschistische Ideologie von dem kolonialisierten Other zurechtlegte. Auf klare Art und Weise kristallisiert sich dabei die bereits erwähnte Selbstbezogenheit des Regimes heraus: Der Faschismus stellte sich selbst an die Spitze der zivilisatorischen Hierarchie und platzierte alle anderen Kulturen in untergeordneter Position.

Aufschlussreich ist die Definition des Deutschtirolischen als ‚barbarische‘ Kultur. Der post-koloniale Kritiker White beschäftigte sich mit der Darstellung des Fremden in kolonialen Situationen und entdeckte zwei unterschiedliche Heterostereotypen hinsichtlich des kolonialisierten Other: „The ‚wild man‘ and the ‚barbarian‘ were not identical – the former lived outside civil society, the latter was part of an alien social system.“<sup>20</sup> White unterscheidet zwischen dem wilden Mann und dem Barbaren. Während der wilde Mann fernab von jeglicher Zivilisation haust, ist der Barbar in einen Kulturkreis eingebunden. Der wilde Mann steht dem Tierreich näher als der menschlichen Sphäre – in der zivilisatorischen Pyramide nimmt er deshalb eine tiefere Stellung als der Barbar ein. Der Barbar gilt zwar nicht als ein vollwertiger Mensch, doch wird ihm eine eigene Kultur zuerkannt. An der Spitze dieser imaginären Hierarchie steht der Kolonisator, dessen Zivilisation allen anderen sozialen Systemen überlegen ist.

Wie das vorher angeführte Zitat veranschaulicht, wurde die deutschsprachige Bevölkerung Südtirols vom Faschismus als „barbarisch“ bezeichnet. In Whites zivilisatorischer Hierarchie nehmen die deutschsprachigen Südtiroler daher eine mittlere Stellung ein: Das Deutschtirolische wurde vom Faschismus zwar als eine eigenständige Kultur akzeptiert, doch galt diese als ‚rückständig‘ und unterentwickelt. Der Faschismus hingegen galt als Modell eines ideal funktionierenden sozialen Systems.

Das Klischee, dass es sich bei den Deutschtirolern um ein rückständiges Volk handle, kann in diversen Texten der faschistischen Ära nachvollzogen werden. In einem den Südtiroler Traditionen gewidmeten Bericht *Leggende e riti atesini* aus dem Jahr 1932 kann zum Beispiel nachgelesen werden:<sup>21</sup>

Cascate a caso in una chiesa durante una cerimonia solenne: sarete testimoni di episodi che vi stupiranno per la loro *infantile ingenuità*, ammirerete riti che vi ricorderanno storie lontane, leggende fondate sulla superstizione, a voi raccontate dal nonno nelle lunghe veglie invernale; vi parra di tuffare il cuore in un mondo scomparso e sarete invece a contatto con la realtà più viva, anche se più delicata.

Für den Autor des touristischen Berichts, Ferrandi, sind die deutschtirolischen Traditionen von „kindlicher Unschuld“ geprägt, wobei diese Formulierung einen Hinweis auf den Status darstellt, welchen der Autor den Südtirolern zuschreibt: Deren Kultur erinnert an eine „verschwundene Welt“ und stellt eine vom faschistischen Regime längst durchschrittene Entwicklungsstufe dar. Aus ideologischer Sicht hat die Zivilisation des eroberten Volks das Erwachsenenalter noch nicht erreicht – ähnlich wie einem Kind steht den Südtirolern noch ein einschneidender Reifungsprozess bevor.

Der Vergleich der kolonialisierten Bevölkerung mit einem Kind ist ein typisches Merkmal imperialistischer Literatur. Kiplings programmatisches Gedicht *The White Man's Burden* (1899) greift dasselbe Motiv in folgenden Versen auf:<sup>22</sup>

On fluttered folk and wild –  
Your new-caught, sullen peoples,  
Half devil and *half child*

Im Gegensatz zu Ferrandi beschreibt Kipling die kolonialisierte Bevölkerung nicht nur als infantil, sondern auch als teuflisch. Eine Verbindung mit höllischen Kreaturen kann bei der Darstellung der Südtiroler durch den Faschismus nicht festgestellt werden. Im Gegenteil beschreibt Ferrandi, wie auch andere Autoren aus der faschistischen Ära, die Deutschtiroler als „gente, franca, tenace, laboriosa e fedele“.<sup>23</sup>

Solche Unterschiede in den kolonialistischen Heterostereotypen werden von äußeren Umständen bestimmt: Bei Kiplings „sullen people“ handelt es sich um Schwarzafrikaner, welche aufgrund ihrer Hautfarbe und kulturellen Andersartigkeit zu den ‚wild man‘ gezählt wurden. Kiplings Formulierung „folk and wild“ ist ein Reflex dieser Fremdeinstufung. Für den Faschismus hingegen waren die Südtiroler ein relativ vertrautes Volk von ‚Barbaren‘, deren Sprache und Kultur bereits vor der kolonialisatorischen Vereinnahmung bekannt war. Entscheidend in diesem Zusammenhang waren sicherlich auch die religiösen Überzeugungen der Völker: Da den kolonialisierten Schwarzafrikanern der christliche Gott fremd war, wurden sie als Ungläubige dem Reich Satans zugeordnet. Deutschtiroler und Italiener dagegen gehörten zur selben Glaubensgemeinschaft, was die Polarität von Self und Other abschwächte.

Bei der individualisierten Darstellung von Südtiroler Frauen und Männern manifestiert sich das Konzept der Rückständigkeit der deutschtirolischen Zivilisation vor allem in der Einfachheit der Figuren: Sowohl die Männer als auch die Frauen stammen meist aus dem Bauernmilieu und werden als wortkarg und verschlossen beschrieben. Die Ursprünglichkeit der Südtiroler Bevölkerung schlägt sich zudem in den Manieren der Figuren nieder, wobei eine Unterscheidung zwischen den weiblichen und den männlichen Proponenten vorliegt. Während die meist hübschen Südtirolerinnen von attraktiver Naivität und Unschuld geprägt sind, treten die männlichen Figuren als eigenbrötlerische Naturmenschen auf.

Nichtsdestotrotz gestaltet sich die Darstellung der deutschtirolischen Männer durchaus positiv. Wie bereits erwähnt, setzte der Faschismus eine dialektische Verbindung zwischen der Landschaft und der Bevölkerung des Alto Adige voraus – die Grobheit der Bauern wurde aus den „*infernali burroni delle zone dolomitiche*“<sup>24</sup> und somit aus der innigen Verbindung zwischen Mensch und Berg erklärt. Da der Südtiroler Bergwelt die Aura eines heilsamen Ortes anhaftete, erfuhren auch die rohen Manieren der Bauern eine verklärende Darstellung. Diese wurden als rare und wohlüberlegte Gesten von Menschen ausgelegt, deren Geist mit der Natur im Einklang steht.

Bei der Beschreibung des Großvaters in der Geschichte *La terra* von Rosaria Rocca wird der Mythos des Südtiroler Naturmenschen eingesetzt. Der Großvater einer Pustertaler Bauernfamilie hat die Wichtigkeit des bäuerlichen Daseins erkannt und verteidigt sein Stück Land durch seinen Tod. Die Verbundenheit zwischen Bauer und Boden kommt in folgender Personenbeschreibung klar zur Geltung: „Non può un semplice, vecchio contadino capire molte cose, ma la poesia della terra, il suo cuore puro la comprende più di qualsiasi altra persone.“<sup>25</sup> Die Einfalt des Großvaters erlaubt diesem die Einsicht in die „Poesie Erde“; seine Beschränktheit öffnet dem Alten das Ohr für die Melodie der Natur. Von der Harmonie der Erde erfüllt, tritt der Protagonist von *La terra* als Erleuchteter auf, dessen sparsame Worte von großer Weisheit künden. Mit der Figur des illuminierten Naturmenschen greift die Autorin der Geschichte auf ein literarisches Standardmotiv zurück. Kindern, Narren, Einfaltspinseln, Einsiedlern und Alten werden des öfteren die widersprüchlichen Eigenschaften Einfalt und Weisheit zugeschrieben; geistiges Zurückbleiben wird traditionell mit der Gabe zur Transzendenz, also dem Überschreiten der Grenzen der Erfahrung und des Gegenständlichen, verbunden.

Im Falle des deutschsprachigen Großvaters ist der Mythos des Naturmenschen jedoch im Zusammenhang mit der faschistischen Ideologie zu betrachten. Die Prämisse, dass die Südtiroler Zivilisation noch in Kinderschuhen stecke, kann nämlich an der Figur des Großvaters nachvollzogen werden. Die Einfalt der deutschsprachigen Figur parallelisiert die vom Faschismus angenommene Beschränktheit der deutschtirolischen Zivilisation. Gleichzeitig ist der alte Bauer bildliche Darstellung der therapeutischen Funktion der Berge, durch welche der Einklang zwischen Mensch und Natur hergestellt werden soll.

An den Darstellungen der deutschsprachigen Figuren lässt sich jedoch nicht allein die faschistische Zivilisations- und Besiedlungspolitik nachzeichnen; die Figuren der *Atesia Augusta* fungieren auch als Filter ideologischen Wunschdenkens. Die deutschsprachigen Darsteller der Geschichten der *Atesia Augusta* sollten die Resultate der fa-



Die Figur des Großvaters  
aus der Geschichte *La terra*<sup>26</sup>

schistischen Umerziehungspolitik veranschaulichen, um vom romanischen Geist des eroberten Territoriums Zeugnis abzulegen. In der Kurzgeschichte *Una scodella di latte* von Ulderico Tegani zum Beispiel gibt ein deutschsprachiges Bauernmädchen auf die Frage nach seiner Sprachgruppenzugehörigkeit einem italienischen Soldaten folgende Erklärung:<sup>27</sup>



Das deutschsprachige Bauernmädchen aus *Una scodella di latte*<sup>28</sup>

[Ein italienischer Soldat:] Ma voi capite l'italiano?  
– Certo. Lo capisco e lo parlo, naturalmente – rispose, stupendosi, la fanciulla. – Non è la mia lingua?

Das freundliche Bauernmädchen wird hier zum Symbol des faschistischen Erfolgs. Der Wunschvorstellung Tolomeis entsprechend hat es nämlich seine deutsche Identität abgestreift, um eine Wesensgleichheit mit dem Eroberer anzustreben. Die veränderte Identität des Mädchens signalisiert, dass dieses die Überlegenheit der faschistischen Zivilisation anerkennt und diese konsequenterweise übernommen hat. Die weibliche Figur aus *Una scodella di latte* ist Exempel einer ‚natürlichen Assimilation‘ im Sinne Tolomeis und veranschaulicht als solches ideologisches Wunschdenken.

Die Mädchenfiguren in *Una scodella di latte* erlauben einen aufschlussreichen Einblick in das weibliche Heterostereotyp der Südtiroler Frau. Die weiblichen Figuren in Teganis Kurzgeschichte werden als attraktiv und warmherzig dargestellt; den italienischen Soldaten, welcher hier die Rolle des fremden Other einnimmt, empfangen sie mit offenen Armen. Eines der jungen Mädchen wird dabei wie folgt beschrieben:<sup>29</sup>

Era giovane e fresca con un che di signorile nell'abito e nel portamento. Aveva un viso sereno, incorniciato da due bande di capelli neri, e neri erano anche gli occhi, grandi e buoni.

Teganis Südtiroler Mädchen entspricht einem Ideal. Die Schilderung seiner äußerlichen und innerlichen Schönheit erweckt die Vorstellung eines vollkommenen Geschöpfes, dessen Nähe erstrebenswert ist. Auffällig ist die Farbe, welche Tegani zur Charakterisierung der Südtirolerin verwendet: Augen und Haare werden als schwarz beschrieben. Diese Farbgebung widerspricht dem Stereotyp der blonden und blauäugigen Deutschen und erinnert eigentlich mehr an das Bild einer italienischen Frau.

Teganis individualisierte Frauenfiguren entsprechen nicht nur in ihrem Aussehen dem Vorstellungsklischee einer italienischen Frau, sondern sie fühlen sich auch zum Italienischen hingezogen. So lobt eines der Mädchen die Schönheit Italiens mit der Aussage: „È molto bella l'Italia“.<sup>30</sup>

In den Novellen der *Atesia Augusta* tauchen jedoch auch weibliche Figuren auf, welche dem klassischen Bild der deutschen Frau entsprechen. Auffällig ist, dass diese typisch nördlichen Frauen keineswegs Träger faschistischer Wunschvorstellungen sind und diesen manchmal sogar widersprechen. Die Mädchen des Dorfes Canazei werden zum Beispiel in der Geschichte *Incontro sotto il Pordoi* von Gino Cornali mit dem Satz „con le sue ridenti figliuole dai capelli biondi e dagli occhi celesti“<sup>31</sup> beschrieben. Auch die junge Frau in *La terra* wird als „bionda, graziosa cameriera [...] molto furba e abile“<sup>32</sup> dargestellt, wobei es sich allerdings um das abwertende Bild einer hinterlistigen Xanthippe handelt.

Die Darstellung der Südtiroler Frauen pendelt zwischen den Extremen dunkel/blond und gut/böse, wodurch ein sehr kontrastreiches Bild gezeichnet wird. Diese gegensätzliche Darstellung der weiblichen Figuren kann mit dem ambivalenten Verhältnis des Kolonisators zur ‚other woman‘ in Verbindung gebracht werden.<sup>33</sup> Wie Cornalis oder Roccas Blondinen werden die fremden Frauen einerseits aus sicherer Ferne betrachtet, wobei die ethnische Andersartigkeit abschreckende Funktion hat. Andererseits manifestiert sich in Teganis zuvorkommenden Frauen die Sehnsucht des Kolonisators, von der ‚eroberten‘ Frau willkommen geheißen zu werden, um mit ihr gemeinsam eine neue Heimat nach dem Vorbild des Vaterlandes zu schaffen. Ganz im Sinne dieser Zwiespältigkeit bezeichnet Loomba die kolonialisierte Frau als Symbol „of the promise and the fear of the colonial land“.<sup>34</sup>

Besonders auffällig an den Novellen der *Atesia Augusta* ist die Tatsache, dass der Leser oftmals über die ethnische Zugehörigkeit der Protagonisten im Dunkeln gelassen wird. So handelt es sich bei *La scodella di latte* um ein seltenes Beispiel der ethnischen Zuordnung. In den meisten Geschichten wird die Frage nach der kulturellen Identität der Figuren ignoriert und nur ein mit der Südtiroler Realität vertrauter Leser kann die Figuren den hier präsenten Ethnien zuordnen. Das Schweigen des Erzählers deutet darauf hin, dass die Italianität der Darsteller vorausgesetzt wird, wobei eine solche Strategie Symptom eines faschistischen Desideratums ist: Die fremde Identität der Südtiroler Bevölkerung wird nicht thematisiert, um einer Auslöschung derselben vorzugreifen.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Salman Rushdie: ‚Commonwealth Literature‘ does not exist. In: *Imaginary Homelands: Essays and Criticism, 1981–1991*. London: Granta 1991, S. 69.

<sup>2</sup> Self: Die Gruppe des Selbst, in welcher die eigenen Normen vorherrschen. Other: Die Gruppe des Anderen aus der Perspektive des Selbst, in welcher fremde Normen gelten. Die Entitäten ‚Self‘ und ‚Other‘ wechseln mit der Verschiebung der jeweiligen Perspektive.

<sup>3</sup> Edward Said: *Orientalism*. London and Henley: Routledge and Kegan Paul 1978, S. 94.

<sup>4</sup> Anita Loomba: *Colonialism/Postcolonialism. The Critical Idiom*. London: Routledge 1998, S. 44.

<sup>5</sup> Ettore Tolomei, zitiert nach Carlo Romeo: *Un limbo di frontiera. La produzione letteraria in lingua italiana in Alto Adige*. Bruneck: Dipdruck 1998, S. 15.

- <sup>6</sup> Stephen Slemon: Post-kolonialer Theoretiker, welcher sich in seinen Arbeiten besonders mit der einschneidenden Rolle von Textualität bei der Verbreitung von imperialistischen Ideologien beschäftigt. Siehe dazu: Stephen Slemon: *The Scramble for Post-colonialism*. In: Chris Tiffin and Alan Lawson (Hg.): *De-scribing Empire: Post-colonialism and Textuality*. London: Routledge 1992.
- <sup>7</sup> Giuseppe Mastromattei: *Atesia Augusta*. In: *Atesia Augusta*, März 1939, S. 5.
- <sup>8</sup> Giorgio Mezzalira: *Un nuovo mondo da raccontare. L'immagine del Südtirol e dei sudtirolesi nelle novelle di una rivista fascista del regime fascista*. In: Anton Holzer und Benedikt Sauer (Hg.): *Man meint, man müsste sie grad alle katholisch machen können. Tiroler Beiträge zum Kolonialismus*. Bozen/Innsbruck 1992, S. 127.
- <sup>9</sup> Gino Cornali: *Un' avventura a Braies*. In: *Atesia Augusta*, Dezember 1939, S. 32–35, hier S. 33.
- <sup>10</sup> Mezzalira (Anm. 8).
- <sup>11</sup> Giorgio Pellini: *La forza del silenzio*. In: *Atesia Augusta*, April 1939, S. 23–28, hier S. 25.
- <sup>12</sup> Romeo (Anm. 5), S. 10.
- <sup>13</sup> Ulderico Tegani: *Giorno di festa*. In: *Atesia Augusta*, Februar 1941, S. 31–34, hier S. 34.
- <sup>14</sup> Ebd.
- <sup>15</sup> Daniel Defoe: *Robinson Crusoe*. London: Penguin 1719.
- <sup>16</sup> Joseph Conrad: *Heart of Darkness*. London: Penguin 1902.
- <sup>17</sup> Charlotte Brontë: *Jane Eyre*. London: Penguin 1847, S. 292 ff.
- <sup>18</sup> Vincenzo Filippone: *Il cacciatore selvaggio*. In: *Atesia Augusta*, Jänner 1941, S. 27–29, hier S. 27.
- <sup>19</sup> Leopold Steurer: *Südtirol 1918–1945*. In: Anton Pelinka und Andreas Maislinger (Hg.): *Handbuch zur neueren Geschichte Tirols*, Band II, Teil 1. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 1993, S. 199.
- <sup>20</sup> White, zitiert nach Loomba (Anm. 4), S. 60.
- <sup>21</sup> Ferrandi, zitiert nach Romeo (Anm 5), S. 152 (Hervorhebung hinzugefügt).
- <sup>22</sup> Rudyard Kipling: *The White Man's Burden*. In: *Collected Verse*. New York: Garden City Publishing 1940, S. 215, hier Verse 6–8 (Hervorhebung hinzugefügt).
- <sup>23</sup> Ferrandi, zitiert nach Romeo (Anm. 5).
- <sup>24</sup> Fragoiocondo: *Cordellina arrampicatore*. In: *Atesia Augusta*, November 1941, S. 20–22, hier S. 21.
- <sup>25</sup> Rosaria Rocca: *La terra*. In: *Atesia Augusta*, August 1940, S. 25–27, hier S. 26.
- <sup>26</sup> Ebd.
- <sup>27</sup> Ulderico Tegani: *Una scodella di latte*. In: *Atesia Augusta*, Mai 1940, S. 17–22, hier S. 22.
- <sup>28</sup> Ebd., S. 21.
- <sup>29</sup> Ebd., S. 20.
- <sup>30</sup> Ebd.
- <sup>31</sup> Gino Cornali: *Incontro sotto il Pordoi*. In: *Atesia Augusta*, März 1941, S. 27–30, hier S.27 (Hervorhebung hinzugefügt).
- <sup>32</sup> Rocca (Anm. 26), S. 27 (Hervorhebung hinzugefügt).
- <sup>33</sup> Bridget Orr: *'The only Free People in the Empire': Gender Difference in Colonial Discourse*. In: Chris Tiffin and Alan Lawson (Hg.): *De-scribing Empire: Post-colonialism and Textuality*. London: Routledge 1992, S. 152.
- <sup>34</sup> Loomba (Anm 4), S. 151.

# Literaturkritik und Literaturwissenschaft Abermaliges Plädoyer für ein komplementäres Verständnis der beiden Institutionen aus gegebenem Anlass

von Michael Klein (Innsbruck)

Das Verhältnis von Literaturkritik und Literaturwissenschaft benennt im Unterschied etwa zu den romanischen und angelsächsischen Ländern im deutschen Sprachraum ein traditionell und bis heute andauernd schwieriges Verhältnis.

An dieser Stelle soll es aber nicht um eine nochmalige Betrachtung der historischen Sonderentwicklung gehen, auch wenn es dazu durchaus noch Einiges zu sagen gäbe. Zwar gibt es eine Reihe überzeugender Arbeiten zur Geschichte des Faches Germanistik und es gibt heute zumindest in Ansätzen auch Untersuchungen zur Geschichte der Literaturkritik in Deutschland.<sup>1</sup> Was aber bisher und wohl nicht zufällig fehlt, ist eine Geschichte ihres schwierigen Verhältnisses zu einander, der Abgrenzungen und Ausgrenzungen, der Idiosynkrasien und Animositäten, die beide Einrichtungen in ihrer gegenseitigen Wahrnehmung vielfach bis heute bestimmen, zum Teil aus Unwissenheit, zum Teil aber auch trotz besseren Wissens. Hier gäbe es durchaus noch Interessantes zu untersuchen und zu entdecken.

Was mich augenblicklich aber vordringlicher beschäftigt, ist der zunehmend zu beobachtende Ansehensverlust, mit dem beide, Literaturkritik und Literaturwissenschaft, in der Öffentlichkeit schon seit einiger Zeit konfrontiert sind, und den ich nicht zuletzt auf Fehlentwicklungen in beiden Institutionen zurückführe, die sich auf Dauer für beide als schwierig, wenn nicht als existentiell erweisen könnten.

Nun kann man mit guten Argumenten den Standpunkt vertreten – ich vertrete ihn weitgehend –, dass sich geisteswissenschaftliche Institutionen nicht zuletzt gerade dadurch auszeichnen, dass sie sich in gewissem Sinne immer in einer Krise befinden (müssen). Angesichts der sich immer schneller verändernden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, deren Bedeutung und Folgen reflektierend zu begleiten seit jeher mit zu ihren Aufgaben gehört, könnte eine derartige Krise auch als Ausdruck ihrer Lebendigkeit, Zeichen ihrer Teilhaftigkeit und geradezu als Voraussetzung einer Neuorientierung verstanden werden.

Das allerdings würde voraussetzen, dass man die Zeichen erst einmal wahrnimmt und bereit ist, die angesprochenen veränderten Rahmenbedingungen nicht nur zu erkennen, sondern auch anzuerkennen. Genau dies aber scheint mir noch viel zu wenig der Fall zu sein.

Meine These lautet daher: Das, was ich derzeit beobachte, und was im Einzelnen noch zu beschreiben sein wird, unterscheidet sich in mehrfacher Weise, vielleicht nicht grundsätzlich, aber doch wesentlich von den früheren Krisen, in denen sich beide Institutionen in ihrer zweihundert- bis zweihundertfünfzigjährigen Geschichte befunden

haben. Alle vorausgegangenen Krisen waren eben immer zugleich auch Ausdruck ihrer Lebendigkeit, Ausdruck der Bereitschaft und Fähigkeit zur Veränderung. Dies galt noch bis in die sechziger und siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts.

Heute dagegen vermag ich vielfach nur Ratlosigkeit zu erkennen: resignatives Schulterzucken auf Seiten der Literaturkritik, vor allem mit dem Hinweis auf die angeblich unumstößlichen Gesetze des Marktes, und eine Tendenz zu Selbstmitleid auf Seiten der Literaturwissenschaft. Ansonsten aber geht alles zumeist seinen gewohnten Gang; breitere theoretische Debatten, die Perspektiven für beide Institutionen in die Zukunft erkennen ließen, wie sie in den sechziger und siebziger Jahren üblich waren, werden nur ausnahmsweise noch geführt oder finden jedenfalls in der Regel unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt.

Keine Frage: Einiges, was zu der gegenwärtigen Situation geführt oder doch zu ihr beigetragen hat, liegt außerhalb der direkten Verantwortlichkeit der Betroffenen, ist vielmehr abhängig von tatsächlich wesentlich veränderten politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen in der Konsequenz eines vermeintlichen Endes der großen Ideologien, spätestens nach dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus und in der Folge eines nahezu ungebremsten wirtschaftlichen Neoliberalismus, von dem gerade die Geisteswissenschaften, aber eben auch der ganze öffentliche Kulturbereich besonders hart betroffen sind. Zwar gilt Kultur, genauer gesagt die „Kulturindustrie“ heute als „eine der größten Wachstumsbranchen der Weltwirtschaft“<sup>2</sup>, aber natürlich müssen sich die Investitionen rechnen. Die verständlichen, wenn auch ganz sicher nicht ausreichenden Reaktionen im universitären Bereich, der in der Vergangenheit, wie ich meine zu Recht, *auch* ein weitgehend geschützter Bereich war, sind vielfach Rückzug oder Anpassung, in der Hoffnung, auf diese Weise vielleicht wenigstens zu überleben. Der verbleibende Raum für eine grundsätzliche, notwendige Neuorientierung ist zugegebenermaßen auch objektiv eng geworden.

Nicht viel besser ist es seit einigen Jahren um die Rahmenbedingungen für eine Literaturkritik bestellt, die diesen Namen verdient. Die wachsende Zahl literarischer Talkshows in der Nachfolge des *Literarischen Quartetts*<sup>3</sup> oder jüngere Zeitschriften-Neugründungen wie etwa *Literaturen*<sup>4</sup> belegen zwar ein offenbar breites öffentliches Interesse an derartigen Vermittlungsinstanzen. All das kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch sie, als Institution, schon seit einiger Zeit einer immer deutlicher Platz greifenden Ökonomisierung unterworfen ist, vor allem als Vermittlerin der Ware Buch, die es immer schneller umzusetzen gilt. Die Herausgeber anspruchsvollerer Literatur- oder Kulturzeitschriften, die die geforderte Schnelligkeit nicht bedienen können oder auch nicht wollen und die deshalb auch nur über einen Bruchteil der Einnahmen aus dem Anzeigengeschäft verfügen, bestätigen diese Abhängigkeiten und sie klagen zu Recht darüber, wie viel schwieriger es heute andererseits geworden ist, auf öffentliche Unterstützungen zu zählen. Für die Notwendigkeit grundsätzlicherer Debatten über die ja in keiner Weise veraltete seinerzeitige Fragestellung „Kritik, von wem, für wen, wie?“<sup>5</sup> scheint gleichwohl entweder nur noch geringes Interesse zu

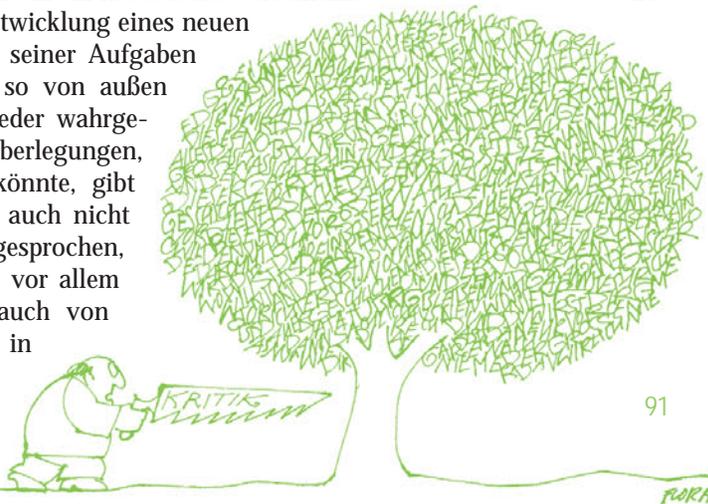
bestehen oder es ist auch *hier* der Raum eng und die Zeit zu teuer geworden. Stattdessen auch *hier*, von wenigen, wichtigen Ausnahmen abgesehen, vielfach nur Anpassung an das oder Resignation über das angeblich Unabänderliche.

Das alles ist nicht als Vorwurf gegen irgend jemanden gemeint, schon gar nicht gegenüber einer Öffentlichkeit, die bewusst oder unbewusst, jedenfalls aus ihrer Sicht zu Recht darauf reagiert, dass die künstlerische Literatur, worauf Norbert Mecklenburg in diesem Zusammenhang richtigerweise hingewiesen hat, in den Industrieländern zunehmend „aus einem über zweihundert Jahre lang zentralen in einen marginalen Geltungsbereich der Kultur“ geraten ist. „Kunst und Literatur werden, wie vor ihnen Religion, aus einer auch öffentlichen zu einer nur mehr rein privaten Sache.“ Dies gilt, obwohl, und ich referiere noch einmal Mecklenburg, in „unserer modernen Welt des Konsumkapitalismus und der Medienkultur [...] das Angebot an Kunst und Literatur ins Unermessliche gewachsen“ ist, während gleichzeitig „Geltung und Orientierungskraft traditionaler Weltbilder und Wertsysteme, zu denen auch bis heute vertretene Kunst- und Literaturauffassungen gehören, geschwunden oder zumindest gebrochen“ sind.<sup>6</sup>

Mecklenburg spricht damit das an, was zuvor, jenseits aller Hinweise auf veränderte und fraglos erschwerte wirtschaftliche Rahmenbedingungen, gemeint war, als die These aufgestellt wurde, Literaturkritik und Literaturwissenschaft befänden sich gegenwärtig vermutlich in einer grundsätzlicheren Krise, möglicherweise wesentlich unterschieden von den bisher in ihrer Geschichte erfahrenen.

Wenn dies aber so ist, und es besteht kaum ein Zweifel, dass es so ist, dann käme es wohl darauf an, hierauf offensiv zu reagieren, statt sich, wie vielfach zu beobachten, gekränkt – weil missverstanden – zurückzuziehen. Dazu bedürfte es allerdings der Erfüllung wenigstens zweier Voraussetzungen:

Soweit es die Germanistik betrifft, würde dies zunächst einmal bedeuten, dass es in Zukunft sicher nicht ausreichen wird, die öffentliche Hand *allein* verantwortlich für Fehlentwicklungen zu machen und zu glauben, das bestehende Problem sei *allein* die Folge einer finanziellen Unterversorgung. Abgesehen davon, dass es nicht richtig wäre, es würde auch nichts helfen. Stattdessen käme es darauf an, zu verstehen und zu akzeptieren, dass es vor allem um ein neues Selbstverständnis und auf dieser Basis um die Entwicklung eines neuen Konzepts des Faches und seiner Aufgaben wird gehen müssen, um so von außen überhaupt erst einmal wieder wahrgenommen zu werden. Überlegungen, wie so etwas aussehen könnte, gibt es durchaus und sie sind auch nicht neu: immer wieder angesprochen, schon seit dreißig Jahren, vor allem von Mecklenburg, aber auch von Eberhard Lämmert und in



jüngerer Zeit etwa von Ralf Schnell oder Wolfgang Albrecht.<sup>7</sup> Auf breiterer Basis diskutiert wurden sie wohl bisher auch deshalb nicht, weil der notwendige Druck lange Zeit nicht vorhanden war. Zumindest unter diesem Gesichtspunkt sind die Umstände heute günstiger. Ich komme darauf zurück.

Schwieriger scheint es gegenwärtig dagegen, die Literaturkritik, zumal die in den Tages- und Wochenzeitungen, aber auch in den angesprochenen KritikerInnenrunden im Fernsehen, von der Notwendigkeit zu überzeugen, ihre gegenwärtige Situation, ihre Voraussetzungen, ihre mögliche Funktion und ihre Aufgaben im Literaturbetrieb neu zu überdenken. Die Auftragslage und die Einschaltquoten sind überraschend gut und das Geschäft scheint zu blühen. Und es ist daher schwer zu erkennen, welcher Druck sich hier kurzfristig auswirken könnte. Dabei besteht kein Zweifel, dass längerfristig auch sie nur überleben wird oder, weniger dramatisch, noch ernst genommen wird, wenn sie akzeptiert, dass Kritik nachvollziehbare Kriterien braucht, auch wenn diese einer permanenten Relativierung unterliegen. Gustav Seibt hat es vor ein paar Jahren so formuliert: „Bedrohlich [...] ist für das Feuilleton auf lange Sicht der [augenblicklich zu beobachtende] Geltungsverlust des Ästhetischen“ in der Konsequenz der Ablösung der „Idee der Avantgarde“ durch die Postmoderne.<sup>8</sup>

Wie könnten also die Voraussetzungen aussehen, die beiden Institutionen vielleicht zu neuem Ansehen, vielleicht sogar zu einer neuen Attraktivität verhelfen würden?

Die Antwort aus der Sicht des Hochschulgermanisten, nur aus dieser vermag ich halbwegs kompetent zu argumentieren, da ich die Literaturkritik nur als Beobachter, nicht aber wirklich als Insider kenne, die Antwort ist für mich so eindeutig wie fraglos und sie ist ebenfalls nicht neu: Es kann dies nur gelingen, wenn sich Literaturkritik und Literaturwissenschaft endlich und auf Dauer als komplementär verstehen, statt sich „gegenseitig der Bevormundung oder auch der Behinderung des eigenen Metiers und jedenfalls der Verkennung ihres Gegenstandes [der Literatur zu] zeihen.“<sup>9</sup> Der Einwand, dem man zuweilen begegnet, dass dies in der Praxis doch bereits seit langem erreicht sei, mit dem Hinweis auf die in der Tat zahlreichen Grenzgänger aus dem Bereich der Literaturwissenschaft in den angeseheneren Feuilletons der überregionalen Tages- und Wochenzeitungen, überzeugt nicht, handelt es sich dabei doch in aller Regel um nicht mehr als um gelegentliche oder auch regelmäßigeren Ausflüge, mit vor allem einem Interesse, so für bestimmte Anliegen eine größere Öffentlichkeit zu erreichen. Ein wirkliches Konzept aber, im Sinne eines grundsätzlicheren, veränderten Fachverständnisses, vermag ich daraus noch nicht abzuleiten.

Worum geht es also wirklich?

Wer immer sich mit Fragen der Literaturvermittlung beschäftigt, und es sollte fraglos sein, dass dies heute mehr denn je auch zu den Aufgaben eines Literaturwissenschaftlers gehört, wird die Rolle der Literaturkritik in diesem Prozess nicht nur nicht außer Acht lassen können, vielmehr regelmäßig und systematisch auf sie reagieren müssen, um so, auf Dauer gesehen, die durchaus fachspezifischen Fragestellungen nicht zu verfehlen.

Zumal – und ich meine, es ist leicht einsichtig – ihre Bedeutung als zentrale Schaltstelle im Literaturtransfer, gleich welcher Art und trotz aller Mängel, die man ihr zum Teil zu Recht vorhält, ständig zunimmt. (Im Übrigen: Welche Mängel, Versäumnisse und Inkompetenzen lassen sich nicht auch der Literaturwissenschaft vorwerfen?) Angesichts eines trotz aller Cassandra-Rufe scheinbar unbegrenzt wachsenden und nicht zuletzt deshalb auch immer schnelllebigeren und damit noch einmal unübersehbarer gewordenen Marktes ist die Literaturkritik als Selektionsinstanz immer unverzichtbarer, aber zugleich eben auch immer mächtiger geworden. Alle Bemühungen noch so engagierter Verleger haben nur dann eine Chance, erfolgreich zu sein, wenn auch die Kritik auf die Bücher reagiert. Und auch der Buchhandel ist immer weniger bereit – und wohl auch nicht in der Lage –, eine Literatur im Sortiment zu führen, die, aus welchen Gründen immer, von den zuständigen Redaktionen der wichtigen Medien unbeachtet geblieben ist. Zumindest als Voraussetzung dafür, dass insbesondere anspruchsvollere Literatur auch nur eine Chance hat, den Weg vom Verleger zum Leser zu finden, ist ihre Wahrnehmung durch die journalistische Literaturkritik unabdingbarer denn je geworden.<sup>10</sup>

Sibylle Cramer hat es vor einiger Zeit in der *Süddeutschen Zeitung* pointiert einmal so formuliert: „Längst freilich bestimmt nicht mehr die Literatur das Bild von Literatur, sondern die Literaturkritik.“<sup>11</sup>

Stimmt man dem zu – es bleibt einem vermutlich gar nichts anderes übrig –, dann sollte man sich aber auch bewusst machen, was das für die Arbeit des Literaturwissenschaftlers heißt. Es bedeutet nämlich, zumindest für die Beschäftigung mit der Gegenwartsliteratur, dass auch die Literaturwissenschaft in aller Regel nur das wahrnimmt, nur das zum Gegenstand ihrer Untersuchungen macht, was zunächst von der Literaturkritik wahrgenommen wurde. Und es bedeutet weiter, dass damit der Prozess der so genannten Kanonbildung, auch wenn dies nicht bewusst geschieht, ganz entscheidend von der Literaturkritik zumindest mitgeprägt wird.<sup>12</sup>

Die Literaturkritik als Katalysator also auch für die Literaturgeschichtsschreibung?

Hat man sich diese Interdependenzen einmal bewusst gemacht, dann kann es, trotz der bereits eingeräumten vielfach berechtigten Kritik dieser Institution, aber nicht mehr um überhebliche Distanzierung gehen, wie sie seitens der deutschsprachigen Hochschulgermanistik noch immer nicht selten – oder sollte man vielleicht besser sagen: wieder? – zu beobachten ist. Vielmehr käme es aus den genannten Gründen gerade heute darauf an, sich kontinuierlich mit den expliziten und besonders natürlich mit den impliziten Kriterien der Kritik auseinander zu setzen, also mit dem ganzen Problemkomplex praktischer literarischer Wertung, ihrer Vermittlungsorgane und Instanzen, um sich so die gesellschaftlichen und ideologischen Implikationen im Prozess literaturkritischer Urteilsfindung zu verdeutlichen.

Nun wäre es sicher nicht richtig, so zu tun, als habe sich diesbezüglich in den letzten dreißig, fünfunddreißig Jahren gar nichts bewegt. Impuls gebend für einen ersten Bewusstseinswandel im angesprochenen Sinn war in diesem Zusammenhang die Rezeptionsforschung, in den sechziger Jahren vor allem von Hans Robert Jauss

und Wolfgang Iser, aber auch anderen Wissenschaftlern als ein wesentlicher Bereich der Literatursoziologie erkannt. Wenn dieser Ansatz auch zunächst weitgehend auf theoretische Untersuchungen beschränkt blieb, so beförderten die methodologischen Diskussionen im Umfeld doch eine grundsätzlich veränderte Einschätzung der Bedeutung gerade auch der journalistischen Literaturkritik, insbesondere für eine genauere Beobachtung der „Alltagsrezeption“<sup>13</sup>, und nicht zuletzt aus der Sicht der Literaturwissenschaft. Die Forderung von Lämmert bereits aus dem Jahre 1973, „den philologischen Fachbereichen einiger Hochschulen [...] auch Institute für Literaturkritik beizuordnen“, und der nur wenige Jahre später daran anschließende „Vorschlag“ von Mecklenburg, die Literaturkritik als „literaturwissenschaftliche Sonderdisziplin“ zu institutionalisieren<sup>14</sup>, beides war vermutlich schon damals auf breiter Ebene wenig realistisch. Als Ausdruck einer wesentlich veränderten Haltung zumindest von Teilen der seinerzeitigen Germanistik gegenüber der Tageskritik aber bleibt sie bezeichnend.

Und vereinzelt kam es ja auch tatsächlich in der Folge zu solchen Neugründungen und, jedenfalls in Deutschland, auch zur Schaffung einiger neuer Lehrkanzeln für Literaturkritik und/oder Literaturvermittlung.

Dass die empirische Forschung, insbesondere zur „Alltagsrezeption“, zunächst zumeist gleichwohl nicht recht von der Stelle kam, lag vor allem wohl daran, dass die Quellen, d. h. die Rezeptionszeugnisse, von denen aus man hätte argumentieren können, damals in der Regel zumeist weit verstreut und oft nur schwer ermittelbar waren. Auf breiterer Basis systematisch sammelnde Dokumentationsstellen für Literaturkritik gibt es, jedenfalls im deutschen Sprachraum, erst seit Anfang der sechziger Jahre.

Aber obwohl sich die Voraussetzungen für eine kontinuierlichere Beobachtung der Literaturkritik, auch mit Unterstützung des Internet, seitdem deutlich verbessert haben, habe ich den Eindruck, dass das Interesse der Literaturwissenschaft an der Literaturkritik seit einigen Jahren insgesamt wieder nachgelassen hat, dass man sich, von Ausnahmen abgesehen, wieder ziemlich weit von einander entfernt hat und dass diese, die Literaturkritik, für jene, die Literaturwissenschaft, sehr oft nur dazu dient, sich schnell über eine Neuerscheinung zu informieren oder ein sonst nicht leicht zu erhebendes Datum zu erfragen.

Bestätigt wird dieser Eindruck beispielsweise auch durch die kritische Anmerkung Wilfried Barners im Vorwort zu dem von ihm 1990 herausgegebenen Tagungsband des DFG-Symposiums *Literaturkritik – Anspruch und Wirklichkeit*, wo er die wenn auch aus seiner Sicht rhetorische Frage glaubt stellen zu müssen, ob Literaturkritik überhaupt „ein ‚germanistisches‘ Thema“ sei: „Überhaupt eines, zu dem sich gemeinsame wissenschaftliche Grundlagen formulieren lassen?“ Und er gesteht, dass die „Erforschung der Literaturkritik, ihrer Prinzipien wie ihrer historischen Entwicklung [...] nicht gerade zu den glanzvollen Kapiteln in der Geschichte der Literaturwissenschaft, zumal in Deutschland“ gehört.<sup>15</sup>

Dies allein damit erklären zu wollen, dass die heute überall spürbaren Sparmaßnahmen zur Konzentration zwingen und Spezialforschungsbereiche daher kaum noch zu finanzieren seien, überzeugt nicht. Der eigentliche Grund liegt wohl

tiefer. Entscheidender jedenfalls scheint vielmehr zu sein, dass sich beide Institutionen, unabhängig voneinander oder vielleicht auch nicht, vor dem Hintergrund einer sich rasant verändernden Gesellschaft und angesichts des damit einhergehenden Verlusts eines noch bis in die sechziger Jahre weithin gültigen geschichtsphilosophischen und ästhetischen Grundkonsenses in einer Legitimationskrise befinden.

So ist von der Aufbruchsstimmung der Literaturkritik, wie sie in den sechziger und auch noch in den siebziger Jahren zu beobachten war und die ja zu ihrer Attraktivität damals nicht unwesentlich beigetragen hat, von Einzelleistungen abgesehen, tatsächlich nur noch wenig wahrzunehmen. Zur Erinnerung und zum Vergleich: Erst seit Anfang 1964 gibt es im Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* überhaupt eine wöchentliche Buchkolumne; im gleichen Jahr erschien, konzipiert als deutsches Parallelunternehmen zum französischen *Figaro Litteraire*, zum englischen *Times Literary Supplement* und zur *New York Times Book Review*, in der Nachfolge der von Willy Haas herausgegebenen *Literarischen Welt*, als vierzehntägige Beilage der *Welt* die erste Nummer der *Welt der Literatur*. Und schließlich leistete sich die Wochenzeitung *Die Zeit* in diesen Jahren sogar den Luxus, ihr wichtig erscheinende Bücher gleich von mehreren Rezensenten besprechen zu lassen. Dies alles begleitet von einer gleichzeitigen, überaus breit geführten Theoriediskussion über die zukünftige Funktion und die Aufgaben der Literaturkritik, auch unter aktiver Beteiligung der Literaturwissenschaft.

Heute dagegen dominieren stattdessen, wiederum mit wenigen Ausnahmen, zunehmend isolierte Buchbesprechungen oder, nicht selten, nur mehr Bestseller- und Bestenlisten die überwiegende Mehrzahl der Literaturbeilagen. Dringend notwendige Zusammenhänge jedenfalls werden kaum herzustellen versucht, wie sich überhaupt der Eindruck verstärkt, dass das traditionelle Feuilleton, von den wenigen überregionalen Zeitungen abgesehen, mangels einer längst überfälligen Wertedebatte mehr und mehr zum Kulturmarketing verkommt.

Um die gegenwärtige Germanistik ist es, aus meiner Sicht, häufig nicht viel besser bestellt. Mit dem Rückgang des Interesses an einer sozialgeschichtlichen Literaturbetrachtung, spätestens seit der Mitte der achtziger Jahre, hat sie offenbar auch die so genannte Tageskritik wieder weitgehend aus den Augen verloren und sich in der Folge ebenfalls beinahe gänzlich, jedenfalls aus der praktischen Wertedebatte verabschiedet und scheint jetzt vielfach wieder zu glauben, in einem freien Raum zu agieren, unabhängig, autonom, in einem geschlossenen System, allein der Wissenschaft verpflichtet, für die die Literatur oft nur mehr eine illustrierende Bedeutung zu erfüllen scheint, häufig nur noch dazu dient, die Griffbarkeit des neuesten methodischen Ansatzes zu überprüfen.<sup>16</sup>

Eine Zukunft, das scheint mir angesichts des Dargelegten immer deutlicher, haben beide Institutionen daher nur, wenn sie, durchaus aus der Perspektive unterschiedlicher Erkenntnisinteressen, in der Sache, d. h. im Dienst an ihrem gemeinsamen Gegenstand, der Literatur, sich als ergänzend und gegenseitig unterstützend verstehen. Nur eine solche Engführung wird längerfristig beiden Seiten helfen, auch aus dieser Krise wieder

herauszufinden. Die Literaturkritik, wenn sie ernst genommen werden will, braucht die Literaturwissenschaft. Sie ist, wenn sie sich tatsächlich der Literatur und nicht nur dem Markt verpflichtet fühlt, den sie, wie sie selbst weiß, ohnehin schon lange nicht mehr zu steuern vermag, wenn sie sich also wieder verstärkt der Literatur statt der Verkaufsförderung von Büchern widmet und wenn es ihr schließlich um mehr als nur zeitgeistig formulierte Geschmacksurteile zu tun ist, auf die Grundlagenforschung und Quellenaufbereitung der Literaturwissenschaft angewiesen – wie immer sie diese übersetzt.

Und genauso ist aber auch die Literaturwissenschaft auf die Literaturkritik angewiesen, weil sie sonst Gefahr läuft, sich in ‚szientifischen‘ Spitzfindigkeiten zu verlieren und so die Beziehung zu ihrem eigentlichen Gegenstand, der Literatur und zum literarischen Leben zu verlieren und die immer komplexer gewordenen, sich immer schneller verändernden Produktions- und Rezeptionsbedingungen von Literatur nicht mehr zu verstehen. Denn auch das ist wohl unbestritten: Das tatsächliche Literaturverständnis einer Zeit wird kaum sonst so unmittelbar deutlich wie aus den Kultur- und Feuilletonseiten der Tages- und Wochenzeitungen oder aus den einschlägigen Sendungen des Fernsehens und des Rundfunks. Bei allem, was die Literaturwissenschaft, insbesondere als Literaturgeschichte, dazu zu sagen hat, handelt es sich entweder um mehr oder weniger spekulative Rationalisierungen aus einem zumeist größeren zeitlichen Abstand, oder sie ist eben doch wieder auf eine genaue Beobachtung der Literaturkritik angewiesen.

Bleibt natürlich die entscheidende Frage, wie sich solche Überlegungen in die Praxis umsetzen lassen.

Vorstellungen dazu gibt es, wie gesagt, aus der Sicht der Literaturwissenschaft jedenfalls, bereits recht konkrete und es gibt ja auch vereinzelt schon seit Jahren erfolgreiche Ansätze zu ihrer Realisierung. Wobei alle Beteiligten darin übereinstimmen, dass es in der Zukunft vor allem darauf ankommen wird, dass sich die Literaturwissenschaft (wieder) stärker als gegenwärtig als *kritische* Wissenschaft der gesellschaftlichen Öffentlichkeit, präziser dem auch öffentlichen Diskurs über Literatur zu stellen haben wird. In der Praxis heißt das, dass die traditionellen Kernbereiche des Faches, also die Philologie, die Literaturgeschichte, die Edition, die Interpretation und die Literaturtheorie generell, um einen Bereich der so genannten „praktischen“ oder „angewandten“ Literaturwissenschaft zu erweitern wären, dem eben insbesondere solche Arbeitsgebiete zuzuordnen wären wie die „Literaturvermittlung in den alten und neuen Medien“ oder eben auch, als besonders wichtig, „Literaturkritik und Fragen der Praxis literarischer Wertung“, wie wir das in Innsbruck seit Jahren versuchen und nicht zuletzt mit der Umbenennung des Instituts von „Institut für Germanistik“ in „Institut für deutsche Sprache, Literatur und Literaturkritik“ auch nach außen zum Ausdruck bringen wollten.

Literaturkritische Praxis und Literaturwissenschaft „könnten hier [...] probeweise einander ähnlich nahe rücken und [sich] ergänzen, wie es zwischen Praktikern und Theoretikern in Forschungsinstituten der Biogenetik oder auch der Verfahrenstechnik

längst geschieht. Zusammen mit einem Studio, das beruflich oder außerberuflich Lesenden den Weg zum Schreiben auf eigene Hand erleichtert, könnte eine solche Einrichtung schließlich nicht nur ein günstiger Ort sein, der öffentlich gehandhabten Sprache in diesem unserem Lande aufzuhelfen, sondern auch ein Organ, das die Literatur lebendig hält oder gar lebendiger macht. Das wäre dann – gleichviel ob Wissenschaft oder Kritik – eine schöne Kunst.“<sup>17</sup>

## Anmerkungen

Vortrag, gehalten im Rahmen des Symposions zum Thema „Criticising the Critic“ im November 2000 an der University of London.

- <sup>1</sup> Selbstverständlich würde es zu weit führen, hier auch nur eine halbwegs vollständige Bibliographie zu versuchen. Es sei daher stellvertretend nur auf exemplarische jüngere Arbeiten verwiesen: Klaus Weimar: *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*. München: Fink 1989. Rainer Rosenberg: *Literaturwissenschaftliche Germanistik. Zur Geschichte ihrer Probleme und Begriffe*. Berlin: Akademie Verlag 1989. Karlheinz Stierle: *Literaturwissenschaft*. In: Ulfert Ricklefs (Hg.): *Fischer Lexikon Literatur. Zweiter Band*. Frankfurt: Fischer 1996 (= Fischer Taschenbuch 4565–4567), S.1156–1185. Klaus Berghahn, Peter Uwe Hohendahl (Hg.): *Geschichte der deutschen Literaturkritik (1730–1980)*. Stuttgart: Metzler 1985. A. P. Frank: *Einführung in die britische und amerikanische Literaturkritik und -theorie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1983. Hans Mayer (Hg.): *Deutsche Literaturkritik. 4 Bände*. Frankfurt: Fischer 1978 (= Fischer Taschenbuch 2008–2011). Peter Gebhardt: *Literaturkritik*. In: Ulfert Ricklefs (Hg.): *Fischer Lexikon Literatur. Zweiter Band*. Frankfurt: Fischer 1996 (= Fischer Taschenbuch 4565–4567), S. 1080–1115.
- <sup>2</sup> Gustav Seibt: *Strukturveränderungen in der kulturellen Öffentlichkeit. Die neue Ohnmacht des Feuilletons*. In: *Merkur*, 52. Jg., 1998, H. 8, S. 731–736, hier S. 736.
- <sup>3</sup> Vgl. etwa den Literaturclub im Schweizer Fernsehen DRS unter der Leitung von Daniel Cohn-Bendit oder die monatliche Sendung *Bestenliste des Südwestfernsehens* unter der Leitung von Hubert Winkels sowie neuerdings die Sendung *Willkommen im Club*, moderiert von Lea Rosh und Gaby Hauptmann beim *Metropolensender XXP* und bei *Vox*.
- <sup>4</sup> *Literaturen*. Redaktion: Sigrid Löffler. Erscheint seit Oktober 2000 monatlich im Friedrich Berlin Verlag.
- <sup>5</sup> Peter Hamm: *Kritik / von wem / für wen / wie. Eine Selbstdarstellung der Kritik*. München: Hanser 1968 (= Reihe Hanser 12).
- <sup>6</sup> Norbert Mecklenburg: *Begriffe der literarischen Wertung*. In: Helmut Brackert u. Jörn Stückrath (Hg.): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs. Erweiterte und durchgesehene Ausgabe* Reinbeck: Rowohlt 2000 (= re 55523), S.532–546, hier S. 533.
- <sup>7</sup> Norbert Mecklenburg: *Kritisches Interpretieren. Untersuchungen zur Theorie der Literaturkritik*. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1972. Derselbe: *Die Rhetorik der Literaturkritik. Ein Gedankengang mit Vorschlägen zur Praxis*. In: Jörg Drews (Hg.): *Literaturkritik – Medienkritik*. Heidelberg: Quelle und Meyer 1977, S. 34–48. Derselbe: *Wertung und Kritik als praktische Aufgaben der Literaturwissenschaft*. In: Peter Gebhardt (Hg.): *Literaturkritik und literarische Wertung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgemeinschaft 1980, S. 388–411. Eberhard Lämmert: *Über die zukünftige Rolle der Literaturkritik. Ein Entwurf*. In: Peter Gebhardt (Hg.): *Literaturkritik und Literarische Wertung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgemeinschaft 1980, S. 312–330. Derselbe: *Literaturkritik – Praxis der Literaturwissenschaft?* In: Wilfried Barner (Hg.): *Literaturkritik – Anspruch und Wirklichkeit. DFG-Symposion 1989*. Stuttgart: Metzler 1990, S. 129–139. Ralf Schnell: *Orientierung Germanistik. Was sie kann, was sie will*. Reinbeck: Rowohlt 2000 (= re 55609), bes. S. 224–243. Wolfgang Albrecht: *Literaturkritik*. Stuttgart, Weimar: Metzler 2001 (= SM 338), bes. S. 92–97.
- <sup>8</sup> Seibt (Anm. 2), S. 735 u. S. 733.
- <sup>9</sup> Lämmert, *Literaturkritik* (Anm. 7), S. 135.
- <sup>10</sup> Vgl. dazu etwa Michael Krüger: *Der Markt liest nicht. Weshalb es immer schwerer wird, gute Bücher zu verlegen*. Ein ZEIT-Gespräch mit Michael Krüger: „Es kommt hinzu, dass wir von den Zeitungen

vollständig abhängig geworden sind. Mehr als früher. Ein Verlag wie unserer, der im Halbjahr 40 Bücher publiziert, kann nicht mehr für jedes einzelne werben. Es bedarf der Zeitung, die diese Bücher vorstellt, kritisiert, bewertet. Hätten wir das nicht mehr, und da ist ja Deutschland einmalig mit seinen zahlreichen Feuilletons, gäbe es ein Drittel der etwas subtileren Bücher überhaupt nicht mehr. Der Buchhandel kann diese Masse nicht mehr selbst bewerten, und der Diskurs über Bücher ist so dezentralisiert, dass das Gespräch nicht ausreicht, um die Sache bekannt zu machen. Da ist den Zeitungen eine unerhört wichtige Aufgabe zugewachsen. Das Feuilleton ist eine bedeutendere Institution als die Universität oder die Schule.“ In: Die Zeit, 16.9.1998. Das Gespräch führte Ulrich Greiner.

- <sup>11</sup> Sibylle Cramer: Kreuzzüge und Kahlschläge deutscher Kritiker. Zur rituellen Funktion und politischen Dimension von Todesanzeigen, die deutsche Literatur betreffend. In: Süddeutsche Zeitung, 9.11.1994.
- <sup>12</sup> Zur Frage der Kanonisierungsprozesse in der Gegenwart vgl. den von Renate von Heydebrand herausgegebenen Tagungsband des DFG-Symposiums Kanon-Macht-Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen. Stuttgart: Metzler 1998 (= Germanistische Symposien, Berichtsbände Bd. XIX) und hier vor allem die systematisierende „Einführung“ von Thomas Anz, S. 3–8.
- <sup>13</sup> Die Begriffsbildung „Alltagsrezeption“ ist in diesem Zusammenhang als Oppositionsbildung zur wissenschaftlichen Rezeption in der einschlägigen Fachliteratur zu verstehen.
- <sup>14</sup> Lämmert, Rolle (Anm. 7), S. 329; Mecklenburg, Rhetorik (Anm. 7), S. 38.
- <sup>15</sup> Barner (Anm. 7), S. IX.
- <sup>16</sup> Vgl. dazu auch die von Wilfried Barner ausgelöste, unter großer Beteiligung geführte Diskussion in den beiden Jahrbüchern der deutschen Schillergesellschaft 1998/1999, Jg. 42 und 43, zu der Frage: „Kommt der Literaturwissenschaft ihr Gegenstand abhanden?“
- <sup>17</sup> Lämmert, Literaturkritik (Anm. 7), S. 138.

# Die Kanondebatte im Spiegel der Printmedien, der Literaturwissenschaft und der universitären Lehre von Wolfgang Wiesmüller (Innsbruck)

## Zur Präsenz und Aktualität der Kanondebatte

Wirft man einen Blick auf die Kanondebatte im deutschsprachigen Zeitungsfeuilleton oder in Zeitschriften und Magazinen, was die Sammlungen des „Innsbrucker Zeitungsarchivs zur deutsch- und fremdsprachigen Literatur“ (IZA) am Institut für deutsche Sprache, Literatur und Literaturkritik der Universität Innsbruck unter dem Schlagwort „Kanon“ rasch und problemlos ermöglichen<sup>1</sup>, läßt sich Folgendes beobachten: Diese Debatte erweist sich nicht nur als Dauerbrenner, in gewisser Regelmäßigkeit wird auch ein ganz konkreter Kanon von Büchern, die man gelesen haben sollte, präsentiert und meistens auch gleich wieder heftig kritisiert und diskutiert. Dieser Vorgang hat sich allerdings, wie es scheint, in den letzten Jahren verdichtet. Es entsteht der Eindruck eines drohenden Verlusts des literarischen Traditionsbewußtseins und der völligen Auflösung von Verbindlichkeiten und Übereinkünften bezüglich eines gewissen gemeinsamen literarischen Grundstocks – vor allem im Deutschunterricht an den Schulen. Deshalb hat eine der führenden Wochenzeitungen Deutschlands, *Die Zeit*, die schon 1978 eine „Bibliothek der 100 Bücher“ zusammengestellt hat (3.11.1978), im Jahre 1997 (16.5./23.5./30.5.1997) unter dem Titel *Der deutsche Literatur-Kanon. Was sollen Schüler lesen?* eine Umfrage gestartet. Sie hat „namhaften Autoren und Zeitgenossen“ (darunter neben bekannten Literaturkritikern und Schriftstellern auch Unternehmern und Politikern) folgende Aufgabe gestellt:

Welche literarischen Werke der deutschsprachigen Literatur müßte ein Abiturient im Deutschunterricht gelesen haben? Bitte nennen Sie drei bis fünf Titel und begründen Sie Ihre Auswahl. Nennen Sie außerdem einen Titel, der nicht unbedingt zu diesem Mindestkanon gehören mag, von dem Sie aber möchten, daß er häufiger gelesen werde.

Im Vorspann zur Präsentation der Ergebnisse wird auch gleich auf die Probleme und Schwierigkeiten hingewiesen, vor die sich die Befragten gestellt sahen und mit denen sich in ähnlicher Weise jeder konfrontiert sieht, der einen Kanon zu erstellen hat: Von der zahlenmäßigen Beschränkung – hier sogar auf nur sechs Titel – über die Einschränkung auf die deutschsprachige Literatur bis hin zum Ansinnen eines Kanons überhaupt.

Zwei Beispiele seien aus dieser Umfrage kurz vorgestellt: Wie hat ein Schriftsteller und Kritiker (Reinhard Baumgart), und wie hat ein Unternehmer (Edzard Reuter) diese Aufgabe gelöst; sie stehen für verschiedene Begründungsmuster und Zugänge zum Kanonproblem: ersterer von Skepsis und Zweifeln geplagt, letzterer mit entschlossener Bestimmtheit.

REINHARD BAUMGART  
*Schriftsteller und Kritiker*

Die Einladung, „drei bis fünf“ Pflichtlektüren für Abiturienten vorzuschlagen und damit in Umrissen gar einen „Kanon“ zu bilden, verschlägt einem schier den Atem und die Lust mitzuspielen. Wer so wenig liest, wird auch solch ein literarisches Existenzminimum nicht mehr verstehen wollen und genießen können. Mit diesem Vorbehalt und entsprechend zögernd und mürrisch nenne ich: Goethe „Die Wahlverwandtschaften“, Kleist „Das Käthchen von Heilbronn“, Büchner „Woyzeck“, Fontane „Effi Briest“, Grass „Die Blechtrommel“ – also nicht „Nibelungenlied“, „Faust“ oder „Die Buddenbrooks“ und was sonst noch in die nationale Schatzkiste zu gehören scheint – insofern ein Anti-Kanon, kein Bildungsvorrat. Doch meine Werke sind ebenso zugänglich wie komplex und enthalten stillschweigend viele andere Werke, der gleichen Autoren, der Epoche. An ihnen läßt sich erfahren, was Literatur an sich und für verschiedene Zeiten und Leser kann, will, soll. [...]

EDZARD REUTER  
*Unternehmer*

Kein Zweifel: Wer nicht gelernt hat, Literatur zu lesen, muß „ein Fremdling bleiben auf Erden“. Zu jedem Lernen aber gehört Anleitung, ein tägliches Rüstzeug, ein Kanon. Dafür nur fünf Nennungen – welch grausame Kürze!

1. Natürlich Goethes „Faust“: Wie könnte man besser jene Zerrissenheit kennenlernen, die in jedem, auch in Dir, steckt?
2. Der „Woyzeck“ von Büchner: Was Eiseskälte den Menschen antun kann.
3. Schillers „Don Carlos“: das ewigwährende, nie zu Ende gehende Ringen um das Wesen der Politik.
4. Fontanes „Stechlin“: Würde, Zuneigung, Pflichtbewußtsein, Treue, Melancholie, Toleranz – das alles ohne Spur von falschem Pathos.
5. Und schließlich der „Nathan“ von Lessing: was heutzutage weniger denn je der Begründung bedarf.

Grimmelshausen fehlt auf der Liste, Hölderlin, Eichendorff, Rilke, Kafka, das eine oder andere von Thomas Mann oder Bert Brecht, Dürrenmatt – vor allem aber jene beiden Autoren, die mir über alles gingen: Uwe Johnson (bestimmt die „Mutmaßungen über Jakob“, vielleicht auch die „Jahrestage“) und Hans Sahl: „Die Wenigen und die Vielen“. Wer einen tragfähigen Kanon in sich aufgenommen hat, wird sich schnell von allein weiter zurechtfinden.

Das Ergebnis dieser *Zeit*-Umfrage fiel dann ja insgesamt nicht gerade überraschend aus: „Goethes Faust an der Spitze, gefolgt von Kafka, Thomas Mann, Büchner, Brecht, Schiller, Kleist und Lessing“ – ein Ergebnis, das im Anschluß von „drei Literaturexperten“

kritisch unter die Lupe genommen wurde – darunter auch der österreichische Germanist Wendelin Schmidt-Dengler, der sich wiederholt und engagiert in die Kanon-Debatte eingebracht hat.<sup>2</sup> Sein kritisches Resümee lautet: „ein ebenso repräsentatives wie abstruses Ergebnis“. Es führt ihn letztlich zu der ambivalenten oder paradoxen Feststellung, von der die Kanon-Diskussion insgesamt geprägt zu sein scheint: „So ist auch dieser Kanon zutiefst fragwürdig, wie jeder Kanon. Aber man kommt um die Kanondebatte nicht herum, so man noch daran glaubt, daß Literatur an der Schule vermittelt werden soll.“ Und somit spricht er auch eine Intention dieser *Zeit*-Umfrage an, die vorweg von den Veranstaltern formuliert wurde: Auch wenn die Kanon-Idee wenig oder nichts mit der Literatur selbst zu tun habe, so sollte wenigstens der „Streit darüber“ beginnen.

Ins selbe Horn wie die *Zeit* stößt 2001 der „Deutsche Lehrerverband“ mit seiner Forderung, „die Lektüre der Klassiker zur Pflicht an den Schulen“ zu machen“, wie *Die Welt* unter der Überschrift *Mehr Schiller für Schüler?* berichtet. Und im selben Jahr hat auch die Konrad-Adenauer-Stiftung ihre „Bildungsoffensive“ gestartet. Mit dem Aufmacher *Wiederbelebung des Literaturkanons* berichtet darüber Heike Schmoll in der *FAZ* vom 3.5.2001 und läßt eingangs auch gleich den politischen Stellenwert dieser Kanon-Diskussion erkennen, wenn sie den deutschen Bundestagspräsidenten Thierse zitiert; er habe unter Berufung auf Goethe, der 1808 begeistert gewesen sei, „an einem Elementarlesebuch zur Bildung der Nation mitzuarbeiten“, das nicht, „wie später von Gleichheitsideologen befürchtet, sozial ausgrenzen, sondern alle Bevölkerungsgruppen bilden“ sollte, gemeint: „Die Deutschen müßten ein paar Dinge gemeinsam haben, um sich ihrer Kultur zu versichern.“ Die Konrad-Adenauer-Stiftung hat in „einem elfseitigen Papier [...] literarische Mindestkanons für unerläßlich erklärt und Literatur-Empfehlungen für Hauptschule, Realschule und Gymnasium unterbreitet“, die Schmoll in der *FAZ* wie folgt zusammenfaßt:

Im Gymnasium sollen Schüler vom Mittelalter über Spätmittelalter, Barock, Aufklärung, Sturm und Drang (mit Goethe und Schiller) bis hin zur Klassik repräsentative Werke wahrnehmen. Aber auch die folgende Zeit soll nicht zu kurz kommen. Kleist, Hölderlin und Büchner sowie in der Romantik Novalis, Eichendorff und im ‚Jungen Deutschland‘ Heine müßten die Schüler lesen. Keller, Storm, Stifter, Fontane, Hauptmann, Kafka, Trakl, aber auch Werke der Weltliteratur und epochenunabhängige Lektüre werden vorgeschlagen. Besonders imposant ist die Liste für die Moderne: Thomas Mann, Bert Brecht (Lyrik, Stücke, Kalendergeschichten), Döblin, Musil, Roth, Schnitzler, Stefan Zweig, Tucholsky, Jünger (‚Die Zwille‘), Bachmann, Böll, Frisch, Dürrenmatt, Grass, Hermann Kant (‚Die Aula‘) und Kunzes Lyrik.

Wenn Schmoll abschließend feststellt, daß die „Realität“ leider zeige, „daß solche Lektürelisten nicht mehr selbstverständlich sind“, und zwar mit einem pauschalen Seitenhieb auf die „Germanistikstudenten“, für die „Lesen nicht unbedingt zu ihren

Liebblingsbeschäftigungen“ zähle und die auch nicht immer wüßten, „wer den ‚Wilhelm Meister‘ verfaßt hat“, so müßte sie auch die Frage stellen, wie realistisch und sinnvoll ein solcher „Mindestkanon“ ist.

Daß die Medien diesem in erster Linie (bildungs)politisch initiierten Bedürfnis nach einem literarischen Kanon, in seiner ursprünglichen Bedeutung als verbindlicher „Richtschnur“, nachgekommen sind und damit ihrerseits dieses Bedürfnis wiederum verstärken, läßt sich an einigen Unternehmungen von Zeitschriften und Magazinen ablesen: Das bekannteste Beispiel dafür ist wohl „Der Kanon des Starkritikers – Marcel Reich-Ranickis Auswahl der wichtigsten Werke deutschsprachiger Dichtung“, wie im Inhaltsverzeichnis der *Spiegel*-Ausgabe Nr. 25 vom 18.6.2001 zu lesen ist. Unter der kulturpessimistisch getönten Überschrift *Arche Noah der Bücher* wird dort der „persönliche Kanon deutscher Dichtung“ des „prominentesten und umstrittensten deutschen Literaturkritikers [...] in Zeiten der Informationsflut und eines neuen Bildungshungers“ als „wertvolle Orientierungshilfe“ vorgestellt, und zwar „nicht nur für Schüler, sondern auch für erwachsene Leser“.<sup>3</sup>

Das österreichische Magazin *profil* dürfte hier Anleihe genommen haben und hat in seiner Ausgabe Nr. 48 vom 26.11.2001 mit dem Aufmacher *Alles, was man lesen muß* die „50 wichtigsten Bücher aller Zeiten“ präsentiert. Auch dabei hat man zunächst auf Experten aus dem Bereich der Literatur, der Germanistik, des Journalismus oder des Buchhandels zurückgegriffen (u. a. auf die österreichischen Autorinnen Barbara Frischmuth und Ilse Aichinger, oder auf den als „Österreichs Germanist Nr. 1“ betitelten Wendelin Schmidt-Dengler, und auf die bekannte Journalistin Barbara Coudenhove-Kalergi). Gleichzeitig wurde auf der *profil*-Homepage ein Internet-Forum eingerichtet, auf dem die BenutzerInnen zu den „Experten“-Listen der „50 Klassiker fürs Leben“ Stellung beziehen konnten. Es sollte also sozusagen zum ‚Kanon von oben‘ so etwas wie ein Kanon der LeserInnen, also ein ‚Kanon von unten‘, erfragt werden. – Man hat sich hier sichtlich an dem Projekt der „Literarischen Gesellschaft Karlsruhe“ orientiert, die im Jänner 2001 eine Literaturumfrage im Internet begonnen hat, die im Oktober/Novemberheft der Zeitschrift *Buchkultur* (75-76/2001) unter der Überschrift *Literatur „von unten“ – der andere Kanon* vorgestellt wurde; als Zwischenergebnis werden dort auch die „ersten 15 Plätze der ‚Lebensbücher‘“ präsentiert (von Hermann Hesses *Siddharta* über die *Bibel* und Musils *Mann ohne Eigenschaften*, Dostojewskis *Schuld und Sühne*, Sten Nadolnys *Die Entdeckung der Langsamkeit* und John R. Tolkiens *Herr der Ringe* bis zu Jerome D. Salingers *Der Fänger im Roggen*, um nur einige herauszugreifen).

Es scheint sich also zu bestätigen, was Schmidt-Dengler in einem Interview zum Thema *Essenz der Kultur* in der genannten *profil*-Ausgabe festgestellt hat:

Es gibt heute einen großen Unterschied zu den siebziger und achtziger Jahren, in denen man die revolutionäre Expertise in der Kunst gesucht und nach dem Innovativen gefragt hat. Jetzt drängen die Medien, aber auch die Schulen und die Öffentlichkeit wieder nach Antworten auf die Frage, was wirklich die Essenz unserer Kultur ist.

Oder anders gefragt: Ist also jene Zeit angebrochen, nach der sich Schüler in der Hochblüte der antiautoritären Erziehung angeblich gesehnt haben, schenkt man folgender Anekdote Glauben, die Renate von Heydebrand kolportiert: „Kinder fragen die Lehrerin: ‚Was sollen wir lesen?‘ Antwort: ‚Was ihr wollt!‘ Darauf ein Stoßseufzer: ‚Wann müssen wir endlich mal nicht das lesen, was wir wollen!?’“<sup>4</sup>

Doch wer bestimmt, was wir lesen (müssen/sollen), und für wen? Läßt sich „künstlerische [respektive literarische] Qualität demokratisch ermitteln“ – was Thomas Rothschild in seiner Polemik gegen den erwähnten Versuch des *profil*, gleichsam „einen Literaturkanon der Österreicher“ zu ermitteln, unter der Überschrift *Trotta oder Potter?* strikt ablehnt – so in der *Presse (Spektrum/Literatur)* vom 3.2.2002. Oder sind die Institutionen mit ihren Spezialisten gefragt und sind diese nicht ohnehin immer am Werk, auch wenn sie keine Kanonlisten und Lektüreempfehlungen abgeben, also implizit und indirekt durch ihren Umgang mit Literatur, durch ihre Entscheidungen für oder gegen bestimmte Werke. So hat beispielsweise die Zeitschrift *Literaturen* (das von Sigrid Löffler herausgegebene *Journal für Bücher und Themen*) in ihrem Doppelheft 1/2 (Januar/Februar) 2002 nicht nur im Anschluß an den *Spiegel* und das *profil* ebenfalls einen, wie es heißt, „anderen Kanon“ erstellt, indem sie „Schriftstellern, Kritikern und Wissenschaftlern“ die Frage nach dem wichtigsten Buch ihres Lebens gestellt hat und in diesem Zusammenhang Befürworter und Kritiker der Kanon-Idee zu Wort kommen ließ; sie gibt auch auf die oben gestellte Frage „Wer bestimmt, was wir lesen“, die im Hefttitel schon als Feststellung ohne Fragezeichen erscheint, folgende Antwort: die „zehn Strategen, die den Buchmarkt steuern“, vom „Verleger“ über den „Buchhändler“ und den „Kritiker“ bis hin zum „Bildungspfleger“, der in der Gestalt des Anglisten und Bestseller-Autors Dietrich Schwanitz vorgestellt wird. Schwanitz hat nicht nur den satirischen Universitätsroman *Der Campus* geschrieben, sondern auch den Sachbuch-Seller *Bildung. Alles was man wissen muß* – eine „Geschichte des Abendlandes auf 500 Seiten“. Im Porträt über Schwanitz heißt es dazu:

Das Buch reagiert auf offensichtliche Versäumnisse an Schulen und Universitäten. In der Arbeit mit Studenten, vor allem mit seiner Hamburger Theatergruppe, sagt Schwanitz, habe er ein sicheres Gespür für den Horizont der interessierten Leser entwickelt, für all jene Bildungsgüter, die für sie nicht mehr selbstverständlich sind. „Das Bildungsbuch ist einfach aus der Praxis heraus entstanden.“

Inzwischen ist Christiane Zschirnt diesem Beispiel gefolgt und hat in derselben Reihe des Eichborn-Verlags 2002 den Band *Bücher. Alles, was man lesen muss* herausgebracht, 2000 Jahre Literatur auf 330 Seiten, womit sich der hier skizzierte Trend der Kanon-Diskussion in den Printmedien bestätigt, nämlich dem „Ruf nach dem Kanon“ zu folgen, wie Gudrun Braunsperger die Vorstellung des eben genannten Buches von Zschirnt in der *Furche* vom 21.3.2002 übertitelt; sie schließt ihre Rezension zurecht mit der kritischen Bemerkung:

Eine bewusst reflexive Interaktion mit dem Fundament unserer Kultur vermag den Blick jeder Epoche neu zu schärfen, und bei Bedarf wird das Gut, das diese Kultur bereithält, immer wieder gefunden werden – medial verordnet kann eine solche Entdeckung schwerlich werden.

Welche Rolle spielt nun die Literaturwissenschaft und speziell die universitäre Lehre, auch wenn sie sich nicht als „Bildungspflegerin“ im Sinne von Schwantz verstehen will, welche Rolle spielt sie im Konzert dieser Strategen, auch wenn sie vielleicht nicht gerade den Buchmarkt bestimmt, aber doch Einfluß darauf nimmt, was die Studierenden lesen (müssen/sollen), und damit in gewissem Ausmaß natürlich auch darauf, welche Bücher sie sich kaufen müssen – wobei aber immer noch die Frage offen bleibt, was die Studierenden tatsächlich lesen, und ob sie auch wirklich lesen, was sie lesen müssen, oder ob sie sich darüber lieber aus zweiter Hand informieren.

Bevor ich mich den eher praktischen Fragen zuwende, also warum, wie und wozu welcher Kanon in der universitären Lehre erstellt werden soll, möchte ich einen Blick auf die Auseinandersetzung der Literaturwissenschaft mit der Kanonfrage werfen, speziell auf ihr Interesse an der theoretisch-systematischen Reflexion von Kanonisierungsprozessen. Vor diesem Hintergrund kann dann vielleicht auch ihre eigene kanonbildende Funktion besser wahrgenommen werden.

## Aspekte der literaturwissenschaftlichen Kanon-Theorie

Die DFG (Deutsche Forschungsgemeinschaft) hat 1996 dem Thema ‚Kanon‘ eines ihrer großen Symposien gewidmet und damit seine Bedeutung unterstrichen. Renate von Heydebrand hat die Beiträge und Ergebnisse diese Symposiums 1998 in dem Band *Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildung* herausgegeben. Thomas Anz legt darin einen sehr hilfreichen systematischen Aufriß der behandelten Aspekte und eine Nomenklatur der Kanondiskussion vor, die hier zur Orientierung angeboten werden soll (siehe Mind-Map 1).<sup>5</sup>

Anz stellt zunächst die *Klassifizierungen des „Kanon“-Begriffs* in einer Reihe von Begriffspaaren vor:

### *Materialer Kanon vs. Deutungskanon*

Als materialen Kanon bezeichnet man die aus der Überlieferung ausgewählten und als verbindlich festgesetzten Autoren/innen und/oder Werke (es gibt also einen Werk- und einen AutorInnen-Kanon). Dem steht ein Deutungskanon gegenüber, d. h. die Auslegungs- und Interpretationsmuster, die vorgeben, wie mit den kanonisierten Werken umzugehen ist; ein solcher Deutungskanon findet seinen Niederschlag z. B. in sogenannten Standardinterpretationen für den Schulgebrauch oder auch für die universitäre Lehre. Über das Verhältnis dieser beiden Kanonarten zueinander gibt es unterschiedliche Auffassungen: Zum einen besteht die These, daß der materiale Kanon beständig ist, der Deutungskanon hingegen einem Wandel unterworfen ist, was bedeutet, daß ein und dieselben Texte

immer wieder nach neuen Interpretationsmustern ausgelegt werden. Zum anderen wird eine dialektische Wechselwirkung zwischen beiden angenommen, denn, wie Heydebrand/Winko festhalten, ist die „Kanonisierung von Literatur das Resultat von Lese-, Deutungs- und Wertungsprozessen [...], in denen sowohl individuelle als auch institutionelle Faktoren auf komplexe Weise zusammenwirken“.<sup>6</sup>

*Idealer (offizieller, expliziter, postulativer) vs. Realer (inoffizieller, aktiver, wilder) Kanon*

Dem idealen Kanon (erstellt und verordnet durch Bildungsinstitutionen) steht ein eigener, abweichender Kanon gegenüber, den die Leserschaft durch ihre Vorliebe für AutorInnen und Bücher bestimmt. In diese Richtung zielen die empirische Leserforschung und die oben aufgezeigten Projekte zur Erhebung eines ‚Kanon von unten‘. Das würde auch implizieren, daß man einen Kanon zwar vorgeben kann, daß aber damit die Akzeptanz bei der Leserschaft nicht garantiert ist.

*Kernkanon vs. Akuter Kanon*

Hier geht es um den Zeitaspekt des Kanons. Es gibt sozusagen einen längerfristigen, resistenten Kanon, der einen festen Kernbereich oder Kernbestand abdeckt. Um ihn herum erstreckt sich aber eine flexiblere Zone, in der sich der Kanon ändert und wandelt.

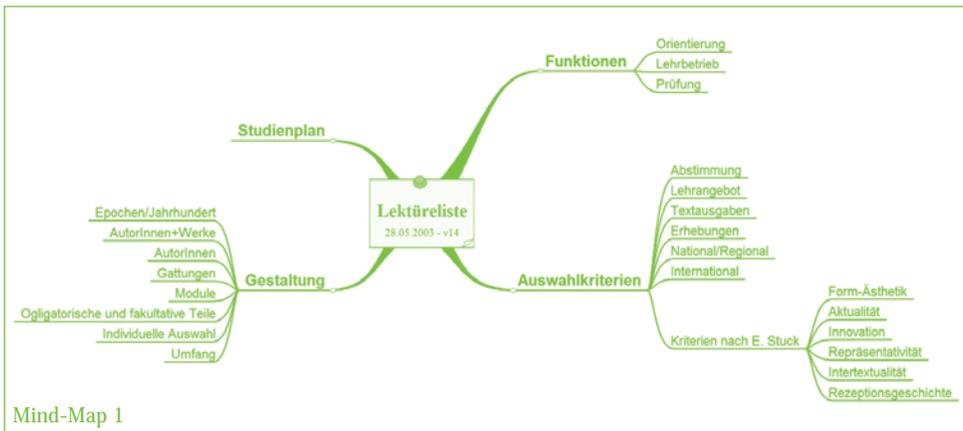
*Gruppenkanon vs. Institutionen*

Mit dieser Unterscheidung ist der Geltungsbereich eines Kanons angesprochen. Neben dem Universalanspruch des von Institutionen vorgegebenen Kanons bilden verschiedene soziale Gruppen und Schichten, beispielsweise bestimmte Altersgruppen von Schülerinnen und Schülern, ihren eigenen Kanon aus. Die Zugehörigkeit zu einer Gruppe läßt dann auch deren Kanon verbindlich werden.

Ein weiteres Feld der Kanonforschung stellt die Frage nach den *sozialen Funktionen des Kanons* dar, wobei diese Funktionen sehr ambivalent gesehen werden. Ihnen liegt die generelle Opposition von Kanonisierung (Pflege, Revision, Erweiterung des Kanons) auf der einen und De-Kanonisierung (Kritik am Kanon, Pluralisierung) auf der anderen Seite als sozialen bzw. institutionellen Handlungsprozessen zugrunde. So wird Kanonisierung als Sozialisierungsinstrument betrachtet, mit dem auch Herrschaft ausgeübt wird, die einerseits die individuelle Entfaltung einschränkt und Unterwerfung fordert, andererseits aber auch, mit Bourdieu gesprochen, ‚kulturelles Kapital‘ und sozialen Status vermitteln kann.

Weiters wird in diesem Zusammenhang von der konsensbildenden Funktion eines Kanons gesprochen, der als gemeinsame Basis vorausgesetzt werden kann und auf den sich die TeilnehmerInnen am Diskurs über Literatur auf den verschiedensten Ebenen beziehen können.

In Verbindung damit wird auch auf die identitätsstiftende Funktion von Kanones verwiesen, und zwar von der individuell-personalen über die soziale bis hin zur nationalen Identität im gesellschaftlichen Segment der Kultur. Als Problem wird auch



hier wiederum die Unterbindung von Pluralität, Diskussion und Dissens und die mit der kanonischen Abgrenzung einhergehende Ausgrenzung gesehen, z. B. aus feministischer Sicht der Umgang mit Schriftstellerinnen in Kanonisierungsprozessen.<sup>7</sup>

Daß an der Kanonbildung sehr wesentlich die *Einrichtungen der Literaturproduktion und Literaturvermittlung* sowie die *Bildungsinstitutionen* beteiligt sind, wurde schon erwähnt. Sie seien hier mit Anz nochmals aufgezählt: Verlage, Buchhandel, Literaturkritik, Bibliotheken, Theater, Schule (Deutschunterricht), Universität (Literaturwissenschaft und Fachdidaktik).

Schließlich faßt Anz die verschiedenen *Positionen der Kanon-Diskussion* in ihrem Spektrum zwischen Für und Wider zusammen. Den einen Pol bilden die Befürworter und Verteidiger der Kanon-Idee. Ihrer Meinung nach ist die Notwendigkeit eines Kanons aufgrund seiner kulturellen und sozialen Funktionen (Identität und Integration) unbestritten. Es gelte daher, den Kanon zu bewahren und zu pflegen, seine Einheit und Universalität zu garantieren. Am anderen Pol wird für die Freiheit von normativen Zwängen und für die Pluralisierung gesprochen; ein Kanon sei anachronistisch, ein Erbe des Bildungsbürgertums und einer durch und durch pluralistischen und internationalisierten Gesellschaft nicht mehr angemessen. Außerdem sei die Kanonbildung kontraproduktiv, es werde erst recht das *nicht* gelesen, was vorgeschrieben wird, die normative Kraft des Kanons sei obsolet geworden. Dazwischen finden sich abgestufte Positionen vom positiven zum negativen Pol hin:

- Der materiale Kanon muß zwar bewahrt werden, aber der Deutungskanon kann und soll sich verändern, um gesellschaftlichen und geschichtlichen Veränderungen Rechnung zu tragen.
- Der Kanon muß immer wieder revidiert werden, wobei die Anzahl der kanonisierten Texte einen festen Rahmen abgeben soll.
- Jeder Kanon bedarf eines Gegen-Kanons. Man muß immer wieder Texte ins Spiel bringen, die vom Kanon ausgeschlossen sind.

- Kanonbildung ist ein Vorgang, der nicht ausgeschaltet werden kann, er ist unausweichlich. Wenn man einen Kanon abschafft, bildet sich ein neuer, ohne daß er als solcher benannt wird (anonymer Kanon). Daher geht es einfach darum, Vorgänge, die einer Art Kanonbildung entsprechen, zu beobachten und zu reflektieren.

Ich möchte diesen Teil mit zwei Thesen oder Vorschlägen beschließen, die mir, wenn man die Kanon-Idee nicht grundsätzlich in Frage stellt, bedenkenswert und diskussionswürdig erscheinen, und die, wenn man so will, von zwei ‚Autoritäten‘ der Kanonforschung aufgestellt wurden.

Zum einen sei auf Renate von Heydebrand verwiesen. Sie hält zunächst am normativen Anspruch eines Kanons fest: „Unter ‚Kanon‘ will ich eine strenge Auswahl von Autoren und Werken der Literatur verstehen, die eine Gemeinschaft für sich als die vollkommensten anerkennt und mit Argumenten verteidigt. Darauf möchte ich bestehen: Ein Kanon ist nicht irgendeine statistisch ermittelte Bestenliste; er wirkt als Norm.“<sup>8</sup> Andererseits aber plädiert sie dafür, daß sich der Kanon „nicht auf das zu beschränken“ hat, „was die Schule vermitteln kann. Die Leser würden auf verschiedenen Stufen ihrer Sozialisation und nach verschiedenen Bedürfnissen mit je verschiedenen Ausschnitten des Kanons bekannt gemacht. [...] Das heißt: In allen kulturellen Teilbereichen müssten Kanonisierungsprozesse in dem Sinne stattfinden, daß diskutiert wird, was unter den besonderen Bedürfnissen und Werterwartungen das Wichtigste ist.“<sup>9</sup> Damit werden die jeweiligen Rahmenbedingungen besonders herausgestrichen, in denen ein Kanon mit klar reflektierten Aufgaben und Zielvorgaben aufgestellt wird. Das würde auch für die universitäre Lehre gelten als eben einem solchen „kulturellen Teilbereich“, auf dessen Bedürfnisse und Werterwartungen der Kanon abgestimmt werden soll, wobei freilich diskutiert und dann auch festgelegt werden müßte, wie diese Bedürfnisse und Werterwartungen aussehen.

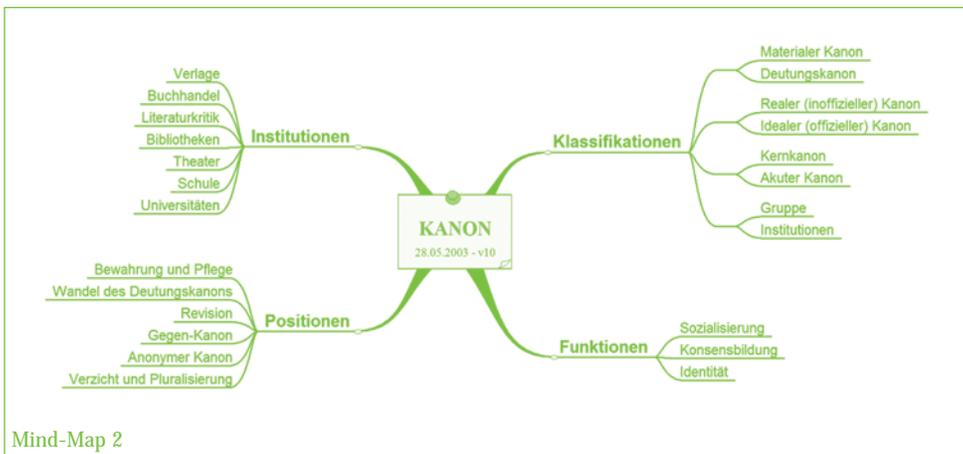
Zum anderen möchte ich in Erinnerung rufen, was Harro Müller-Michaels über „Aktualität“ und „Historizität“ literarischer Texte als „Auswahlprinzipien“ der Kanonbildung mit Blick auf den Deutschunterricht vorgeschlagen hat. Er meint, man solle bei der Auswahl der Texte das Kriterium der „Aktualität“, also ihre Brauchbarkeit für „Diskussionen über Probleme im Alltagshorizont der Schüler“, nicht über das Kriterium der „Historizität“ stellen, womit er die Bedeutung eines Textes im historischen Zusammenhang und im Verlauf seiner Rezeptionsgeschichte meint. Man sollte vielmehr beide Auswahlprinzipien „so miteinander [...] verknüpfen, daß aktualisierend-identifikatorische Leseweisen das Interesse an der Literatur vergangener Epochen wecken und kritisch-historisierende Analysen Wissen und Erfahrung der Lesenden erweitern und damit wiederum neue Zugänge zu anderer Literatur eröffnen.“<sup>10</sup>

Damit sind wir beim dritten und letzten Abschnitt angelangt, nämlich bei praktischen Fragen wie der nach brauchbaren Kriterien für die Auswahl von Texten für den Unterricht.

## Methodische Überlegungen zur Erstellung von Lektürelisten

Die Mind-Map 2 stellt den Versuch dar, die bei der Erstellung von Lektürelisten zu berücksichtigenden Aspekte systematisch zu strukturieren. Mit Blick auf den *Studienplan* stellt sich zunächst die Frage, für welche Fachbereiche und Fächer es sinnvoll ist, Lese- oder Lektürelisten zu erstellen. Geht man davon aus, daß man künftighin Fachprüfungen auch unabhängig vom Besuch der entsprechenden Lehrveranstaltungen ablegen kann, wird man um die Erstellung von Fachliteraturlisten nicht herumkommen. Ich möchte mich aber hier auf Lektürelisten für die Primärliteratur im Bereich der neueren deutschen Literatur beschränken.

Was die *Funktionen* einer Lektüreliste betrifft, wird man vorerst ihren Stellenwert im Lehrbetrieb bestimmen müssen, also fragen, in welchen Lehrveranstaltungen wie auf die Lektüreliste bezug genommen werden kann und welche Berücksichtigung sie finden soll. Weiters wird die Relevanz einer Lektüreliste bei Prüfungen (etwa als Prüfungsstoff im Rahmen von Diplomprüfungen) zu überlegen sein. Im Zentrum steht jedoch die Frage nach ihrer generellen Funktion, nach ihrer Sinnhaftigkeit. Die Antwort könnte dahingehend ausfallen, daß die Lektüreliste den Studierenden durch das gesamte



Mind-Map 2

Studium hindurch als *Orientierung* dienen soll, im Sinne eines chronologischen wie synchronen Überblicks oder einer Zusammenschau, die es ihnen ermöglicht, einerseits die in den einzelnen Lehrveranstaltungen behandelten Ausschnitte und Details in größere Zusammenhänge einordnen zu können, andererseits aber auch wahrzunehmen, wo es Lücken gibt und wie diese (durch eigenständige Lektüre) zu füllen wären. Wenn man also so etwas wie eine übergeordnete Funktion der Lektüreliste formulieren möchte, so könnte dies durchaus auf der Basis dessen erfolgen, was auf der bisher gültigen „Lektüreempfehlung“ für die Studienrichtung „Deutsche Philologie“ an der Universität Innsbruck zu lesen ist/war:

Diese Liste versteht sich als eine Aufforderung zum Lesen. Sie soll dazu motivieren, sich einen Überblick über die Geschichte der Literatur anhand von Primärtexten zu verschaffen. Sie ist eine Auswahl, die keinen normativen oder kanonischen Anspruch stellt. Als Empfehlung muß sie flexibel sein: Texte sind individuell austauschbar und neu kombinierbar; auch die genannten Autoren können in Einzelfällen durch vergleichbare Autoren ersetzt werden. Schon bei der Festsetzung des Umfangs wurde darauf Bedacht genommen, individuelle Leseinteressen nicht übermäßig einzuengen, sondern eher eine Art „Minimalprogramm“ vorzugeben.

Ein weiterer und sehr entscheidender Aspekt besteht natürlich in den Kriterien der Auswahl der Autorinnen und Autoren sowie der Texte. Diese *Auswahlkriterien* sind in der Mind-Map 2 summarisch und in beliebiger Reihe im rechten unteren Ast aufgelistet. Es handelt sich dabei u. a. um jene Kriterien, die eine Arbeitsgruppe am Institut für deutsche Sprache, Literatur und Literaturkritik der Universität Innsbruck für die Erstellung einer neuen „Lektüreliste“ zur Zeit diskutiert.

- *Abstimmung*: Damit ist gemeint, daß man sich umsehen könnte, wie andere österreichische Germanistikinstitute das Problem „Lektüreliste“ gelöst haben und wo es Übereinstimmungen gibt. Diese könnten dann auch in der eigenen Liste Berücksichtigung finden, vergleichbar mit einer „corporate identity“, was natürlich keine völlige Gleichschaltung bedeuten muß. Der Spielraum für ein eigenständiges Profil bleibt auf jeden Fall gewahrt.
- *Lehrangebot*: Was für die Abstimmung mit anderen Lektürelisten gilt, gilt auch mit Blick auf das Lehrangebot. So gibt es beispielsweise im Rahmen der Studienrichtung „Deutsche Philologie“ an der Universität Innsbruck das Angebot von literaturgeschichtlichen Zyklusvorlesungen, in denen in regelmäßiger und wiederholter Abfolge die deutschsprachige Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart nach Epochen oder Jahrhunderten präsentiert wird. Die Lektüreliste sollte also jene Autoren und Werke besonders berücksichtigen, die von den Lehrenden in diesen Zyklusvorlesungen behandelt werden. Weiters besteht für die genannte Studienrichtung schon seit längerer Zeit eine Lehrveranstaltung im 1. Studienabschnitt, die sich „Überblick über die neuere deutsche Literatur“ betitelt und für die so etwas wie ein ‚Kern-Kanon‘ erstellt wurde.
- Auf die *Erhebungen* möchte ich später zu sprechen kommen (anhand eines Modells der Universität Fribourg)
- Unter *nationalen/regionalen Kriterien* wird in unserem Fall zu überlegen sein, welchen Stellenwert die österreichische Literatur und nochmals spezieller die Tiroler Literatur einnehmen soll, bildet sie doch einen der Schwerpunkte in Forschung und Lehre an der Universität Innsbruck. Daß und in welcher Form es einen österreichischen Literaturkanon gibt, hat Sigurd Paul Scheichl zu skizzieren versucht, wenngleich er einschränkt, daß er die „Frage, wer nun zum österreichischen ‚Literatur-Kanon‘ gehört und wer nicht, wessen Kenntnis man

vom österreichischen Intellektuellen erwartet und wen man sich als ‚Gebildeter‘ in Österreich ersparen kann, [...] nicht zu beantworten vermag“. Dennoch lassen sich seiner Meinung nach „Bedingungen“ angeben, „die die Herausbildung eines spezifischen ‚Literatur-Kanons‘ in Österreich fördern sollten und wohl auch gefördert haben“, insbesondere im Bereich der österreichischen Germanistik.<sup>11</sup> Sehr anregend und bedenkenswert erscheint mir Scheichls Unterscheidung folgender „vier Gruppen“ österreichischer Autorinnen und Autoren im Hinblick auf ihre „Stellung im österreichischen ‚Literatur-Kanon‘“, und zwar „im differenzierenden Vergleich vor allem zu Deutschland“:

- 1.1 Jene Autoren, die in allen deutschsprachigen Ländern zum ‚Literatur-Kanon‘ gehören, ohne dass es wesentliche Unterschiede in der Art der Rezeption gäbe. Das scheint mir z. B. bei Stifter und Trakl der Fall zu sein, auch bei Horváth und Canetti.
- 1.2 Ein nicht geringer Teil dieser Schriftsteller ist in Österreich erst über Deutschland rezipiert worden: Broch, Musil – die im Lehrplan von 1946 noch fehlen! –, Ingeborg Bachmann, Paul Celan, wohl auch Joseph Roth.
2. Autoren, die in Österreich anders rezipiert werden als sonst: Grillparzer (mit dem Merkmal des Staatsdichters, durch das wahrscheinlich wichtige Qualitäten seines Werks gerade in Österreich lange verstellt wurden), Nestroy, Thomas Bernhard, wahrscheinlich Joseph Roth und Karl Kraus.
3. Autoren, die nur noch in Österreich zum ‚Literatur-Kanon‘ gehören: vermutlich Raimund; Saar, Ebner-Eschenbach; Weinheber und wohl auch sein Gegenspieler Theodor Kramer; vielleicht schon Doderer; Christine Busta; in der unmittelbaren Gegenwart eine Reihe von Autoren und Autorinnen des Residenz Verlags.

Daneben wird man aber auch, in einem bestimmten Umfang jedenfalls, den Blick über die Grenzen der deutschsprachigen Literatur hinaus auf die Weltliteratur weiten müssen.

Ein Bündel von Kriterien, die die bisher genannten ergänzen können, hat die Schweizer Germanistin Elisabeth Stuck in eine Reihe von Fragen verpackt, die sie in ihrem Vortrag *Die Rolle des literarischen Kanons an der Universität*<sup>12</sup> am X. Internationalen Germanistenkongress in Wien 2000 vorgetragen hat:

Weist das Werk X (oder weisen die Werke der Dichterin Y/des Dichters Z) interessante formal-ästhetische Eigenschaften auf? Bietet es (bieten sie) mit seinen (ihren) inhaltlichen und thematischen Aspekten lebensweltliche Bezugsmöglichkeiten? Leitet es (leiten sie) literaturgeschichtlich einen Innovationsschub ein? Greift es (greifen sie) Themen auf, die sozialhistorisch relevant sind? Gilt es (gelten sie) als repräsentativ für die Epoche? Steht es (stehen sie) exemplarisch für die Gattung? Wird es (werden sie) durch viele intertextuelle Bezüge und in Neubearbeitungen

wieder aufgegriffen? [...] Spielt es (spielen sie) über die deutsche Literatur hinaus in der europäischen Literatur/Weltliteratur eine wichtige Rolle?

Aus diesen Fragen habe ich jene Kriterien herausdestilliert, die man in der Mind-Map 2 aufgelistet findet und die wohl in der Tat bewußt oder unbewußt bei der Erstellung einer Lektüreliste durch Germanistinnen und Germanisten eine wesentliche Rolle spielen dürften: Form-Ästhetik – Aktualität – Innovation (im Kontext der literarhistorischen Entwicklung) – Repräsentativität (also das Exemplarische für eine Epoche oder Gattung) – Intertextualität (die Verknüpfung mit anderen Werken), was besonders für jene Werke gilt, die immer wieder aufgegriffen werden, womit wir schon beim letzten Kriterium sind: die Rezeptionsgeschichte, aus der die Bedeutung eines Textes im kulturellen Kontext und in der Tradition eines bestimmten Kulturraums ersichtlich wird.

Was den Aufbau und die Gliederung einer Lektüreliste betrifft, kann man nach verschiedenen Gesichtspunkten vorgehen: Man kann eine Einteilung nach Epochen oder Jahrhunderten vornehmen, man kann Autoren/Autorinnen und Werke auflisten, aber auch nur die Namen von Autoren/Autorinnen, von denen die Studierenden nach freier Wahl Texte gelesen haben sollten. Ebenso ist eine Unterteilung nach Gattungen möglich. Man wird auch an eine Einteilung in feste und flexible, obligatorische und fakultative Teile denken können, letztere eventuell in Form von wählbaren Modulen. Schließlich sollte auch die Möglichkeit einer individuellen Auswahl eingeräumt werden. Was den Umfang betrifft, gilt es wohl, das richtige Augenmaß für die Bewältigung des Lesepensums in der zur Verfügung stehenden Zeit zu finden.

Wenn man allerdings die Erstellung von Lektürelisten grundsätzlich als problematisch empfindet, so bietet sich als Alternative jene Vorgangsweise an, die das Department für Germanistik/Abteilung Neuere deutsche Literatur der Universität Fribourg/Freiburg in der Schweiz gewählt hat. Auf der Homepage dieses Departments finden sich unter der Überschrift „Hinweise zur studienbegleitenden Lektüre“ als Präambel zunächst „Sieben Thesen zum Problem germanistischer Leselisten“, von denen die ersten beiden wie folgt lauten:

(1) Den Studierenden des Faches Deutsche Literatur irgendwelche Titel-Listen mit ‚obligatorischen‘ bzw. ‚empfohlenen‘ Werken für ihre private Lektüre in die Hand zu geben, ist aus sachlichen wie aus hochschuldidaktischen Gründen unververtretbar.

(2) Den Studierenden des Faches Deutsche Literatur keine Titel-Listen mit ‚obligatorischen‘ bzw. ‚empfohlenen‘ Werken für ihre private Lektüre in die Hand zu geben, ist aus sachlichen wie aus hochschuldidaktischen Gründen unververtretbar.

Als Ausweg aus diesem „Dilemma“ wurde der „demoskopische Weg“ beschritten. Den Studierenden wird „eine rein deskriptive ‚Hitliste‘ mit beratender Funktion“ vorgelegt, also „eine unkommentierte, anonym-statistische Information über die Ergebnisse einer

Umfrage, welche Werke denn diejenigen Lehrkräfte, bei denen man selbst studiert, für die wichtigsten halten“. Die Fragestellung lautete beispielsweise: „Welche 20 deutschsprachigen Romane sind Ihrer Meinung für Studierende der Deutschen Literatur am wichtigsten zu lesen?“ Deshalb ist die Liste auch nach Gattungen und innerhalb der Gattungen nach Jahrhunderten gegliedert. Über die traditionelle Gattungstrias hinaus wurde u. a. noch gefragt nach: „nichtfiktionale[r] Prosa (Satire, Aphoristik, Autobiographik, Philosophie, Wissenschaft, Religion, Politik etc.)“, nach „Werke[n] der Weltliteratur“, „weltliterarischen Klassiker[n] des Kinder-, Jugend- und Abenteuer-Buchs“, „nationalen und internationalen Klassiker[n] des Hörspiels/ Fernsehspiels/ Films/ Video- oder Audio-Mediums“ sowie nach „internationalen Klassiker[n] der Poetik (bzw. literaturtheoretisch relevanter Aesthetik und Philosophie)“. Was die Quantität betrifft, wurden für jede Gattung jeweils 20 Werke erbeten. Da sich aber die Werknennungen zur jeweiligen Gattung nur teilweise gedeckt haben, enthält die Liste natürlich weit mehr als 20 Titel pro Gattung. Geht man davon aus, daß die Lektüre eines literarischen Werkes im Rahmen eines Germanistikstudiums mehr bedeutet, als den Text einfach nur gelesen zu haben, dann scheint mir die These 7 der Präambel etwas unrealistisch zu sein: „Die Studierenden müssen keineswegs alle angeführten Werke der folgenden Umfrage-Liste lesen. Sie müssen aber – in kontinuierlicher eigener Auswahl und Schwerpunkt-Bildung – weit mehr lesen als die Werke dieser Liste.“

Man kann eine solche ‚Hitliste‘ als brauchbaren Kompromiß akzeptieren. Dennoch möchte ich bezweifeln, ob nicht auch einer solchen Liste ein gewisser normativer Charakter anhaftet, wie denn in These 3 zurecht angemerkt wird, daß „auch bloße Empfehlungen [...] sich durch die Examens-Hoheit der Empfehlenden heimlich normierend“ auswirken – und der Unterschied zwischen „Hinweise[n] zur studienbegleitenden Lektüre“, wie sich die ‚Charts‘ aus Fribourg bezeichnen, und „Empfehlungen“ scheint mir nicht sehr groß zu sein. Und schließlich wird in These 5 indirekt eine gewisse Verbindlichkeit dieser Liste eingefordert und damit den Studierenden doch wieder die Rute ins Fenster gestellt:<sup>13</sup>

Ein weiteres Kriterium für eine solche Liste (und damit eines der Argumente für ihre Veröffentlichung) besteht in einem – bis zu einem gewissen Grade noch immer wirksamen – impliziten Konsens unter den Literaturforschern einer Generation darüber, was man untereinander als bekannt voraussetzt. Diese Voraussetzung muss keineswegs immer richtig oder auch nur gut begründet sein – will man aber den aktuellen wissenschaftlichen Publikationen und Diskussionen folgen können, bekommt man ohne Kenntnis dieses ‚Konsensbereiches‘ unweigerlich Probleme.

Wenn man sich allerdings entschließt, das oben angesprochene „Dilemma“ anders zu lösen, nämlich anstelle von „Charts“ doch „Lektürelisten“ oder „Lektüreprüfungen“ zu erstellen, so werden die mit der Kanonbildung generell verbundenen Probleme, wie sie hier auch bewußt gemacht werden sollten, natürlich keineswegs weniger, und wenn noch dazu der Konsens aller an einem Institut im Fachbereich „Neuere

deutsche Literatur“ Lehrenden angestrebt wird, wohl auch die Mühen eines solchen Unterfangens nicht geringer. Dennoch scheint mir das der ‚ehrlichere‘ Weg zu sein, wenngleich er sich vermutlich als Gratwanderung gestalten wird: zum einen zwischen idealen Zielvorstellungen und pragmatischen Rücksichten (Rahmenbedingungen des Lehrbetriebs und Studiendauer), zum anderen zwischen festen Bestandteilen eines materialen Kanons und flexiblen Modulen bzw. individuellen Gestaltungsspielräumen der Studierenden. Mindestens so wichtig aber wie das Ergebnis sind die Diskussionen und Debatten zu veranschlagen, die auf diesem Weg geführt werden (müssen), halten sie doch die „Kanonreflexion“<sup>14</sup> in Gang, ohne die jede Form der Kanonbildung tatsächlich zu einem Traditionsautomatismus erstarrt.

## Anmerkungen

---

Dem Beitrag liegt ein Impulsreferat bei den „Kontroversen im Brenner-Forum“ vom 4.6.2002 im Literaturhaus am Inn zugrunde, die dem Thema „Die Kanondebatte lebt. Ist der Literatur-Kanon tot?“ gewidmet waren. Neben Prof. Dr. Wolfgang Wiesmüller (Institut für deutsche Sprache, Literatur und Literaturkritik der Universität Innsbruck) haben Frau Mag. Christa Wernisch vom Akademischen Gymnasium in Innsbruck und Prof. Dr. Michael Klein, Leiter des Innsbrucker Zeitungsarchivs zur deutsch- und fremdsprachigen Literatur (IZA), daran teilgenommen. Es ging dabei um die aktuelle Kanondebatte, die Rolle der Literaturkritik im Prozeß der Kanonisierung, den Stellenwert des Lektürekansons im Literaturunterricht sowie um die Bedeutung von Leselisten im Bereich der Literaturwissenschaft.

<sup>1</sup> Die nach dem 1.10.2000 erschienenen Artikel sind auch über Internet abrufbar: <http://iza.uibk.ac.at>.

<sup>2</sup> Vgl. z. B. Wendelin Schmidt-Dengler/Klaus Zeyringer: Die einen raus – die anderen rein. Zur Problematik des Kanons in der österreichischen Literatur. In: Wendelin Schmidt-Dengler, Johann Sonnleitner und Klaus Zeyringer (Hg.): Die einen raus – die anderen rein. Kanon und Literatur: Vorüberlegungen zu einer Literaturgeschichte Österreichs. Berlin 1993 (Philologische Studien und Quellen, H. 128), S. 9–18. Schmidt-Dengler und Zeyringer insistieren hier auf der Unabdingbarkeit der „Kanonreflexion“, die wichtiger sei als die Erstellung eines Kanons selbst, d. h., daß beispielsweise die „Literaturwissenschaft [...] als Grundvoraussetzung ihres Tuns ihre Auswahlprinzipien sichtbar macht, erklärt und darstellt, daß sie ihr ‚Material‘ nicht als ein vom Kulturhimmel gefallenes oder irgendwie, nebulos, auf einer Wolke in den Literaturhimmel aufgefahrenes betrachtet, es damit in einer Gloriole der Unantastbarkeit vorführt, sich letztlich selbst mit dem Reflex dieser Gloriole umhüllt und auf uneinnehmbare Machtpositionen zurückzieht“ (S. 11).

<sup>3</sup> Die von Reich-Ranicki vorgeschlagenen Romane sind inzwischen in einer zwanzigbändigen Kasette mit dem verabsolutierenden Titel „*Der Kanon*“. *Die deutsche Literatur. Romane* im Suhrkamp-Verlag erschienen, was auch den ökonomischen und werbestrategischen Aspekt eines solchen ‚Kanons‘ unterstreicht.

<sup>4</sup> Renate von Heydebrand: Probleme des ‚Kanons‘ – Probleme der Kultur- und Bildungspolitik. In: Johannes Janota (Hg.): Germanistik, Deutschunterricht und Kulturpolitik. Tübingen 1993 (Vorträge des Augsburger Germanistentags 1991, Bd. 4), S. 3–22, hier S. 3.

<sup>5</sup> Vgl. zum Folgenden Thomas Anz: Einführung. In: Renate von Heydebrand (Hg.): Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildung. Stuttgart-Weimar 1998 (Germanistische Symposien. Berichtsbände XIX), S. 3–8.

<sup>6</sup> Renate von Heydebrand/Simone Winko: Geschlechterdifferenz und literarischer Kanon. Historische Beobachtungen und systematische Überlegungen. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL) 19, 1994, H. 2, S. 96–172, hier S. 132.

<sup>7</sup> Welche Rolle die Geschlechtszugehörigkeit und Geschlechterstereotype im Kanonisierungsprozeß spielen, zeigt Elfriede Pöder am Beispiel von Annette von Droste-Hülshoff. Vgl. Elfriede Pöder: Weibliches Vermögen: Ich-Konstruktionen – Subjekt-Positionen. Literaturwissenschaftliche Feminismen. Exemplarische Anwendung auf den Bereich Lyrik. In: Sieglinde Klettenhammer/Elfriede Pöder (Hg.): Das Geschlecht, das sich

(un)eins ist? Frauenforschung und Geschlechtergeschichte in den Kulturwissenschaften. Innsbruck-Wien-München 1999, S. 269–285.

<sup>8</sup> Heydebrand (Anm. 4), S. 4f.

<sup>9</sup> Ebd., S. 17.

<sup>10</sup> Harro Müller-Michaels: Aktualität oder Historizität? Zur Kontroverse über leitende Prinzipien der Kanonbildung. In: Klaus Grubmüller/Günter Hess (Hg.): Bildungsexklusivität und volkssprachliche Literatur. Literatur vor Lessing – nur für Experten? Tübingen 1986 (Akten des VII. Internationalen Germanistenkongresses Göttingen 1985, Bd. 7), S. 216–225, hier S. 218f.

<sup>11</sup> Sigurd Paul Scheichl: Der literarische Kanon in Österreich – ein österreichischer literarischer Kanon. In: Bjorn Ekmann, Hubert Hauser, Peter Porsch und Wolf Wucherpfennig (Hg.): Deutsch – eine Sprache? Wie viele Kulturen? Kopenhagen-München 1991 (Kopenhagener Kolloquien zur deutschen Literatur Bd. 15 / TEXT&KONTEXT Sonderreihe, Bd. 30), S. 101–126, hier S. 113–115.

<sup>12</sup> Erscheint in den Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000, und zwar im „Jahrbuch für Internationale Germanistik“ (Reihe A: Kongressberichte, Bd. 60: Kanon und Kanonisierung als Probleme der Literaturgeschichtsschreibung/Interpretation und Interpretationsmethoden).

<sup>13</sup> Aus österreichischer Sicht ist im Zusammenhang mit diesem Konsensaspekt interessant, daß in der ‚Hitliste‘ aus Fribourg unter den Prosagattungen Adalbert Stifter, der österreichische ‚Klassiker‘ des 19. Jahrhunderts, nicht zu finden ist.

<sup>14</sup> Vgl. Schmidt-Dengler/Zeyringer (Anm. 2).

# Josef Leitgeb und Friedrich Punt

## Ein Nachlaßbericht

von Anton Unterkircher (Innsbruck)

Im April und Mai des Jahres 2002 konnte das Forschungsinstitut Brenner-Archiv die Nachlässe von Josef Leitgeb (1897–1952) und Friedrich Punt (1898–1969) erwerben. Bereits im Jahre 1997 erhielten wir aus dem Nachlaß von Josef Leitgeb seine Gedichtsammlungen von Friedrich Punt und Karl Röck geschenkt, 1998 erhielten wir Kopien von unveröffentlichten Manuskripten aus dem Nachlaß von Friedrich Punt. Ist jeder dieser Nachlässe für sich schon wertvoll, steigert sich dieser Wert im Archiv-Zusammenhang noch dadurch, daß Leitgeb und Punt befreundet und beide Mitarbeiter des *Brenner* waren. In den Beständen des Archivs befanden sich schon vorher Materialien zu Leitgeb und Punt, natürlich im Nachlaß Fickers, aber auch in den Nachlässen ihrer Freunde Erich Lechleitner, Karl Röck und Bruno Sander, sodaß die damalige *Brenner*-Gruppe nachlaßmäßig nahezu vollständig wieder zusammengefunden hat. Das Brenner-Archiv hat somit wesentlich mehr bekommen als eben nur zwei weitere Nachlässe. Die vielen Querverbindungen und gegenseitigen Aufhellungen summieren sich nicht nur, sie potenzieren sich! Für die Erforschung des *Brenner* findet sich in beiden Nachlässen neues Material. Vor allem wirft es neues Licht auf jene Zeit nach 1926, als im Gefolge von Carl Dallago eben auch Leitgeb und Punt als Mitarbeiter des *Brenner* ausgeschieden sind. Gleichwohl haben sie, wenn auch kritisch, Fickers weitere Unternehmungen nach wie vor verfolgt. Ihr Verhältnis zu Ficker könnte man am ehesten mit ‚freundschaftlicher Distanz‘ beschreiben. Ficker hat dies sehr wohl gespürt, und als Leitgeb Fickers Nachruf auf Dallago für sein *Wort im Gebirge* haben wollte, reagierte Ficker ziemlich unverblümt:<sup>1</sup>

Was ich am Grab von Dallago gesprochen habe, war ja so unzulänglich und sollte nur einer Klärung seines Verhältnisses zum „Brenner“ dienen, daß sich seine Veröffentlichung – vorausgesetzt, ich könnte es noch in eine entsprechende Form bringen – doch nur im „Brenner“ rechtfertigen ließe, sonst nirgends. Daß „Wort im Gebirge“ den Heimgang Dallagos nicht unbeachtet lassen kann, sehe ich ein. Aber warum wollen nicht Sie, lieber Herr Doktor, oder einer Ihrer maßgebenden Mitarbeiter, die seinerzeit ihre demonstrative Abkehr vom „Brenner“ im Verein mit Dallago vollzogen, die gute Gelegenheit benützen, Ihr Verhältnis zu ihm zu klären?

Beiden Nachlässen gemeinsam ist, daß sie dem Brenner-Archiv geschenkt wurden. Dafür sei den Familien Leitgeb und Punt an dieser Stelle noch einmal herzlich gedankt. Geschenke, für die sich das Brenner-Archiv gerne zu Auflagen verpflichtet hat, stimmen doch diese Auflagen mit den Aufgaben des Archivs völlig überein. Wir haben uns verpflichtet, die übergebenen Nachlässe ordnungsgemäß und auf Dauer zu verwahren

und instand zu halten, sie zu sichten und nach den an unserem Institut geltenden Richtlinien zu archivieren und uns – nach Maßgabe unserer Möglichkeiten – um eine anreichernde Dokumentation und die wissenschaftliche Erforschung zu bemühen.

Leitgeb und Punt waren allerdings schon lange Gegenstand der Forschung am Brenner-Archiv. Die *Gesammelten Werke* Leitgeb<sup>2</sup> und Punts Gedichtband *Zuflucht im Wortgehäuse*<sup>3</sup> sind sichtbarer Ausdruck dafür. Nicht zuletzt war die kontinuierliche Forschungs- und Veranstaltungstätigkeit, vor allem von Walter Methlagl (seit 1997 verstärkt durch das Literaturhaus am Inn), mit ein entscheidender Grund für die Schenkungen. Die Übergabe eines Nachlasses ist letztendlich Vertrauenssache. Die Nachlaßgeber legen – zu Recht – großen Wert darauf, daß ein Nachlaß nicht nur gut aufgehoben, sondern auch kompetent betreut wird, daß mit den Materialien geforscht und mit Veranstaltungen das Andenken an die Nachlasser wachgehalten wird. Andere, ähnliche Einrichtungen müssen Nachlässe oft um viel Geld erwerben, wir tun uns, da wir kaum Mittel für den Ankauf auftreiben müssen, wesentlich leichter, auch größere Summen für die Erforschung unserer Bestände zu organisieren.

Von der Qualität unserer Arbeit wird es weiterhin abhängen, ob Nachlaßgeber uns auch in Zukunft das Vertrauen schenken.

Nicht unterschiedlicher hätte die Nachlaßübergabe sein können. Die Familie Leitgeb brachte die Materialien ins Archiv, den Nachlaß Punt haben wir Blatt für Blatt aus den Regalen und Schubladen genommen, wie Punt sie seinerzeit abgelegt hatte. Für mich und meine Kollegin Christine Riccabona war diese Nachlaßübernahme ein unvergeßliches Erlebnis: Nicht nur sein handschriftlicher Nachlaß lag unberührt da, in den Regalen des Wohnzimmers steht noch immer seine Bibliothek, und an den Wänden hängen die Bilder seiner Freunde Max von Esterle und Erich Lechleitner.

Bei einer ersten Sichtung von Nachlässen gibt es grundsätzlich zwei Erlebnismöglichkeiten. Zum einen tauchen viele Materialien auf, die das bestätigen und untermauern, was man, wenn schon nicht sicher gewußt, so doch geahnt hat, zum anderen wird man überrascht von Manuskripten und Dokumenten, die man nicht einmal vermuten hätte können und die völlig neue, bisher unbekannte Zusammenhänge



erschließen. Im Nachlaß von Friedrich Punt tauchten natürlich neue Materialien rund um *Zuflucht im Wortgehäuse* auf. Es ist durchaus als Glück anzusehen, daß sie die vorgelegte Edition nicht korrigieren, sondern nur ergänzen. Da fand sich etwa ein Brief von Friedrich an Anny Punt, verfaßt am 29.4.1945. Eigentlich ein Fetzen Papier, vielfach gefaltet (zusammengefaltet gerade knapp 2 x 5 cm groß). „Ich bin jetzt im Lager Reichenau“ und brauche Wäsche, ist der knappe Inhalt. Brisant ist das Datum, denn am nächsten Tag hätte Punt hingerichtet werden sollen. „Mein Leben verdanke ich Herrn Strickner, bei dem ich jetzt bin und der mich bevor es zu spät war aus dem Lager Reichenau in sehr kühner Weise befreite“, schreibt Punt an seine Frau am 5.5.1945 aus Vinaders, wo Strickner ihn die letzten Kriegstage versteckt hatte.

Einen wertvollen Fund aus dem Nachlaß von Friedrich Punt stellt Walter Methlagl im Beitrag *Drei Briefe von Ferdinand Ebner an Erich Lechleitner* vor. In seinem Aufsatz *Ästhetik wider Willen. Ferdinand Ebner in Mühlau*<sup>4</sup> berichtet Methlagl zwar von der Existenz von Briefen Ebners an Lechleitner, auch hat ihm Frohwalter Lechleitner erzählt, Erich Lechleitner habe diese Briefe an Sailer oder Punt weitergegeben, es war damals aber noch nicht möglich, diese Briefe zu finden. Dazu hätte man den Nachlaß Punt – ohne sichere Aussicht auf Erfolg – Zettel für Zettel durchgehen müssen. Immerhin tauchten diese Briefe noch rechtzeitig auf, um in die von Methlagl verfaßte Künstlermonographie *Erich Lechleitner (1879–1959). Künstler, Erzieher*<sup>5</sup> eingearbeitet werden zu können.

Wer hätte allerdings ohne die entsprechenden Briefe von Leitgeb an Punt<sup>6</sup> ahnen können, daß Leitgeb eine Zeitlang so stark unter dem Einfluß von Punts Lyrik stand, daß es zu einer ernsthaften Auseinandersetzung darüber kam:

Mit größtem Entzücken lese ich immer wieder Dein Gedicht „Der Gefangene“, das mir unter denen, die Du mir mitgabst ab [sic!] meisten zusagt. Doch liebe ich auch „Die Fahrt ins Grüne“ und das ungemein eindringliche „Der Selbstmörder“ sehr. Aus Deinen Gedichten leuchten oft Bilder von Lechleitner hervor, d.h. das ergreifend Uralte einer großen, tirolischen Landschaft, das fast allen seinen Bildern wesentlich ist und ihnen die Macht über das Gemüt gibt. Dieses Ur- u. Unzeitliche, Einzigmalige, finde ich auch oft in Deinen Gedichten. Und was an ihnen so ergreifend ist, scheint mir die seltsame Mischung einer bauernhaften Sinnlichkeit, einer tollen Farbenlust mit der pessimistischen Empfindsamkeit des Städters. Aus dieser Mischung ergibt sich die oft leicht zerbrechliche Form, die den Reichtum des Auges u. aller Sinne fassen soll und dazu noch den Gedanken, der bei Dir immer schonungslos geradeaus geht und nie der Form zuliebe Umwege macht, die ihm die Kraft, zu überzeugen, schmälern könnten. In alledem liegt für mich der Zauber Deiner Gedichte. Darf ich sie noch eine Zeitlang behalten? (Leitgeb an Punt, 12.9.1927)

Und daß ich immer dann nur den Boden einer ewig ersehnten Heimat betrete, wenn ich von hier fort – in die Bilderwelt Lechleitners, in die Grübeleien Sanders, in Deine Gedichte, in Sailers verwünschtes Herz, in Röcks hymnisches Gestammel

einkehre – nicht, um „Kunst zu genießen“ (Schubert, Mozart und die andern genügen mir da vollauf), sondern um das menschlich größte Glück zu erfahren: daß es noch einige Menschen gibt, die so leiden und so sich freuen wie ich selber, die – ähnlich heimatlos wie ich – sich in Farbe, Wort oder Blick heimlich zu erkennen geben: ein harter, und doch seliger Boden, die schwache Bemannung eines Wraks [sic!], das im Finstern treibt; aber freundschaftlich um das letzte Stümpfchen Kerze versammelt, immer wieder heilig bemüht, daß es nicht ausgehe. (Leitgeb an Punt, 4.9.1928)

Ich bin freilich ein bißchen deutlich in Deinen Tonfall (Der Jünger seiner selbst) gefallen, aber bei dieser Gelegenheit folgendes Geständnis: Luimes u. d. Jünger seiner selbst ist die Lyrik, die mich in den letzten 10 Jahren am stärksten beeindruckt, am tiefsten angesprochen, am höchsten beglückt hat; das geht nicht vorüber, ohne Spuren zu hinterlassen. (Leitgeb an Punt, 26.8.1931)

Auf diese Zeilen schrieb Punt am 14.9.1931 (erhalten hat sich allerdings nicht das Original im Nachlaß Leitgeb, sondern ein Durchschlag im Nachlaß Punt):

Für den Schulmeister-Germanisten sind die Luimes Gedichte formlos; aber für die wenigen Kenner kaum. Wenigstens habe ich immer geglaubt, dass ich für das Vorbringen bisher in unsrer Dichtung kaum ausgesprochener Landschaftsgefühle und Gefühlslandschaften eine Technik geschenkt bekam, die den Inhalt unvergewaltigt und unbeschädigt an das Leserherz bringen liess. Form und Inhalt wurde dadurch – nach meiner Ansicht wenigstens – so eins, dass jemand, der von der Form gefangen wurde, unwillkürlich den gleichen Inhalt mitführen musste. Du kannst auch nicht die Form des Bären zeichnen, um dem Beschauer das Wesen der Gazelle nahezubringen. Dort wo du der Mutter, ihrer Entbindung huldigst, oder wo du besessen von einer berausenden Homoerotik die Gestalt des Menschen schilderst, hast du Luimes weit hinter dir gelassen. Mein Sinn ist nicht so prangend und nicht so erlöst wie deiner. Aber selbst in diesen Gedichten wurde durch den Gebrauch einer nicht aus dir gekommenen Form nach meinem Gefühle ein Luimesgedicht geschrieben, obgleich und wenn auch ein inhaltlich gleiches von mir geschrieben viel ärmer geworden wäre. [...] Lieber Pepi, du am besten wirst nachfühlen können, was ich befürchte und befürchten muss: Wenn du vor mir dein Werk drucken lässt, dann ist das meine für 50 Jahre tot und ich damit; hingegen wenn ich zuvor das Gedicht erscheinen lassen kann, fürchte ich, dürftest du die schwersten Bedenken haben, zu veröffentlichen, was dir heute mit deinem Wesen gleich erscheint: deine neuen Gedichte. (Punt an Leitgeb, 14.9.1931)

Von Punt sind nur zwei Briefe im Nachlaß Leitgeb erhalten. Was da an intensiver Auseinandersetzung verloren gegangen ist, läßt sich aus diesen annähernd erahnen.

Innsbruck, am 27. April 1934.

Lieber Pepi!

Noch etwas zerstört von den Strapazen meines vorwöchentlichen Schwurgerichtsprozesses, hat sich die Lektüre Deiner schönen Kinderlegende etwas in die Länge gezogen. Da Du als Tirolerkind in der gleichen Heimat wie ich aufgewachsen bist, weisst Du am besten, in welchen Empfindungsraum ich mich bei der Lektüre Deines Buches gestellt fühlte. Ich fühlte mich sehr stark an ein literarisches Jugenderlebnis erinnert, an die Lesung der Bücher Praxmarers, besonders an die Flegeljahre und an die Pestkapelle im Gaistal.<sup>7</sup> Freilich weiss ich, dass Dein Werk literarisch und denkerisch und dichterisch vielmals reifer, gebildeter und kultivierter ist, als die Bücher jenes alten Tirolers, aber ich musste mir denken, es möchten die Knaben nach uns ähnlich sich zurück und hineinversenkt fühlen in die heimatliche Väterart, die immer da ist, wie wir es bei der Lektüre der Praxmarer-Bücher empfanden.

Der lyrische Dichter ist überall in hohem Masse sichtbar und spürbar; der epische und dramatische kommt ihm manchesmal fast in die Quere. Manchen Stellen des Buches entwachsen Szenen von dramatischer, oft fast von theatralischer Kraft, so dass mir oftmals der blaue Himmel der Dichtung durch die vorgestellte laute Aktion auf der Erde in Vergessenheit geriet. Auch war mir das Verweilen in lyrischer Versenkung häufig wertvoller als das Fortgetragenwerden mit der epischen Strömung. Und trotzdem möchte ich sagen, dass diese scheinbare Vermengung von drei Dichterarten dem Ganzen einen neuen und eigenartigen Reiz verleihen. Von Deinem Bruder glaube ich zu wissen, dass die Kinderlegende ursprünglich etwas kürzer war. Um manche kleine Teile, fast naturalistischer Art, gekürzt, erschiene mir Dein Werk sehr vollkommen. Drum danke ich Dir gerne für Dein Geschenk, für das Buch und für das Werk.

Dass mich Wenters Traktor<sup>8</sup> entsetzt hat, wirst Du wohl begreifen. Es war nicht nur die abscheuliche, zeitdienerische Tendenz, das rückgradlose [sic!] Herumgerede und das kompasslose Drauflosfahren der Dialoge, am meisten entsetzt hat mich die vor keinem Mittel der Bauerntheatralik zurückschreckende Methode der Schauspielverfasser. Es hat nichts gefehlt, um die Nerven der Spiessbürger auf das angenehmste zu kitzeln, als ein gefüllter Nachttopf und eine Orgel. Diese beiden Requisiten haben dem Schauspiel zu seiner inneren Vollkommenheit wirklich noch gefehlt. Die ersten beiden Akte waren gewiss fix gearbeitet, aber wie die Kriegsschneider ihre Tüchtigkeit an Brennesselstoff vergeudeten, so haben unsere zwei Macher mit Eselsstoff gearbeitet. Ich verdamme solche offenbare Arbeiten um Geld und Küchenlorbeer auf das Schärfste.

Grüsse mir Deine liebe Frau. Ich bin wie immer in Freundschaft

Dein:

F Punt.

7.4.1935.

Lieber Leitgeb:

Für Deine „Musik der Landschaft“ kann ich Dir erst heute danken, da mich eine vierwöchentliche Krankheit in einen Zustand auch tiefer seelischer Ermüdung gestoßen hat. Ich konnte nur mehr neben der sogenannten Straße des Lebens kriechen.

Vielleicht hast auch Du heute zufällig den unfreiwillig gelungenen Symbolakt in Radio Wien wahrgenommen. Konrath dirigierte das Es-dur Klavierkonzert von Mozart. Mitten im 2. Satz wurde das Werk brutal unterbrochen u. die Station auf die Frühjahrsparade umgeschaltet: ein gräßlich kreischender Militärmarsch schepperte aus dem Lautsprecher. Das Trappen der Mordautomaten-Soldaten wurde hörbar. In diesem Augenblick habe ich keinen anderen Wunsch gehabt, als dieses Scheißösterreich in die Luft fliegen zu sehen, wie sich gebührt die Prominenten voran. In dieser Zeit hast Du den Mut u. die Lust, Gedichte zu veröffentlichen! Sie treffen nur auf wenig Bereite. Aber vielleicht in späteren Zeiten, wenn Europa gerettet sein sollte, wird man diesen kaum begreiflichen Fall dem Umstande zuschreiben, daß es in Europa etliche tausend Männer gegeben hat, welche die Bewahrung ihres höchst privaten Selbst, die unbeirrbar Weiterarbeit an den Werken des Geistes gewagt haben. Mozart wird von der Frühjahrsparade abgelöst, der Gesang des Dichters vielleicht schon von den Schreien der Verwundeten. Das deutsche Vaterland ist für mich zusammengeschrumpft auf den Umfang von etlichen hundert deutschen Büchern; Deines gehört für mich auch dazu. Darum danke ich Dir für Dein Geschenk als für ein Stück Heimat, das mir kein Faschist der Welt entreißen kann.

Dein Fritz Punt.

Leitgeb hätte man aufgrund seines umfassenden musikalischen Wissens durchaus die Fähigkeit zu einem Musikkritiker zutrauen können, aber daß er sich als solcher tatsächlich betätigt hat, war bis zur Nachlaßübergabe nicht bekannt. Da tauchten Zeitungsausschnitte mit 9 Musikkritiken auf, fein säuberlich ausgeschnitten, mit jeweils am Ende dem Kürzel „J. L.“ Aber in welcher Zeitung waren sie erschienen? Die Ausschnitte ergaben keinen Hinweis. Lediglich war zu erkennen, daß es sich um eine dreispaltige Zeitung handeln mußte. Der Vergleich der Spaltenbreite mit den damals bekanntesten Blättern, den *Innsbrucker Nachrichten* und dem *Allgemeinen Tiroler Anzeiger* und noch einigen anderen Blättern führte zu keinem positiven Ergebnis. Erst der Oberaufseher der Universitätsbibliothek Innsbruck, Anton Tipotsch, führte mich, als ich ihm einen von den dreispaltigen Zeitungsausschnitten zeigte, zu einer Zeitung, in der Leitgeb-Kenner seine musikkritischen Beiträge wohl kaum vermutet hätten, zu den erzkonservativen *Neuen Tiroler Stimmen*. Beim Blättern wurde auch gleich klar, wie Leitgeb kurzfristig zu diesem Job gekommen war: Am 8.2.1919 war der langjährige Musikkritiker der *Neuen Tiroler Stimmen*, der Chorregent der Dreieinigkeitskirche A. R.

Jennewein gestorben, am 13.2. erschien dort Leitgeb's erste Musikkritik. Und einmal darauf aufmerksam geworden, und da sowieso jeder Zeitungsausschnitt datiert werden mußte, fand ich in den *Neuen Tiroler Stimmen* gleich noch 9 weitere Musikkritiken, die letzte erschien am 16. Juli 1919.

Der Nachlaß Leitgeb ist inzwischen fertig archiviert und über den österreichischen Bibliotheksverbund (ALEPH) weltweit abfragbar. Der Nachlaß von Friedrich Punt ist vorgeordnet, und es existiert ein ausführliches Verzeichnis. Nun ist die Forschung gefragt. Es ist zu klären, wie viel Neues es in den Notizbüchern Leitgeb's zu finden gibt, wie unbekannt Kurzerzählungen oder seine Romanentwürfe, etwa *Titus* oder das Stück ohne Titel, das ich mit *M und W* betitelt habe, zu bewerten sind und was davon unbedingt in die Fortsetzungsbände der Leitgeb-Ausgabe aufgenommen werden muß. Viele wertvolle Aufschlüsse und Hintergrundinformationen liefern dazu auch die gesammelten Rezensionen und der umfangreiche Briefwechsel.

Der Nachlaß Punt ist im Vergleich zu Leitgeb viel umfangreicher, in der Anzahl der Manuskripte, der Briefe und der Sammlungen. Die ununterbrochene Arbeit an *Luimes* seit 1928 und bis zum Erscheinen im Jahre 1956 manifestiert sich beispielsweise in 20 verschiedenen Typoskripten. Punt hat von seinen Gedichten immer mehrere Durchschläge angefertigt, zu eigenen Sammlungen mit Titel zusammengestellt, in Flügelmappen gegeben – manche sogar binden lassen – und an Freunde, zumeist mit Widmungen versehen, verschenkt.



Manche Gedichtsammlung hat sich in seinem Nachlaß nicht erhalten, hingegen aber sehr wohl in den Nachlässen seiner Freunde Leitgeb, Sander oder Lechleitner. Punt hinterließ fünf Manuskripte, die er für eine eventuelle Veröffentlichung vorgesehen hat. Diese Sammlungen hat er alle erst nach 1945 endgültig zusammengestellt: *Zuflucht im Wortgehäuse 1941–1943*, *Gedichte aus der Bibel. Versuch einer freien Nachschöpfung*, *Die Wörterfalle oder errötend folgt er ihren Spuren - experimentelle Dichtung aus dem Labor*, *Zwiesprache mit mir selbst – Altfränkische Sprüche*, *Im Wandelbild des Frühlings. Gedichte 1919–1927*.

Sowohl Leitgeb als auch Punt waren nach 1945 maßgeblich am Wiederaufbau des kulturellen Feldes in Tirol beteiligt, beide waren Mitherausgeber von *Wort im Gebirge* und hatten als solche Kontakte, die weit über den Tiroler Raum hinausgingen. Der Nachlaß Punt ist für die Tiroler Kultur der 50er und 60er Jahre eine Fundgrube.

## Kauff

Wann die Pauls weyland, - ob der Pflanz kommt,  
hij dem Liebft anbricht, in Paris und Liebe,  
weiß hi nicht, was die findan,  
weiß hi nicht, was die rufen,  
ofen Goffnung wrauf hi hij auf und brüft die.

hij die zueft, hij hüpfend, unter dem Boden,  
drückt, wellenft jet länfft ein götliche Segel  
foft & die genommen, finische  
zu dem freyft geliaten -

~~zählige~~ <sup>zählige</sup> sind hi gebildet am fangen Gohal. <sup>und andre</sup>

<sup>hij Kauffst,</sup>  
Wißt die Pflanz, die lichte, jet die gebildet,  
aber was jet der Tod die <sup>geftant</sup> auf dem Pflanzfeld?  
Was die fichtes lichte  
Was hij an ihnen brüffeld  
Hadler fette de find die, <sup>hij Kauffst</sup> die ficht sind?

Zeitend hij die die Pauls in Lager zu Lager.  
O die kommt die Pflanz, die Pflanz, die Pflanz,  
Kannst du gewarantieren Ginnend,  
Kannst du die ofen Willend,  
unfanden Pflanz und die alle rufflingende (Pflanz).

Nachts

Wenn die Seele nächtens, ehe der Schlaf kommt,  
sich dem Leib entreißt, in Reu und Liebe,  
weiß sie nicht, wo dich finden,  
weiß sie nicht, wie dich rufen,  
ohne Hoffnung macht sie sich auf und sucht und sucht dich.

x

Sucht dich zuerst, sich tröstend, unter den Toten,  
denkt, vielleicht hat längst ein gütiger Engel  
fort dich genommen, hinüber  
zu den frühest Geliebten –  
zärtlicher sind sie gebettet am Herzen Gottes als andre.

x

Nicht die Schlacht, ich weiß es, hat dich getötet,  
aber wozu hat der Tod dich geschont auf dem Schlachtfeld  
daß du Härteres littest,  
daß sich an deiner Unschuld  
schadlos halte der Feind für jene Entschlüpfen, die schuld sind?

x

Zitternd sucht dich die Seele von Lager zu Lager.  
O sie kennt die Straßen, die Ströme, die Sümpfe,  
kennt den grausamen Himmel,  
kennt den Wind ohne Mitleid,  
kennt den wehenden Schnee und die alles verschlingende Ebne.

x

## Anmerkungen

---

- <sup>1</sup> Der Brief Fickers an Josef Leitgeb vom 22.5.1949 fand sich im Nachlaß Punt.
- <sup>2</sup> Innsbruck: Tyrolia; bisher erschienen: Das unversehrte Jahr; Gedichte; Von Blumen, Bäumen und Musik (alle 1997), Kinderlegende (2001).
- <sup>3</sup> Innsbruck: Skarabaeus 2001.
- <sup>4</sup> In: Walter Methlagl: Bodenproben. Kulturgeschichtliche Reflexionen. Innsbruck: Haymon 2002, S. 148–168, hier S. 161.
- <sup>5</sup> Diese Monographie liegt druckfertig vor und soll 2003 im Haymon-Verlag erscheinen.
- <sup>6</sup> Im Nachlaß Punt haben sich 45 Briefe und Postkarten von Leitgeb aus den Jahren 1925–1951 erhalten, im Nachlaß Leitgeb hingegen nur zwei Briefe von Punt.
- <sup>7</sup> Vgl. auch die entsprechend begeisterte Erwähnung Praxmarers in Josef Leitgeb: Das unversehrte Jahr. Chronik einer Kindheit. Innsbruck, Wien: Tyrolia 1997, S. 172.
- <sup>8</sup> Josef Wenter, Fritz Gottwald: Der Traktor. Schauspiel in 3 Akten. Wien, Berlin: Max Pfeffer 1933.

# Drei Briefe von Ferdinand Ebner an Erich Lechleitner<sup>1</sup> von Walter Methlagl (Innsbruck)

Gablitz, 8. Jänner 1921

Sehr verehrter Herr Professor,  
herzlich danke ich Ihnen für Ihre freundliche Karte. Sie erinnern mich an meine schon in den letzten Augusttagen gehegte Absicht, Ihnen über jene Frage, über die wir einmal im Café Max zu sprechen begonnen hatten, einen Brief zu schreiben. Im Laufe des nicht immer gut verbrachten Herbstes dachte ich immer wieder an diesen Brief. So sehr er mir aber auch am Herzen lag, kam ich nicht dazu, ihn zu schreiben. Es war mir nicht gegeben, in meine bisherigen Gedanken zu dem von Ihnen berührten, Sie persönlich so sehr berührenden Problem eine neue lichtgebende Wendung hineinzubringen. Glauben Sie mir, daß ich Sie sehr gut verstehe: nicht nur durch das, was ich als Werk Ihres inneren Auges u. Ihrer Hand zu sehen bekam – an jenem schönen Sonntagnachmittage, an dem ich in der Gesellschaft des Herrn Ficker einige Stunden in Ihrem Heim verbringen durfte –, sondern auch im allgemeinen; ich brauche mir z. B. nur die wundervolle Arie aus der Schöpfung von Haydn „Nun beut die Flur das frische Grün“ zu vergegenwärtigen. Aber da stehe ich eben vor dem „Problem“. Daß sich Kunst u. künstlerisches Tun in dem dem Menschen natürlichen „Wissen um Gott“ entfalten könne – u. ja nur in ihm zu seiner wahren Größe entfalten könne –, das ist mir ohneweiteres klar. Werfe ich aber dann meinen Blick auf die so eigentümliche Provokation dieses Wissens um Gott durch das Leben u. Wort Christi, dann verstehe ich die Kunst nicht mehr; oder vielmehr, ich verstehe sie als etwas im Menschen, das sich aufgeben muß – angesichts dieser Provokation. Die muß man freilich auch geistig durchgemacht haben. Wie sie jedoch der wirkliche Künstler durchmacht (u. mit was für einem Ergebnis), ja, das kann ich eigentlich nicht wissen, ich, der ich ja zur Kunst immer nur das Verhältnis der Anschauung gehabt habe u. ein anderes gar nicht haben kann. (Die „Dichterexistenz“ glaube ich schon etwas besser zu verstehen; aber gerade von ihr meine ich begreifen zu müssen, daß sie sich vor Christus aufgibt – oder Christus aufgibt –, vorausgesetzt, daß sie sich von jener Provokation getroffen fühlt.) Daß sich das geistige „Existenzproblem“ der Kunst (u. des Künstlers) gerade im Geist des Christentums am deutlichsten aufhellt – vielleicht darf man denn doch sagen: die geistige Existenzproblematizität –, das ist mir klar. Vielleicht aber bin ich nicht imstande, das einem andern klar zu machen. Es ist mir nun im Laufe des Herbstes einmal der – bis jetzt eigentlich noch immer nicht recht durchgedachte – Gedanke gekommen, es möchte sich mit dem Existenzproblem des Künstlers (konfrontiert mit dem Geist des Christentums) ähnlich verhalten wie mit dem Verhältnis des Mannes zum Weibe (u. in dessen Folge zu den Kindern). Daß dieses Verhältnis in einigen Aussprüchen Christi

direkt verneint wird, das, denke ich mir, kann im gegebenen Fall zu seiner außerordentlichen geistigen Vertiefung u. Verinnerlichung führen. Die vom Menschen so schwer zu erfassende, in allen Gewalttaten einer äußerlichen Askese mißverstandene Wahrheit des dunklen Worts im Evangelium, das da sagt, es sei für den Menschen besser, wenn er nichts mit dem anderen Geschlecht zu tun habe, sie steht auch über jedem im christlichsten Sinne gegebenen Verhältnis des Mannes zum Weibe, der Eltern zu den Kindern, als jene Wahrheit, in der der letzte Sinn des menschlichen Lebens in der Welt offenbar wird. Gilt doch gewiß auch von der Ehe u. vom Leben mit dem Weibe jenes Wort von „Furcht u. Zittern“ – leben in Furcht u. Zittern unter dem Zeichen Gottes. Und doch selig sein im Glauben. So ähnlich denke ich mir nun die Künstlerexistenz im Verhältnis zum Christentum, wenn ich, als ein wesentlich unkünstlerischer Mensch, es überhaupt wagen darf, sie „von außen“ verstehen zu wollen. Wie schon bemerkt, der Gedanke ist nur angedeutet. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß Sie mit ihm in seiner unvollkommenen Form nicht viel anzufangen wissen.

Nocheinmal danke ich Ihnen für Ihre Karte. Ich habe mich sehr gefreut über sie. Bitte empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin. Unter den vielen schönen Tagen, die mir der Himmel in Tirol zu erleben vergönnt hatte, ist der Sonntagnachmittag, den ich bei Ihnen verbrachte, in meiner Erinnerung besonders unterstrichen. Ich habe alles noch so lebhaft vor Augen: Ihr Arbeitszimmer, wo ich mit dem Herrn Ficker Ihre Bilder betrachtete, die Ecke im vorderen Zimmer, wo wir bei der Jause saßen u. nachher Ihre Mappe durchgingen – es war nur leider viel zu viel aufeinmal, was mein leicht zu ermüdendes Auge da zu sehen bekam –, Ihre Frau Gemahlin, die Kinder, den Professor Haas u. den Dr. Bargehr. Darf ich eine freilich unbescheidene Bitte aussprechen, die ich im Sommer schon auf dem Herzen hatte, aber nicht zu äußern wagte? Bitte, schicken Sie mir doch gelegentlich einmal irgend ein Blättchen von Ihrer Hand. Ich glaube, es käme gewiß nicht an einen unwürdigen Besitzer, soweit meine große Freude, die ich damit hätte, den Besitz rechtfertigen könnte. Ich wünsche Ihnen u. Ihrer Familie das beste Wohlergehen im neuen Jahr u. grüße Sie herzlich als

Ihr  
ergebener

Ferdinand Ebner

Gablitz, 1. April 1921

Sehr verehrter Herr Professor!

Nehmen Sie, bitte, meinen herzlichsten Dank entgegen für Ihren Ostergruß. Über das Blättchen, das Sie so freundlich waren mir auf meine Bitte hin zu schicken, freue ich mich außerordentlich. Wohl fiel es mir schwer, wollte ich in Worten formulieren, was mich an dieser Zeichnung so besonders anzieht. Vielleicht ist

es das: daß ich ihren eigentümlichen Erlebnisgehalt, jenseits des Begrifflichen u. Psychologisch-Deutbaren, so ganz aus dem Moment der Form heraus zu fassen vermeine. Aber damit habe ich wieder nichts Besonderes gesagt. Weil das ja von jedem künstlerischen Gebilde gilt. Und so ist es wohl am besten, ich bleibe bei meiner wortlosen Freude. In ihr klingt vieles zusammen, was mit dem ästhetischen Eindruck der Zeichnung auf mich eigentlich gar nichts zu tun hat. Und sie ist nicht ungetrübt. Mit herzlichster Anteilnahme las ich in Ihrem Briefe von der Erkrankung Ihres jüngsten Kindes. Trügt mich mein Gedächtnis, wenn mir einfällt, daß es Helmuth heiße? Ich bin unsicher. Aber ich habe das liebe Kind lebhaft vor Augen, wie es damals an jenem schönen Sonntagnachmittag, auf dem Schoß der Mutter, an unsrer Jause bei Ihnen teilnahm. Hoffentlich ist inzwischen längst alle Gefahr vorüber.

Jener innerlich gewiß recht unzulängliche – oder wenigstens von mir als unzulänglich gefühlte Brief, den ich Ihnen im Jänner zu der von Ihnen berührten, Sie so tief berührenden Frage schrieb, hat Sie also zu vielem Nachdenken veranlaßt. Und mich wieder macht es nachdenklich, daß Sie in meiner Erkenntnis Bitterkeit finden. Lag das an der Art u. Weise, wie ich sie aussprach? Dann allerdings wäre es ein Zeichen, daß ich das tiefere Recht zu ihr nicht habe. Im Leben ist keine Bitterkeit, immer nur im Tode. Und wenn in dieser Erkenntnis Bitterkeit ist, ja, dann entsprang sie nicht aus der inneren Wahrnehmung der Wahrheit des Lebens. Es sind Verschnittene, die vom Mutterleib so geboren sind; u. dann solche, die verschnitten wurden von den Menschen, u. noch gibt es Verschnittene, die sich des Himmelreiches wegen selbst verschnitten. Die meisten, Verschnittene u. Unverschnittene, leben wohl unter dieser Wahrheit, wenige in ihr. Jene aber müssen es wie diese in Demut tun. Ich glaube, Ihnen nahegekommen zu sein. Und was Sie von der grenzenlosen Liebe schrieben, darin haben Sie ganz gewiß recht. Nocheinmal danke ich Ihnen für das schöne Geschenk, das Sie mir gemacht haben. Und nocheinmal wünsche ich Ihnen, daß, wenn Sie diese Zeilen lesen, Ihr Gemüt längst entlastet sei von der Sorge für Ihr Kind. Bitte empfehlen Sie mich vielmals Ihrer Frau Gemahlin u. grüßen Sie die Kinder von mir. Und seien Sie selbst in herzlicher Ergebenheit begrüßt von  
Ihrem

Ferdinand Ebner

Gablitz, 12. Juli 1921

Sehr verehrter Herr Professor!

An dem Tage, da ich Ihr Bildchen unter Glas u. Rahmen in meinem Zimmer aufhängte, als den nun mich am meisten freuenden Schmuck meiner vier Wände – u. das war schon am 30. Mai –, da nahm ich mir vor, Ihnen gleich zu schreiben. Dann jedoch kamen Tage, Wochen, u. schließlich wurden Monate daraus, in denen

sich mir unaufhörlich die verschiedensten Arbeiten aufdrängten, Arbeiten, von denen jede für sich sich anmaßte, sich mir als eine dringende zu repräsentieren, u. natürlich kam ich dabei nicht zu jenem Brief, in dem ich Ihnen zu sagen beabsichtigte, wie sehr mich Ihre freundliche Widmung, umsomehr als ich sie jetzt Tag u. für Tag ungewollt vor Augen habe, noch immer freut. Im Gedränge der letzten Wochen habe ich vom Schreibtisch aus oft genug einen wenn auch nur flüchtigen Blick auf das Bild geworfen u. meinem Auge war dabei innerlich wohl. Wenn ich irgend ein Stück der bildenden Kunst vor mir habe, so interessiert mich da vor allem u. hauptsächlich eines: ob in diesem Stück jenes innere Gesetz der Ausfüllung eines gegebenen Raums oder einer Fläche wahrnehmbar wird, das in Worten vielleicht wohl überhaupt niemals auszusprechen ist, das aber, wie ich glaube, jedenfalls der einmal gegebenen (oder gewählten) Fläche, dem gegebenen Raum (u. gewiß auch, was den Plastiker [be]trifft, dem Material) an sich immanent ist u. dem sich der Gestaltende in dem, was er gestaltet, unterzuordnen hat. Auf das mein ästhetisches Augenmerk zu richten, habe ich eigentlich vor allem von Josef Hauer gelernt, dessen Hölderlinlieder Sie ja auch kennen, der die seltsame, aber, wie mir scheint, ganz außerordentlich in die Tiefe der Sache gehende Vermutung hat, dasselbe formale Gesetz der Raumaufüllung habe auch Geltung für die Ausfüllung des „musikalischen Raums“ innerhalb der Oktav (vielmehr meint er es umgekehrt: das musikalische Gesetz der temperierten Intervalle gelte auch für die Ausfüllung des Sehraums, sodaß er eben in ihm das Urgesetz alles ästhetischen Erlebens u. Gestaltens sieht). In einem Rechteck z. B., dessen Seitenproportion an u. für sich schon von Ausschlag gebender Bedeutung ist, wohnt den Senkrechten, Wagrechten ebenso wie den Diagonalen eine sagen wir „Sinnhaftigkeit“ inne, die in Worten kaum annäherungsweise auszudrücken ist, die aber den ästhetisch entwickelten Menschen irgendwie gewissermaßen tiefer anspricht u. der sich auch die gegenständliche u. psychologische Legende des Bildes anzuschmiegen hat, um zur reinen ästhetischen Wirkung zu kommen. Und gerade in dieser Hinsicht aber kommt mein Auge beim Anschauen Ihres Bildes auf seine Rechnung.

Vor mehreren Wochen besuchte ich meinen nun aus Australien zurückgekehrten Bruder in unsrem gemeinsamen Geburtsort, wo er bei seinem Haus einen wunderschönen Garten hat. Es war ein schöner Morgen, ich ging zwischen den Rosenstöcken u. Rasenflächen auf u. ab, eine prächtige junge Wolfshündin sprang wie verrückt um mich herum, alles leuchtete in der Sonne u. da fühlte ich mich wieder einmal, in einem seltsamen, mir übrigens auch von früher her nicht unbekanntem inneren Befreitsein von so vielem, der Natur außerordentlich nahe. Der Sonnengesang des Heiligen Franziskus fiel mir ein, den ich auf einmal anders als bisher als Lyrisches in mir begriff u. ich sah gleichsam die Möglichkeit vor mir einer künstlerischen Existenz in dieser geistigen Stimmung. Ich drücke mich wohl nicht klar genug aus. Aber da dachte ich auch an Sie u. die zwischen uns schwebende, eigentlich ja noch immer nicht zur Antwort ausgetragene Frage. Von Zeit zu Zeit beschäftigt sie mich. Aber das steht denn doch für mich endgültig fest:

Der Geist des Christentums macht den bloß relativen Wert aller Lebenswerte der Natur u. Kultur offenbar. Finden Sie in dieser Erkenntnis irgendwelche Bitterkeit? Ist es nicht immer der „eigennigige“ Mensch, der von Natur aus „eigennigige“ u. der künstlerisch „eigennigige“ Mensch, der die Bitterkeit seines Eigensinns hineinträgt in seine Erkenntnis der Offenbarung der unendlichen Liebe Gottes, in der wir die „Gnade des Seins“ haben? Im Lauf des gestrigen Tages wurde mir nun etwas ganz klar u. das war für mich das bestimmteste Zeichen, daß es Zeit sei, meinen Brief an Sie zu schreiben. Die Frage, wie der Künstler, der Dichter im Geist des Christentums existentiell, ohne inneren Widerspruch u. Selbstbetrug, bestehen könne, ist wahrlich nicht so leicht zu beantworten u. sie muß für jeden, für den Künstler u. für den Dichter besonders beantwortet werden. Denn der Dichter hat es als Gestaltender mit etwas anderem zu tun als der Künstler, mit dem Wort nämlich. In erster Linie fragt es sich, in was für einem Verhältnis der Gestaltende zu dem von ihm zu Gestaltenden u. zur Materie dessen stehe, u. was dieses Verhältnis geistig – beleuchtet vom Geist u. Licht des Christentums – bedeutet; u. dann fragt es sich, in was für ein Verhältnis der Mensch, der selber nicht Gestaltender ist, zu dem von anderen, vom Dichter, vom Künstler Gestalteten treten könne u. wieder, was dieses Verhältnis geistig, beleuchtet vom Geist des Christentums, bedeute. Der Dichter also hat es mit dem Wort zu tun. Aber das ist ein Umstand, dem man eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen hat. Freilich muß man dabei auch wissen, um was es sich im letzten Ende u. tiefsten Grunde im Wort handelt. Der Dichter selbst weiß das vielleicht nie. Denn mißversteht er nicht immer wieder das Wort, so sehr er sich auch in Ehrfurcht ihm unterwerfen möge? Und muß nicht auch der Mensch, der Leser des Dichters, immer wieder im dichterischen Wort, weil es einem Mißverständnis u. Sich-selbst-Nichtverstehen des Geistes entsprang, das Wort mißverstehen? Trägt nicht gerade das Wort des Dichters einen tief sich gründenden Widerspruch in sich? Denn das Wort hat – was wohl für jeden, der es einmal erfaßt hat, unumstößlich feststeht – seine eigentliche geistige Bedeutung niemals in der Sphäre des Ästhetischen, in der auch der Dichter geistig wesentlich existiert, in der er das Wort als Faktum u. Tat des Geistes versteht; es ist, u. zwar vom Grund aus, etwas ganz u. gar anderes als bloßes ästhetisches Material, wie es mit dem, sei es nun Holz oder Stein, sei es Farbe oder Klang, der Künstler zu tun hat. Und so ist vielleicht im Geist des Christentums die Künstlerexistenz nicht so ganz unmöglich – vorausgesetzt jedoch, daß mit dem künstlerischen Gestaltungsdrang nicht eine den letzten Sinn des geistigen Lebens mißachtende innere Distanzierung der Lebensproblematizität Hand in Hand geht –, ganz unmöglich aber u. wesentlich unmöglich ist die eines Dichters. Dasselbe sagt ja schließlich auch Kierkegaard, mit Nachdruck, in Nr. 7 des „Augenblick“, obwohl er andere Gründe vor Augen hat als ich.

Ich hoffe, daß ich auch im heurigen Sommer wieder nach Innsbruck kommen kann. Ich freue mich schon, Menschen u. Stätten eines schönsten Stücks meines Lebens wiederzusehen. Werden Sie mir dann erlauben, Sie zu besuchen? Sie schrieben mir

das letztmal von einer schweren Erkrankung Ihres jüngsten Kindes. Ist das nicht der kleine Helmuth, wenn ich mich des Namens recht besinne, mit seinen runden dicken Wangen, den damals die Mama zur Jause brachte? Wie sehr wünsche ich Ihnen u. Ihrer Frau Gemahlin, daß nun diese Krankheit längst vorüber u. ohne jegliche Folgen überstanden ist. Hoffentlich sind auch Sie mit allen den übrigen der Ihrigen stets gesund u. den Lasten eines noch immer nicht viel, aber doch schon etwas besser gewordenen Lebens gewachsen. Bitte, empfehlen Sie mich vielmals Ihrer Frau Gemahlin. Wie alles dieser schönen Innsbrucker Tage habe ich auch sie in freudiger Erinnerung. Ist der Dr. Bargehr noch in Innsbruck? Dann grüßen Sie, bitte, auch den von mir. Ich hab ihn immer sehr gern gehabt.

In herzlicher Ergebenheit

Ihr

Ferdinand Ebner

Im Februar 1919 lernte Erich Lechleitner Ludwig von Ficker kennen. In der Folgezeit trat Lechleitner auch noch zum Landesrechnungsbeamten, Philosophen und Schriftsteller Karl Röck in nähere Beziehung, zum Geologen an der Universität, Bruno Sander, zum nunmehrigen Musikdirektor Emil Schennich und dessen Frau, zu mehreren Ärzten: dem zum Buddhismus neigenden Paul Bargehr, der bald darauf Europa in Richtung Bali und Java verlassen sollte, zum Neurologen Untersteiner, mit dem Lechleitner die Passion des Bildschnitzens im Kleinformat teilte, zu Siegfried Ostheimer, gleichfalls Neurologe, der damals die Zeitschrift *Widerhall* herausgab, zum Bildschnitzer Ottmar Zeiller, zu den Brüdern Josef und Rudolf Leitgeb, beide einst seine Schüler im Gymnasium, später auch noch zum Pädagogen Daniel Sailer und zum Juristen und Lyriker Friedrich Punt. Einige von ihnen waren erst kürzlich aus Kriegsdienst oder Gefangenschaft entlassen worden. Mit Sander, Sailer, Röck, Leitgeb und Punt sind die in Innsbruck ansässigen Mitarbeiter des *Brenner* genannt, der im Oktober 1919 wieder zu erscheinen begann.

Am *Brenner*-Tisch im Café Max in der Maria-Theresienstraße, an dem fallweise auch der am Gardasee lebende Schriftsteller Carl Dallago auftauchte, suchte man nach kultureller Neuorientierung. In seinem Tagebuch hat Karl Röck, „der Registrator“, wie Max von Esterle ihn einmal nannte, über die Gesprächsstoffe penibel Buch geführt: In der Zeit von August 1919 bis Mai 1920 sprach man neben vielem anderen über die eben erschienene, von Röck betreute erste Gesamtausgabe der *Dichtungen* Georg Trakls, über Egger-Lienz, der von Bozen aus in Nordtirol wieder kulturellen Einfluß gewinnen wollte, über die im Auftrag der Tiroler Landesregierung zu gründende Künstler-Kammer, über die neuesten Hefte der *Fackel*, über Otto Weininger, Jörg Lanz von Liebenfels und Guido List, über Darwinismus und Entwicklungstheorie, über Chamberlains *Grundlagen des zwanzigsten Jahrhunderts*, über Darstellungen von Alfred Kubin, über Schnitzereien von Ottmar Zeiller, über Kierkegaard, Tolstoi und Dostojewski, über Ferdinand Ebners erste Aufsätze im *Brenner*, über Protestantismus und Katholizismus, über Kunst und Heilige, über van Gogh, über Röcks Vorhaben, die Geschichte in „Menschheitsjahren“ neu zu berechnen, über Ludwig Wittgensteins *Logische Abhandlung*, deren Manuskript

Ficker Röck zur Beurteilung überlassen hatte, über sieben Gedichte von Bruno Sander zu Bildern Erich Lechleitners. Wechselseitige Besuche im familiären Bereich wurden häufig zu Anlässen von dichtester kultureller Intensität ausgestaltet. Man pflegte das Gespräch, machte Hausmusik. An den „Trio-“ und „Quartettabenden“ im Hause Lechleitner beteiligten sich die Brüder Leitgeb und fallweise der Leiter des Wiener Städtischen Orchesters, Anton Konrath, ein enger Freund Bruno Sanders. Man spielte daheim Theater. Lechleitner schnitzte Puppenköpfe, seine Frau nähte aus Stoffresten dazu die Kleider, er schrieb gesellschaftskritische Texte, darunter ein vierteiliges, satirisches *Peterlspiel vom Brennerkreis* mit abschließender ‚Pantomime‘, sie und er führten es in der Wohnung in der Sonnenstraße in Anwesenheit der ‚Betroffenen‘ hinter einer quer vor die Zimmertüre gespannten Decke auf. Einige beteiligten sich aktiv am öffentlichen musikalischen Leben in der Stadt, Josef Leitgeb etwa als Violinist im Städtischen Orchester, Lechleitners Frau Rosa, die schon Schennichs Vorgänger Josef Pembaur nahegestanden war, als Sängerin im Chor des Musikvereins. Auffallend häufig war in Gesprächen und Korrespondenzen von Phänomenen der Synästhesie die Rede. Nicht Musik allein, nicht Schauspiel allein, auch nicht allein Literatur oder Philosophie charakterisierte diese Gruppe, sondern ein Ineins von allen. Josef Leitgeb erscheint uns innerhalb dieser Gruppe als jene künstlerische Natur, in der sich die Wahrnehmungsweisen der Musik und des in Linie und Farbe gestalteten Bildes zu einer an Wohlklang und Bildkraft stets reicher werdenden Sprache vereinten. Er trug unter den Innsbrucker Beteiligten am meisten dazu bei, dass im aktuellen Austausch Denken in musikalischen Kategorien in die Vermittlungsformen von Bild- und Sprachkunst unaufhaltsam-unaufdringlich eindrang.

Die Bezeichnung *Brenner-Kreis* hat Bruno Sander zu Recht durch „-Polygon“ ersetzt. Mit ‚Zentrum‘ und ‚Führertum‘ im Stil des „George-Kreises“ wollte Ficker es nicht im Geringsten zu tun haben, viel zu hoch schätzte er die unverwechselbare Eigenart jedes dieser grüblerischen, mit hoher Intelligenz ausgestatteten, seltsamen Gestaltungen nachsinnenden, schwermütig mit göttlichen und irdischen Dingen ringenden Naturelle ein. Anders als vor dem Krieg war der *Brenner* nun nicht mehr eine Sammelstätte der Avantgarde.

Nicht an ein ‚Publikum‘ war der neue *Brenner* gerichtet, sondern an Einzelne, die sich angesichts kollidierender weltanschaulicher Alternativen entscheiden sollten. Einen Spruch, den er einst von einer Turmuhr des Südens abgelesen hatte, machte Ficker, in Anspielung auf den Kierkegaardschen „Augenblick“, zum Wahlspruch auf dem Emblem der Zeitschrift und des Brenner-Verlags: „Hora et tempus est“ – „Jetzt ist die Zeit und die Stunde“. Sören Kierkegaards von Theodor Haecker übersetzte *Kritik der Gegenwart* gab er als eine Art Geheimdevise an geistig ihm Nahestehende weiter, auch an Lechleitner.

Das kulturelle Rasonnement der Gruppe war nachhaltig vom Bedürfnis bestimmt, Licht in die Ursachen des Zusammenbruchs der Kultur in Europa zu bringen, Licht in das Gewirr der die Kriegskatastrophe auslösenden Motive einschließlich des schuldhaften Handelns von Personen oder Gruppen, Licht auch in die noch verbliebenen Entscheidungsalternativen für ein verantwortbares Handeln in der Zukunft, das durch die Leib, Seele und Geist arg belastenden Folgewirkungen des Krieges ungemein

erschwert wurde. Die meisten Teilnehmer an dieser Runde hatte ja schon der Vorkriegs-*Brenner* in ihrer Urteilskraft gegenüber gesellschaftlichen Fehlentwicklungen gestärkt, gehörte doch die Zeitschrift dem engeren Wirkungskreis der *Fackel* und ihres Herausgebers an. Schärfste Kritik richtete sich gegen das Verhalten der christlichen Religionsgemeinschaften während des Krieges, wobei die Standpunkte, von denen aus innerhalb der Zeitschrift diese Kritik sich artikulierte, unterschiedlicher nicht hätten sein können. Für die katholische Orthodoxie, zu der sich eben damals der von München aus wirkende Theodor Haecker durchrang, hatte Lechleitner kein Verständnis. Vor dem Widerspruch, dass derselbe Haecker zuvor neben Karl Kraus der vielleicht erbittertste Ankläger der kriegstreibenden Kräfte auch innerhalb der christlichen Kirchen gewesen, jetzt aber zum Konvertiten geworden war, konnte er nur den Kopf schütteln. Als im Sommer 1920 ein exemplarischer Konflikt zwischen Haecker und Dallago ausbrach, da dieser die Kirche als eine „Mörderin des Geistigen und Religiösen“<sup>3</sup> bezeichnet hatte, war Lechleitner auf der Seite Dallagos.

Mystisch-religiöser Erneuerungswille, existentielle Vertiefung, Einzelner vor Gott, heftige Ablehnung gesellschaftlicher Abläufe, in denen politisches Machtstreben, kirchliche oder anderweitig ideologische Bevormundung, technische Hybris und kommerzielle Skrupellosigkeit an die Stelle von Menschenwert und organischer Gemeinschaftsbildung getreten sind: innerhalb dieser Problem-Spannweite spielte sich damals das kulturelle Rasonnement der *Brenner*-Gruppe ab. Für die Art von Kunstausbübung, zu der es ihn, seit die Kriegsgräuel offenbar und das Kriegsende absehbar geworden waren, immer rückhaltloser drängte, fand Lechleitner darin die glaubwürdigste Bestätigung. Man kann von einer ‚tolstojanischen‘, besser noch von einer ‚franziskanischen‘ Phase in seiner künstlerischen Entwicklung sprechen. Damit war Lechleitner ein glaubwürdiger Träger der Kultur dieses „eigenartigen Jahrzehnts nach dem Ersten Weltkrieg“, wie Josef Leitgeb es rückblickend geschildert hat: „seine unverwechselbare Atmosphäre, gemischt aus den Schwaden der Verwesung und der Morgenluft nach vierjähriger Nacht; sein unverwechselbares Zwielficht aus persönlicher Freiheit und staatlichem Scheinleben; sein brodelndes Durcheinander von neuem Christentum, Buddhismus, Aberglauben, Skepsis und Nihilismus, Dauertänzern und Hungerkünstlern“.<sup>4</sup>

Ursprungsdenken, mystische Versenkung, ‚heilende‘ Kunst – auf verschiedenen Wegen strebte man ein neues, auf sozialen Frieden gerichtetes Menschentum an. Dieses Streben wurde im August des Jahres 1920 zumindest vorübergehend erheblich irritiert. Aus Gablitz bei Wien kommend, brachte der Volksschullehrer und Philosoph Ferdinand Ebner einen Monat als Gast in Ludwig von Fickers Wohnung in Mühlau zu.<sup>5</sup> Dort und am *Brenner*-Tisch im Café Maximilian lernte er alle dieser Gruppe Zugehörigen kennen. Zu Daniel Sailer, Paul Bargehr und Erich Lechleitner entwickelte sich ein besonderes Nahverhältnis, während Ebner gegenüber Karl Röck, Ottmar Zeiller, Bruno Sander und anderen, wenn auch aus jeweils verschiedenen Gründen, distanziert blieb. Schon vor seiner Ankunft hatte man seine beiden ersten *Brenner*-Aufsätze gelesen und diskutiert, *Kultur und Christentum* und *Fragment über Weininger*<sup>6</sup>, beides Kapitel aus seinem Hauptwerk *Das Wort und die geistigen Realitäten. Pneumatologische Fragmente*, das ein

Jahr darauf, 1921, im Brenner-Verlag erscheinen sollte. Ganz klar: hier tat sich neben Dallagos Zivilisations- und Kirchenkritik und Haeckers rigider katholischer Orthodoxie eine weitere Front auf, mit der zu rechnen war. In der Tat trieb Ebner, was man seinem äußerlich zurückhaltenden, zur Schwermut neigenden Naturell nicht zugetraut hätte, in Gesprächen mit den Genannten deren jeweilige Denkungsart zur denkbar schärfsten Konfrontation, teilweise zur direkten Kollision mit seiner eigenen. Tolstoi zum Beispiel wurde von ihm nachgerade demontiert. Im großen und ganzen mochte er die Mystiker „alle miteinander“ nicht; ihm widerstrebte „das Persönlich-Unverbindliche“ aller mystischen Erkenntnis. Ein Verdikt wie „Der Tiefsinn der Mystiker ist Selbstbetrug“<sup>7</sup> mußte Carl Dallago, Paul Bargehr und auch Erich Lechleitner damals die Haare zu Berge treiben.

Ebner sah in den Werken der Kunst nicht Zeugen eines Erwachens, sondern eines Verharrens in einem Traum, im „Traum vom Geiste“, eines über Jahrtausende gehenden Bemühens, dem „Leben der Generation“ und seiner Entwicklung „einen wenn auch nur gedachten und erträumten Sinn zu geben“.<sup>8</sup>

Trotz dieser offenkundigen Diskrepanz haben einander Ebner und Lechleitner sympathisch gefunden. Aber gerade diese vorgängige Sympathie machte die Kollision ihrer beider Weltanschauungen so offen und rückhaltlos, dass sie aus heutiger Sicht absehbar-unabsehbar-exemplarischen Charakter hat. „Leben aus dem Wort“ und „Leben aus dem Bild“ kollidierten bei dieser Begegnung, als zunächst Lechleitner den Gast auf dessen *Brenner*-Aufsatz *Kultur und Christentum* ansprach.

Erst nach Ebners Abreise ist diese Kollision der Weltanschauungen voll zum Ausbruch gekommen. In den drei Briefen während der ersten Hälfte des Jahres 1921 hat sie sich expressis verbis picturisque niedergeschlagen.

Ebners offenkundige Skepsis gegenüber Kunst und Kultur darf nicht dazu verleiten, ihn in dieser Hinsicht für einen Banausen zu halten. Im Mai des Vorjahres 1920 hatte er in Wien Johannes Itten kennengelernt. Dessen Begegnung mit seinem Freund Josef Matthias Hauer, der eben zu dieser Zeit zu seinem auf der Zwölftonreihe fußenden Kompositionsprinzip fand, hatte er aus der Nähe miterlebt. Er war während eines Besuchs Ittens in Hauers Wohnung anwesend gewesen, als Hauer den Klavierauszug seines *Opus 5, Apokalyptische Phantasie*, vorspielte, und er hatte miterlebt, wie Itten die vorgespielten Kompositionen als „seine eigenen“ bezeichnete, die er komponiert hätte, wäre er nicht Maler, sondern Musiker gewesen, und wie andererseits Hauer sich als Musiker mit einem Gemälde, *Komposition mit zwei Formthemen*, vollkommen identifizierte, das Itten ihm gewidmet hatte. Dieses Gemälde hatte Ebner, in Verbindung mit der *Apokalyptischen Phantasie*, welche er als „die Musik“ zu den *Letzten Tagen der Menschheit* von Karl Kraus ansah, zu einer Analyse mit grundsätzlichen Gedanken über die Bedeutung der gegenstandslosen Malerei veranlaßt. Die Ergebnisse hatte er in zwei (damals unveröffentlichten) Schriften niedergelegt: *Josef Hauers Apokalyptische Phantasie*<sup>9</sup> und *Vom Wesen des Musikalischen*<sup>10</sup>, diese letzte gemeinsam verfasst mit Josef Matthias Hauer. Darin heißt es, kurz zusammengefaßt:

„Der Klang, eigentlich das Intervall, ist nicht nur als musikalischer Wert, sondern zugleich auch insgeheim irgendwie als Farbe und Farbenwert erlebt.“ Farbwerte und Farbintervalle organisieren sowohl den „Sehraum“ als auch den „musikalischen Raum“ gemäß derselben Gesetzmäßigkeit. „Ordnet man die zwölf Farbenstufen des Farbenkreises – jede einzelne einem bestimmten Ton der zwölf Halbtöne unserer Tonleiter entsprechen lassend [...] nach dem chromatischen Tonprinzip [...], so ergibt sich eine Farbenharmonie von außerordentlicher Schönheit, die auch das Wohlgefallen des Malers erregt.“ So Ebner. Und weiter: „Um sich die Beziehung des Lichtfarbenkreises zum Klangfarben- (Intervallen-)kreis klar zu machen, beachte man folgendes: Die Farbe ist etwas Bewegtes und sich Bewegendes; keine Farbe lasse sich als stillstehend betrachten, heißt es in Goethes Farbenlehre. In der Ausbreitung der Farbe aber im Raum ist diese Bewegung zur Ruhe gekommen. Das Intervall ist reine Bewegung.“ – „Gewiß gibt es keinen Menschen, der die Identität von Farbe und Klang unmittelbar zu erleben vermöchte.“ Zum Erfassen der Klangfarben gehört immer „schöpferische musikalische Phantasie“ oder, wie Ebner es auch nennt, „Intuition“, „weil sich ja das „Farbenhören“ – genau so wie das „Tönesehen“ in den gegenstandslosen Farbenphantasien Ittens – rein ‚geistig‘ im Menschen selbst abspielt“. – „Es gibt ganz gewiß auch einzelne Menschen, die im Sehen einer Farbe deren ‚Bewegtheit‘ – die irgendwie die Farbe als ‚Intervall‘ erleben, ihr Verhältnis nämlich zum Licht, ihre Bewegung vom Licht weg oder zum Licht hin.“

Von solchen Gedanken war Ebner erfüllt, als er sich in Innsbruck mit einer Reihe von Menschen, Malern wie Otto Trubel und Musikern wie Rudolf von Ficker, über Ittens Malerei und Hauers Zwölfton-Konzept unterhielt. Daß Ficker in Lechleitners Wohnung am Klavier Hauers *Hölderlin-Lieder* improvisierte, legt nahe, dass auch unter ihnen (Ficker, Ebner, Lechleitner) über Phänomene der Farbteilung in Musik und Malerei gesprochen worden war. Als „Bewegung zum Licht hin“<sup>11</sup> hat Ebner, als er sie erstmals sah, Lechleitners Bilder agnostiziert. Daraus hat er sich und dem Künstler selbst auch deren Wirkung innerhalb eines durch Farb- und Formintervalle strukturierten „Sehraums“ erklärt.

Ebner ist Lechleitner schließlich doch noch um ein „Blättchen“<sup>12</sup> angegangen und hat auch eines zugeschickt bekommen. Im Brief vom 12. Juli 1921 ist es zum Anlassfall einer grundsätzlichen Reflexion geworden, die sich aus den vorangegangenen farbästhetischen Reflexionen erst in voller Tragweite erklären lässt.

Im letzten hat Ebners Begegnung und Kontroverse mit Lechleitner eine erste Infragestellung und langfristig die Überwindung des Kulturpessimismus bewirkt, von dem sein Denken bei seiner ersten Reise nach Innsbruck bestimmt war. Angesichts der im Krieg angerichteten materiellen, körperlichen und geistigen Zerstörung war dieser Pessimismus unabdingbar, wollte er mit sich über die verantwortbaren Wirkmöglichkeiten der Kultur ins Klare kommen. Man konnte nicht so weitertun, als wäre nichts gewesen. In seiner musikalischen Wahrnehmung hat etwa gleichzeitig die Arie aus Haydns *Jahreszeiten*: „Nun beut die Flur ihr frisches Grün“ die Ahnung einer auf das „Leben und Wort Christi“ hin transparenten Musik erstmals aufkommen lassen. Durch seine persönliche Erscheinung und seine Bilder übte Lechleitner auf seine bildkünstlerische

Wahrnehmung eine vergleichbare Wirkung aus. Gegen Ende seines Lebens wird Ebner über die Kunst anders reden und schreiben, als er es in Innsbruck zu den dortigen Zeitgenossen und in seinen Briefen an Lechleitner getan hatte.

Ebners Einwirkung auf Lechleitners weitere künstlerische Arbeit ist zunächst daran zu erkennen, dass dieser sich in der unmittelbaren Folgezeit mit der Erscheinung Christi in der Welt, insbesondere mit der Gestalt des Sterbenden am Kreuz, vorzugsweise auseinandergesetzt hat: Er zeichnete ihn mit der Feder und legte dazu eine eigene Mappe an, schnitt ihn in Linol und schnitzte ihn aus Holz. Seine Antwort an Ebner geriet ins Paradoxe: bis in anatomische Einzelheiten versuchte er, die Stillosigkeit des Sterbens ins Bild zu setzen.

### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Aufgefunden im April 2002 im Nachlass von Friedrich Punt. Die folgenden Ausführungen sind Auszüge aus der im Umbruch fertig vorliegenden Monographie *Erich Lechleitner (1879–1959). Künstler, Erzieher* (erscheint 2003 im Haymon-Verlag), und zwar aus dem Kapitel *Das „eigenartige Jahrzehnt“ nach dem Ersten Weltkrieg. In der Brenner-Gruppe*. Vgl. auch Walter Methlagl: *Ästhetik wider Willen. Ferdinand Ebner in Mühlau*. In: Ders.: *Bodenproben. Kulturgeschichtliche Reflexionen*. Hg. vom Forschungsinstitut Brenner-Archiv. Innsbruck: Haymon 2002, S. 148–168.
- <sup>2</sup> Vgl. Karl Röck: *Tagebuch 1891–1946*. 3 Bände. Hg. von Christine Kofler. Salzburg: Otto Müller 1976 (Brenner-Studien, Sonderbände 2–4), Bd. 1, S. 304–329.
- <sup>3</sup> Carl Dallago: *Augustinus, Pascal und Kierkegaard*. In: *Der Brenner*, Jg. 6, 1919/21, H. 9, April 1921, S. 641–734, hier S. 702.
- <sup>4</sup> Josef Leitgeb: *Drei Bildnisse*. In: *Wort im Gebirge*, Jg. 1, 1949, S. 14–30, hier S. 19.
- <sup>5</sup> Vgl. dazu Ferdinand Ebner: *Mühlauer Tagebuch 23.7.–28.8.1920*. Hg. von Richard Hörmann und Monika Seekircher. Wien u. a.: Böhlau 2001.
- <sup>6</sup> Ferdinand Ebner: *Kultur und Christentum*. In: *Der Brenner*, Jg. 6, 1919/21, H. 2, Ende Dezember 1919, S. 141–160; *Fragment über Weininger*. In: *Der Brenner*, Jg. 6, 1919/21, H. 1, Ende Oktober 1919, S. 28–47.
- <sup>7</sup> Ferdinand Ebner: *Schriften*. 3 Bände. Hg. von Franz Seyr. München: Kösel 1963–65, Bd. 1, S. 274.
- <sup>8</sup> Erich Lechleitner: *Tagebucheintragung, 19.9.1921* (Nachlass Erich Lechleitner).
- <sup>9</sup> Ferdinand Ebner: *Josef Hauers apokalyptische Phantasie*. In: Ebner (Anm. 7), S. 343–349.
- <sup>10</sup> Ferdinand Eber, Josef Matthias Hauer: *Vom Wesen des Musikalischen. Ein Lehrbuch der atonalen Musik*. Wien 1920.
- <sup>11</sup> Vgl. Ebner (Anm. 5), S. 42.
- <sup>12</sup> Weder Lechleitners Zeichnung noch Briefe von ihm haben sich im Nachlass Ebners erhalten.



## Zwei Briefe der Lyrikerin Maria Ditha Santifaller an Ludwig von Ficker von Karin Dalla Torre-Pichler (Bozen)

Die Lyrikerin und Kunsthistorikerin Maria Ditha Santifaller (1904 Kastelruth/Südtirol – 1978 Dortmund) gehört in ihrer Wiener Zeit von 1930 bis 1938 der Kulturvereinigung „Gruppe der Jungen“ an. Diese veranstaltet im Vereinslokal in der Singerstraße 16 im ersten Wiener Bezirk „regelmäßig Klubabende, Vorträge, Diskussionen und gesellige Zusammenkünfte“<sup>1</sup>, die Mitglieder der Gruppe stellen Lyrik, Prosa und eigene Kompositionen zur Diskussion. Publikationsorgan der Gruppe ist die Zeitschrift *Literarische Monatshefte*, die von Ernst Überall und Ludwig Schweinberger von 1929 bis 1932 herausgegeben und vom Wiener Krystall-Verlag vertrieben wird.

1933 bringt Santifaller im Krystall-Verlag einen ersten Band *Gedichte* heraus. Aus den Kontakten um die „Gruppe der Jungen“ ergeben sich für Santifaller weitreichende literarische Verbindungen und Publikationsmöglichkeiten, so veröffentlicht sie unter anderem in den Zeitschriften *Die Kolonne* (Dresden), *Signal* (Berlin), *Die literarische Welt* (Berlin) und *Jugend* (München).

Anton Dörrer erwähnt Maria Ditha Santifaller in dem Aufsatz *Frühes Frauenschrifttum in Tirol* von 1963, als eine der ersten schreibenden Akademikerinnen:<sup>2</sup>

Unter den frühen Doktorinnen aus Tirol betätigte sich außer der Historikerin Adelheid Schneller (geb. 1873) zunächst nach 1900 noch keine literarisch in der Öffentlichkeit. Erst gegen Mitte der dreißiger Jahre traten etliche Studierende schöngestig oder wissenschaftlich hervor, so die der „Brenner-Runde“ erfolgreich zugewandte Lyrikerin Maria Ditha Santifaller und die Märchenerzählerin und Hörspielschreiberin Vera v. Grimm einerseits und die Germanistinnen Ingeborg Greinz und Schwester Maria Doloris Kiem andererseits.

Dörrers allgemeine Bemerkung, Maria Ditha Santifaller sei dem *Brenner-Kreis* „erfolgreich“ zugewandt gewesen, ist in der Sekundärliteratur zur Autorin der einzige Hinweis auf Kontakte mit dem *Brenner*. Der Impuls, dieser Behauptung nachzugehen, lenkt die Aufmerksamkeit auf den Nachlass von Ludwig von Ficker.

Dort sind unter dem Absender „M. B. Santifaller“ zwei Briefe aus dem Jahr 1928 verzeichnet.<sup>3</sup> Die beiden maschinenschriftlichen Briefe sind mit eigenhändigen und schlecht lesbaren Unterschriften versehen. Sie wurden offensichtlich auf einer Schreibmaschine mit italienischer Tastatur geschrieben, da für „ß“ durchgängig „ss“ geschrieben steht und die Umlaute des Deutschen durch die Anführungsstriche über den Vokalen ausgedrückt werden. Weil die Vornamen beide Male abgekürzt sind und die Texte keine weiteren Rückschlüsse auf die Verfasserin oder den Verfasser zulassen, war eine Zuordnung nur aufgrund der Namensbezeichnung im gedruckten Briefkopf möglich. In der linken oberen Ecke des ersten Briefes vom „26. Feber 1928“ steht: „M.

B. Santifaller/Villa Rambotti/Desenzano sul Garda“. An der gleichen Stelle des zweiten Briefes vom 15.3.1928 ist das „B“ des zweiten abgekürzten Vornamens durch ein „D“ ersetzt. Das „B.“ war wahrscheinlich ein Versehen der Druckerei, die das Briefpapier hergestellt hat.

Die Namensbezeichnung „M. D. Santifaller“ im Briefkopf des zweiten Briefes lässt sich im Vergleich mit einem Brief von Maria Ditha Santifaller auf diesem Briefpapier an den schwäbischen Autor Otto Heuschele in dessen Nachlass im Deutschen Literaturarchiv in Marbach eindeutig als „Maria Ditha Santifaller“ auflösen. Im Brief an Heuschele vom 25.7.1929 sind die Vornamen ausgeschrieben und die Unterschrift ist gut lesbar.<sup>4</sup>

„Maria Ditha Santifaller“ ist der Name, unter dem Maria Christina Santifaller, die Tochter der Landwirtin Christina Fulterer und des Notars Michael Santifaller bis 1945 veröffentlicht hat. Der zweite Vorname „Ditha“ ist ein Familienkosename. Die Kindheit verbringt Santifaller auf dem Familienansitz Lafay in Kastelruth. Nach der Schulzeit in Kastelruth und Bozen zieht die junge Frau zum Sprachenstudium für zwei Jahre nach London und für ein Jahr nach Paris. Nach ihrer Rückkehr lebt sie in Bologna, Verona und in der kleinen Stadt Desenzano am Südwestufer des Gardasees, die heute Desenzano del Garda heißt.

In Desenzano, von wo aus sie die beiden Briefe an Ludwig von Ficker schreibt, arbeitet sie als Journalistin und Übersetzerin, vor allem für die in Verona erscheinende Monatszeitschrift *Il Garda*, für die sie journalistische und literarische Texte in italienischer und deutscher Sprache liefert. Die Zeitschrift wird 1926 bis 1932 von Giovanni Centorbi herausgegeben, danach eingestellt und erst 1938 wieder gedruckt.<sup>5</sup> Die Zeitschrift beschäftigt sich vor allem mit Geschichte, Kunst und Landschaft des Gardaseeraumes, mit Tourismus, Sport und Mode. Auch Lyrik und Prosa werden in jedem Heft veröffentlicht. Eine Reihe von bekannten Autor/innen und Journalist/innen – auch Gabriele D’Annunzio, der in Gardone am Gardasee lebt – publizieren im *Garda*. Die Titelbilder der Zeitschrift werden von namhaften regionalen Künstlern gestaltet.

Die Bedeutung und Reichweite des regionalen Presseorgans lässt sich daran ermes- sen, dass zum Beispiel Umberto Saba und Thomas Mann die Gründung der Zeitschrift in Grußadressen gelobt haben sollen.<sup>6</sup> Die auf den internationalen Tourismus zuge- schnittene Zeitschrift brachte nicht nur Texte in italienischer Sprache, sondern auch Parallelversionen in Deutsch, Englisch und Französisch sowie italienischsprachige Texte mit Abstracts in französischer und/oder englischer Sprache. Vom Mai-Heft 1927 bis zum Dezember-Heft 1929 wurden regelmäßig Prosa, Lyrik und journalistische Texte von Maria Ditha Santifaller abgedruckt. Es gibt keine Hinweise darauf, wie Maria Ditha Santifaller den Kontakt mit der Zeitschrift hergestellt hat.

Santifaller publiziert in verschiedenen oberitalienischen Zeitungen und Zeit- schriften auch auf Italienisch, dennoch bleiben die deutsche Sprache und Literatur die Referenzpunkte ihres Schreibens. Im Frühjahr 1929 hält sie in Verona einen Vortrag über „moderne deutsche Lyrik“, wie sie Otto Heuschele in einer biobibliografischen Notiz mitteilt. Abgesehen davon pflegt die Lyrikerin Kontakte zum deutschen Sprachraum und Literaturgeschehen, ihre Gedichte werden in Wien und Berlin bei Vortragsabenden

und im Radio rezitiert. Im Kontext dieses Bemühens, mit dem deutschsprachigen Literaturgeschehen Verbindung zu halten, sind auch die beiden Briefe zu sehen, in denen Maria Ditha Santifaller zunächst mit dem Brenner-Verlag, dann persönlich mit Ludwig von Ficker Kontakt aufnimmt.

Der erste Brief vom 26. Februar 1928 ist eine Bestellung. Maria Ditha Santifaller wendet sich an den „Löbl. Brenner Verlag“, bittet um die Zusendung des Buches *Petras Aufzeichnungen* von Paula Schlier und legt dem Brief 10 Lire bei. An der Autorin zeigt Santifaller in diesem Brief besonderes Interesse: „Ist von dieser Schriftstellerin mehreres bei Ihnen erschienen? Es würde mich interessieren, näheres über sie selbst zu erfahren, ob sie Tirolerin ist, ob es sich um eine Anfängerin handelt u.s.w. [...] Sind von P. Schlier auch Gedichte veröffentlicht worden?“<sup>7</sup> Die Briefpassage wirkt so, als ob Maria Ditha Santifaller auf der Suche nach schreibenden Schicksalsgenossinnen oder Vorbildern wäre. Offenbar verfolgt sie den literarischen Markt in Tirol und ganz Österreich aufmerksam. Was ein Rezensent in der *Bergischen Volkszeitung* über Paula Schliers Protagonistin Petra als Vertreterin des neuen Frauentyps der „Boyette“ schreibt, trifft zum Teil auch auf Maria Ditha Santifaller zu: „Sie ist eine von den problematischen, einsamen und tragischen Frauengestalten unserer Zeit. Im Kampf ihrer weiblichen Gefühle mit einem scharfen Intellekt ringt sie irgendwie um ein neues Weibtum.“<sup>8</sup>

In diesem ersten Brief an den Brenner-Verlag erkundigt sich Maria Ditha Santifaller auch nach dem Preis eines Gedichtbandes von Georg Trakl. Die Bestellung des Buches von Paula Schlier und das Interesse an Trakls Gedichten sind Hinweise darauf, dass Maria Ditha Santifaller die Zeitschrift *Der Brenner* kennt und sich für ihre Autor/innen interessiert.

Der gedruckte Briefkopf „M. D. Santifaller/Villa Rambotti/Desenzano sul Garda“ lässt auf einen längeren Aufenthalt in der Villa Rambotti schließen, weil es sich sonst wohl kaum ausgezahlt hätte, Briefpapier mit Adressenangabe drucken zu lassen. Die Villa Rambotti wird von Maria Ditha Santifaller auch in einem kunsthistorisch-touristischen Essay über Desenzano in der Zeitschrift *Il Garda* erwähnt.<sup>9</sup>

Santifaller erzählt darin die Geschichte ihres Wohnsitzes, der bereits 1566 erwähnt wird. Der wissenschaftliche Ruf der Eigentümerfamilie Rambotti wurde von dem Historiker Giovanni Rambotti begründet. Der Gymnasialdirektor und Bürgermeister von Desenzano war mit Mommsen und Munro befreundet und beschäftigte sich in seinen Forschungen vor allem mit den Funden aus den Sümpfen von Polada, die er bis zu seinem Tod in seiner Villa zugänglich machte, bis sie ins „Museo Kircheriano“ in Rom überführt wurden. Maria Ditha Santifaller hat bis Frühsommer 1929 in der Villa Rambotti gewohnt. Ein Hinweis auf das Ende der Zeit am Gardasee ist wieder der Brief an Otto Heuschele vom 25. Juli 1929 aus Kastelruth, für den Santifaller noch das Briefpapier mit der Adresse „Villa Rambotti“ im gedruckten Briefkopf verwendet, die Adresse aber durchstreicht.<sup>10</sup>

Der zweite im Ficker-Nachlass erhaltene Brief Maria Ditha Santifallers vom 15. März 1928 ist an „Herrn Ludwig Ficker“ adressiert. Santifaller bestätigt darin den Erhalt von Texten, die sie Ficker offenbar zum Abdruck im *Brenner* angeboten hatte: „Ich bestätige

die Zusendung der Manuskripte und danke Ihnen herzlich für Ihren freundlichen Brief und für das Verständnis, dass [sic] Sie meinen Erstlingsarbeiten entgegenbringen konnten.“<sup>11</sup>

Die Korrespondenz zwischen Santifaller und Ficker, die zwischen den beiden Briefen liegt, ist in beiden Nachlässen nicht erhalten. Der Brief vom 15. März 1928 belegt, dass frühe Gedichte bereits am Gardasee entstanden, und nicht erst in Wien, wie in der Sekundärliteratur zur Autorin bisher behauptet wurde.

Abgesehen von der Absage Ludwig von Fickers gelingt Santifaller doch der Einstieg in die literarische Welt Tirols, obwohl sie im zweiten erhaltenen Brief an Ficker auch über die Schwierigkeiten „hier herinnen“ (sie meint damit Südtirol bzw. Italien) klagt: „Es tut mir leid, dass Sie vorläufig dafür keine Verwendung haben und komme mit der Bitte an Sie, sich meiner, im Fall einer neuen Publikation einer Zeitschrift oder Anthologie, zu erinnern und es mich wissen zu lassen, da es uns hier herinnen sehr schwer ist, vorwärts zu kommen.“<sup>12</sup> Gedichte schickt Santifaller in dieser Zeit nicht nur an den *Brenner*, sondern mit mehr Erfolg auch an die *Innsbrucker Nachrichten*, die von 1928 bis 1938 regelmäßig Gedichte und kleinere Prosatexte Santifallers abdrucken, auch die Publikationen im *Schlern* setzen 1928 ein.

Die Absage Fickers ist angesichts der finanziellen Situation des *Brenner* in dieser Zeit, die es ihm nicht erlaubt, neuen Autorinnen und Autoren Hoffnungen auf eine Publikation zu machen, verständlich. Andererseits wird gerade die XII. Folge des *Brenner*, die im Frühjahr 1928 erscheint, wie auch schon die XI. Folge maßgeblich von den beiden „Frauendichterinnen“<sup>13</sup> des *Brenner*, Paula Schlier und Hildegard Jone, bestritten. Das „weibliche Ingenium“<sup>14</sup>, das Ficker in Paula Schlier verehrt und zum Programm erhebt, trägt nicht dazu bei, sein Interesse an den Gedichten von Maria Ditha Santifaller zu wecken. Außer den beiden Briefen von Santifaller an den Brenner-Verlag bzw. Ficker sind bis heute keine weiteren Kontakte mit dem *Brenner*-Kreis zu belegen.

Nach ihrer Promotion mit einer Dissertation über die Radierungen Giovanni Battista Tiepolos bei Julius von Schlosser und Hans Sedlmayr in Wien arbeitet und studiert Maria Ditha Santifaller bis zur kriegsbedingten Schließung der Universitätsinstitute in Florenz. 1945 heiratet sie den deutschen Unternehmer Dr. Hans Wilhelm Hemsoth und wandert mit ihm nach Argentinien aus. Kurz vor dem Tod des Mannes kehrt das kinderlose Ehepaar in Hemsoths Heimatstadt Dortmund zurück. Maria Ditha Santifaller führt die Transportfirma weiter, heiratet 1966 Dr. Ernst August Sellschopp und lebt mit ihm auf seinen Landgütern in Lima. 1970 kehrt das Ehepaar wegen der politischen Unruhen in Peru nach Dortmund zurück. Maria Ditha Santifaller nimmt ihre kunsthistorischen Forschungen und Publikationen intensiv wieder auf und wird 1976 zur Ehrenbürgerin der Universität Würzburg ernannt. 1978 erscheint, kurz nach dem Tod der Autorin, ein Band Gedichte mit dem Titel *Deine Ernte sammle* im Ferarri-Auer-Verlag Bozen.

Das Leitmotiv der Landschafts- und Liebeslyrik von Maria Ditha Santifaller, die in den zeitgenössischen Literaturgeschichten den Strömungen des Nachexpressionismus und der Neuen Sachlichkeit zugeordnet und von Rezensent/innen mit Paula Ludwig und Else Lasker-Schüler verglichen wurde, ist die Sehnsucht nach einer namenlosen Ferne. In

freien Rhythmen entfalten die synästhetischen und von großer Musikalität getragenen Gedichte einen hermetischen und rätselhaften Reiz. Ein sehr schönes Gedicht ist Peter Huchel gewidmet, der zum Kreis der Zeitschrift *Die Kolonne* gehörte:<sup>15</sup>

### Gefangen bist du Traum

Gefangen bist du Traum  
in einer schönen Schale

der du noch Weiten  
überzogst

und viele Male  
die Flächen einst umspannt

die lange nicht genannt  
mit kranker Vögel  
lahmen Schwingen.

Kein Echo mehr  
im Wald ertönt.

Doch nun mit allem  
ausgesöhnt:

Gefangen bist du Traum  
in einer schönen Schale

Peter Huchel gewidmet.

Interessant sind auch jene Gedichte der Lyrikerin, die in den späten 20er und 30er Jahren in den *Innsbrucker Nachrichten* erschienen sind und die in keinem der beiden Gedichtbände der Autorin vorkommen. In diesen Gedichten vollzieht Maria Ditha Santifaller einen Bruch mit der heimatlichen Tradition, wie zum Beispiel in folgendem Gedicht, das 1932 in den *Innsbrucker Nachrichten* veröffentlicht worden ist:<sup>16</sup>

### Der Nachkomme.

Aus tiefen Tälern stiegen sie auf  
zu den Hügeln von denen ich kam.  
Schwer war ihr Gang,  
langsam floß ihr Blut.

Düstrer Glaube hemmte überall  
den gewaltigen Trieb,  
die freie Kraft ihrer Berge.

Ich aber hasse das Joch,  
das sie so lange gedrückt.  
Ich erkenne nicht das Gebot,  
unter dem sie zerbrochen.  
Ich zerschlage die Satzung  
die sie in ewiges Leiden gehüllt.

Das Rauschen des Waldes hör ich,  
der ihre Sorgen verhöhnt,  
mir erwachen in goldenen Blumen die Wiesen.  
Ausbrechen will ich aus all dem Düster  
in das frohe Licht  
besserer hellerer Tage.

### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Aus einer editorischen Notiz in: Literarische Monatshefte 3, 1932, 1, 2. Umschlagseite.
- <sup>2</sup> Anton Dörrer: Frühes Frauenschrifttum in Tirol. In: Wort im Gebirge 10, 1963, S. 125–150, hier S. 143.
- <sup>3</sup> Nachlass Ludwig von Ficker, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, 40/26-1 und 40/26-2.
- <sup>4</sup> Brief von Maria Ditha Santifaller an Otto Heuschele vom 25.7.1929. Nachlass Otto Heuschele, Deutsches Literaturarchiv Marbach.
- <sup>5</sup> Zur Geschichte der Zeitschrift vgl. Giuseppe Franco Viviani: Tre per uno (Il Garda, Il Garda e Verona, Verona e il Garda). – Verona: Accademia di Agricoltura Scienze e Lettere di Verona ed Rotary Club di Peschiera e del Garda Veronese 1995, Einleitung unpg.
- <sup>6</sup> Ebd.
- <sup>7</sup> Brief von Maria Ditha Santifaller an Ludwig von Ficker vom 26.2.1928, Nachlass Ludwig von Ficker, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, 40/26-1.
- <sup>8</sup> Zit. nach Annamaria Foppa: Paula Schlier. Versuch einer Monographie. Innsbruck. Phil. Diss. 1986, S. 92.
- <sup>9</sup> Maria Ditha Santifaller: Una perla del Lago: Desenzano. In: Il Garda 2, 1927, 10, S. 6–12.
- <sup>10</sup> Brief von Maria Ditha Santifaller an Otto Heuschele vom 25.7.1929. Nachlass Otto Heuschele, Deutsches Literaturarchiv Marbach.
- <sup>11</sup> Brief von Maria Ditha Santifaller an Ludwig von Ficker vom 15.3.1928. Nachlass Ludwig von Ficker, Forschungsinstitut Brenner-Archiv 40/26-2.
- <sup>12</sup> Ebd.
- <sup>13</sup> Gerald Stieg: Der Brenner und die Fackel. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte von Karl Kraus. Salzburg: Otto Müller Verlag 1976. (= Brenner-Studien Band III), S. 77.
- <sup>14</sup> Ursula A. Schneider: Paula Schlier, Ludwig Ficker und das „weibliche Ingenium“. Zu einer ästhetischen Präsentationsform des Weiblichen und seinen Voraussetzungen. Innsbruck. Phil. Diss. 1994, S. 58.
- <sup>15</sup> Maria Santifaller: Deine Ernte sammle. Bozen: Ferrari-Auer 1978, S. 164.
- <sup>16</sup> Innsbrucker Nachrichten Nr. 100 vom 30.4.1932, S. 11.

„Ausgesetzt bleibt alles, was ich schreibe“  
Briefe von Carl Dallago an Otto Basil<sup>1</sup>  
von Anton Unterkircher (Innsbruck)

Geist und Leben

O daß wir sind ist alles! Sind wir dann  
doch einverleibt dem Einen, das da ist,  
von jeher war und sein wird ewiglich.  
Es wirkt sich aus als Sein, das Leben ist,  
das allem Stand hält und dem Geist entspricht,  
von ihm gespeist wird und sich ihm vermählt,  
weil ohne ihn als Sein es nicht mehr zählt.

Ja, daß wir sind ist alles! Leben nennt  
sich zwar auch alles, was man denkt und tut  
und mit Bedacht wird eifervoll getan,  
um aufzuzeigen, daß man lebt und wirkt.  
Doch kommt man so ans Sein noch nicht heran.  
Das Tun ist flüchtig und verebbt sich bald,  
und was es hinterläßt, gibt keinen Halt.

Soll alles sein das Eine: daß wir sind,  
muß auch die Liebe mit im Spiele sein,  
denn Liebe zieht das Leben stets an sich  
und weitet es und öffnet ihm den Gang,  
in sich hinein, bis es sich endlos zeigt  
und findig im Auffinden sich erweist,  
so daß es schließlich findet noch zum Geist.

Drum sei der Liebe endlos Raum gewährt.  
Ist Eros auch kein Gott, sei ihm doch Preis  
als holdem Mittler zwischen Leib und Geist.  
Wohl macht er arm und macht durch Armut reich,  
wenn Lust versiegt und nur mehr Liebe bleibt;  
es hebt den Geist und gibt der Seele Schwung:  
so wird dem Leben Sein und Sicherung.

*Ja, daß wir sind ist alles:* sind wir dann  
doch einverleibt dem Einen, das da ist  
und Macht hat über Licht und Finsternis.

Es ist's, das uns beseelt und immer mehr  
uns ihm zu eigen macht und mit sich bringt,  
daß in uns etwas sich unendlich weitet  
und mit uns in uns immer weiterschreitet,  
bis unser Dasein auf den Leib vergißt  
und wir erschauen, was wir bisher vermißt:  
daß Leben Geist und Geist das Leben ist.

Dies ist das einzige Gedicht, das Carl Dallago (1869–1949) im *Plan*<sup>2</sup> unterbrachte. Herausgegeben wurde diese Zeitschrift für *Literatur/Kunst/Kultur* von Otto Basil (1901–1983).<sup>3</sup> Basil stellte Dallago in einer biographischen Notiz so vor:<sup>4</sup>

Carl Dallago, bedeutender Dichter und Naturphilosoph, seit Gründung des Innsbrucker „Brenner“ (1910) dem engsten Mitarbeiterkreis dieser Zeitschrift angehörig, hat eine lange Reihe von Schriften veröffentlicht, unter denen „Der große Unwissende“ und eine hochinteressante Nachgestaltung und Neudeutung des Tao-te-king die wesentlichsten sind. Dallago vertritt eine Weltanschauung, die dem Kommunismus der Bergpredigt und des Urchristentums verwandt ist und sehr deutlich in seinem großen, seinerzeit im „Brenner“ publizierten Essay „Die rote Fahne“ in Erscheinung trat. Der betagte Philosoph lebt heute in Innsbruck.

Schon 1938 waren von Jänner bis März drei Nummern des *Plan* hergestellt worden, die dritte wurde beschlagnahmt und die Zeitschrift verboten. Erhalten geblieben ist allerdings nur die erste Nummer. Im Vorwort zum Wiederbeginn im Oktober 1945 erging die Aufforderung zur Mitarbeit an alle „geistig Schaffenden“, an alle „schöpferisch tätigen Demokraten“. Als Aufgabe wird gesehen, „den Schutt wegzuräumen, den auf geistigem Gebiet, und erst recht auf diesem, die unsägliche Zerstörung der faschistischen Diktatur zurückgelassen hat [...]. *Die Pest ist vorbei, doch die Wiederansteckungsgefahr ist groß!*“<sup>5</sup> Die Zeitschrift war Karl Kraus verpflichtet, Kraus wird auch immer wieder zitiert, die Aufmachung der roten Hefte erinnert an *Die Fackel*. Schon in Heft 1 liest man in der bissigen Rubrik *Vom österreichischen NS-Parnaß*:<sup>6</sup>

Die großen und kleinen Schwätzer, die dem „Aufbruch der Nation“ und dem daraus sich entwickelnden Bluttausch Hymnen, Oden, Päane, Dithyramben und andere Lyrik-Kränze gewunden haben [...] sind Legion. Als Vorspann der deutschen Bestialität sind sie *mitverantwortlich* für all das, was Hitler-Deutschland der Welt angetan hat. (Keiner versuche daher, sich jetzt zu drücken!) Man kennt sie – oder wird sie kennen: *an den Pranger mit ihnen!*“

An den Pranger gestellt werden dann auch mehrere „Ostmark“-Dichter aus Tirol: Joseph Georg Oberkofler, Ingeborg Teuffenbach, Franz Tumler, Kurt Ziesel, Josef Leitgeb, Oswald Menghin und Josef Wenter. Zu der angekündigten Fortsetzung dieser Rubrik ist es zwar nicht mehr gekommen, an kräftigen Seitenhieben in dieser Richtung fehlte es aber weiterhin nicht.

Verständlicherweise sah Dallago hier endlich eine Möglichkeit, seine vielen unveröffentlichten Arbeiten unterzubringen. Seit 1932 war ja kaum mehr etwas von ihm erschienen. Aber auch hier wird er bitter enttäuscht. Basil muß in seinen Antworten zwar durchaus freundlich gewesen sein<sup>7</sup>, aber auch ebenso bestimmt in der Ablehnung von weiteren ihm zugesandten Manuskripten. Die nachfolgenden Briefe Dallagos an Basil sind Zeugnisse eines letzten vergeblichen Versuches, als Schriftsteller Anerkennung zu finden und von dieser Arbeit auch leben zu können. Es sind bewegende und zugleich erschütternde Dokumente der Verbitterung. Dallago war immer ein großer Einzelner und ist es bis zum Schluß geblieben.

Es muß für ihn bitter gewesen sein, als einer von den ganz wenigen, die sich konsequent gegen Faschismus und Nationalsozialismus ausgesprochen hatten, jetzt wiederum im Abseits zu stehen und zusehen zu müssen, wie die große Masse derer, die sich's, wenn schon nicht fanatisch zustimmend, doch gerichtet hatte, jetzt wieder munter in der Literaturszene sich tummelte, während er nach wie vor keinen Verlag für seine Werke fand. Nach dem Krieg hatte er nur zwei Gedichte in Zeitungen untergebracht. Auf das Typoskript eines dieser Gedichte, das Gedicht über Hitler *Der Wahnmensch als Verbrecher*, notierte Dallago: „Dieses Gedicht gab ich der ‚Tiroler Tageszeitung‘ im Sept. 45, sie brachte es am 17.4.46 nachdem ich es zurückgenommen hatte.“<sup>8</sup> Als Dallago im Jahre 1948 noch einen Versuch unternahm, im *Plan* unterzukommen, war die Zeitschrift gerade am Eingehen. Wirtschaftliche Probleme waren die Ursache, aber auch politische, wegen der Nähe der Zeitschrift zum Kommunismus.

Arzl 175 b/ Innsbruck  
[vor 2.5.1946]

An Herrn  
Otto Basil, Wien V.  
Pilgramgasse 9

Sehr geehrter Herr!

Von Herrn Gustav Peter<sup>9</sup> wurde ich auf Ihre Zeitschrift aufmerksam gemacht, u. er zeigte mir Ihren Brief, der so sehr gütig über mich schrieb. So erlaube ich mir die Anfrage, ob Sie geneigt wären, Beiträge von mir in Ihrer guten Zeitschrift „Plan“ zu bringen. Ich kenne das Dezemberheft 45.<sup>10</sup> Sehr Treffliches ist da dargeboten; so kann man sich geschätzt fühlen bei Ihnen unterzukommen. Herr Peter ist mir Freund u. mir, resp. meinem Schaffen sehr zugetan. Er gehört zu den Wenigen, mit denen mich Vertrautheit in der Gesinnung verbindet. Da ist Übereinstimmung in

allem gar nicht mehr nötig. Aber da in der Zeit sich immer noch Wesentliches von dem entsetzlichen gewesenen Regime fühlbar macht, möchte auch ich beitragen können, gegen das Gewesene, das noch da u. dort spuckt, zu wirken, u. wir haben hier noch keine Zeitschrift.

Carl Dallago

Arzl 175 b/ Innsbruck

2. Mai 46

An Herrn  
Otto Basil. Wien

Sehr geehrter Herr!

Herr Gustav Peter, zu dem ich in Freundschaft stehe, gab mir Ihren Brief, der auch von mir redet u. in dieser Hinsicht darauf aufmerksam macht, dass Ihre Zeitschrift „Plan“ links gerichtet sei.<sup>11</sup> Da habe ich zu sagen, dass ich auch sehr links gerichtet meinen Standpunkt habe, wiewohl ich keiner Partei angehören kann gemäß meiner Anschauung von der Menge. Rein gedanklich ist mir der Kommunismus<sup>12</sup> die Höchstform des Sozialismus u. vom rein menschlichen Standpunkt muß er bejaht werden. Der wunde Punkt ist, nicht zu vergessen, dass der Wert ja das Wohl einer Sache, eines Zuerlangendens davon abhängt, wie es erlangt wird, von der Wahl der Mittel. Und diesbezüglich sehe ich mir Gebot gegeben vom Geistigen u. Religiösen. Es läss[t] mich dem Christentum im wahren Sinn zugetan sein u. erhellt mir zugleich die Begriffe Welt u. Mensch. Es lässt mich auch den Faschismus als fluchwürdig ansehen u. verabscheuen. So war mir das Hackenkreuzregime das scheußlichste u. der „Duce“ als Handlanger des „Führers“ das Schlimmste, was ein Italiener werden konnte. Und heute: die Alliierten haben mit der Abgabe Südtirols an Italien dem Faschismus zu neuer Entfaltung geholfen. Ich fürchte, es wird immer finsterner in dieser Welt, die sich immer mehr als Widerpart der Schöpfung aufspielt.

Sie grüße ich bestens u. erbitte die 3 Gedichte zurück.

Ihre Zeitschrift „Plan“ habe ich nicht mehr auf dem Zeitungs- u Zeitschriftenmarkt vorgefunden; sie war gut geführt u. brachte sehr Lesenswertes. Ein Gedicht wie das „Nachruf an meinen Sohn“<sup>13</sup> mag freilich zunächst für ein Linksstehen sehr befremden. Dieses Gedicht erbitte ich darum besonders zurück. Vielleicht gelingt es mir 1 kleinen Band „Verse“ herauszubringen. Nochmals bestens grüßend

Carl Dallago

Arzl, 12. Mai 46

Sehr geehrter Herr Basil!

Sehr Dank für Ihren so freundlichen Brief. (Schreibmaschine hab ich nicht, auch kann ich mit ihr nicht schreiben, u. es zu lernen ist in meinem Alter zu spät. Bitte daher vorlieb zu nehmen mit Handschrift Geschriebenes.) – Den Brief an

Sie (ingeschr.) schrieb ich vor einigen Tage[n] auf den Brief hin, den Sie an Hrn. Peter schrieben. Ihren Brief bekam ich erst nachher, vorgestern. Was Sie da sagen ist alles richtig u. Sie sind mir sehr gut gesinnt. Nochmals Dank! Ihrem „Plan“ wünsche ich Gedeihen. Auf dem Boden eines „wissenschaftlichen Empirismus“ kann Gutes ersprießen; er kann sich einstellen u. auswirken als heilsame Zügelung der Wissenschaft. Denn Wissenschaft, ungehemmt, kann zur Hure werden in dieser argen Welt. Positive Wissenschaft, die sich denen preisgibt, die die Welt tatsächlich regieren wollen auf Kosten der Menschheit; ihr Trick: Kriege müssen sein, weil sonst die Menschheit sich so vermehren würde, das[s] sie sich nicht mehr zu ernähren vermöchte. Schlimmste Lüge u. schlimmster Fall der Hure Wissenschaft. Es zeigt eine „Herrenschielte“ auf, die so verderbt ist, dass zu ihrem Wohlbefinden gehört, den Großteil der Menschheit vermeintlich in ihrer Hand zu haben. Sie sehen auch hier, dass ich links eingestellt bin. – Wenn Sie „Welt u. Mensch“<sup>14</sup> oder „Geist u. Leben“ im „Plan“ bringen können, soll es mich freuen. „Nachruf an meinen Sohn“ erbitte ich zurück.

Mit den besten Grüßen empfehle  
ich mich hochachtungsvoll

Carl Dallago

Innsbruck, Arzl 175  
12.7.46.

Sehr geehrter Herr Basil!

Ich möchte Sie bitten, wenn es geht, mir die 3 eingesandten Gedichte: ‚Welt u. Mensch‘, ‚Geist u. Leben‘, u. ‚Nachruf an meinen Sohn‘ zurückzusenden. Ich habe keine gute Abschrift mehr u. für Ihren „Plan“ passen sie nicht gut, wie Sie schrieben. Das Linksstehen ist, wie ich es sehe, sehr nötig für den Menschen. – Für die Menschwerdung, denn der Mensch als Mensch ist durch das Arge dieser Welt am meisten geschädigt. Im Hackenkreuz Deutschland ist doch ein Untermenschentum zur Herrschaft gekommen u. zwar sich ausgehend als höchster Kulturträger. Schlimmeres könnte es doch nicht geben.

Ich grüße Sie bestens u. bleibe Ihrem Schrifttum gut gesinnt.

Ihr Carl Dallago

Arzl, 26.7.46

An Herrn Otto Basil, Wien

Sehr geehrter Herr Basil!

Für Ihr sehr liebes Schreiben danke ich Ihnen herzlichst. Die 2 Gedichte habe ich zurückbekommen, u. wenn Sie das dritte „Geist u. Leben“ im „Plan“ bringen können, wird es mich sehr freuen. An Herrn Peter werde ich die Grüße besorgen u. es wird ihn freuen, dass Sie seiner gedenken. Vielleicht kann ich Ihnen später einmal Etwas senden für Ihren „Plan“, das entspricht. Meine Einstellung ist sicher

nach links gewichtig, das erweist schon mein Verhältnis zu dieser Welt, die mir Widerpart der Schöpfung ist, deren Fülle jedem Menschen zugutekommen soll, hat sie doch überreichlich für jedermann u. ist es doch bloße Menschenmache (was eben dieser Welt zugrunde liegt) dass ein Teil in Überfluss lebt u. der Großteil schwer das Nötige fürs Leben aufbringt. Mein Hauptwerk bis jetzt: „Der Begriff des Absoluten“<sup>15</sup> liegt nun schon cc 7 Monate bei Universitäts Verlag Wagner, Innsbruck. Es gefiel; aber der Verlag hat kein Papier, auch fehlt was in der Druckerei. Vorrätig für Druck habe ich mehrere Bücher. An Verlag E. Müller<sup>16</sup> schrieb ich auch vor mehr als ½ Jahr; ich bekam keine Antwort.

Von Ihnen las ich 1 Gedicht in einem Wiener Almanach<sup>17</sup>; es ist gut; Sie sind also auch Lyriker; das macht auch Ihre Tätigkeit als Redakteur sehr einnehmend. So grüße ich Sie für Heute herzlichst u. danke Ihnen auch für die warme Artigkeit Ihrer Schreibweise.

Ihr alter Dallago Carl

23.9.46

Sehr geehrter Herr Basil!

Sie haben meinem Gedicht einen schönen Platz eingeräumt im „Plan“. Nehmen Sie hierfür meinen herzlichen Dank. Ich bin froh in der Öffentlichkeit irgendwie noch zu erscheinen, da ich mit meinem Hauptwerk „Der Begriff des Absoluten“ nicht leicht Verleger finde. Mit dem „Brenner“ bin ich auch nicht mehr im Einvernehmen wie früher. Dass er herauskommen konnte in Innsbruck, wo so großer Papiermangel ist, hat besondere Protektion benötigt, die ich nicht habe u. die für das Unterkommen mit Beiträgen im „Brenner“ wohl auch mitbestimmend ist. Seit meinem Abgang vom „Brenner“ hab ich auch nicht mehr damit gerechnet, etwas im „Brenner“ veröffentlichen zu können. Es ist da doch allzu kirchlich!<sup>18</sup> Der „Plan“ wird von D<sup>r</sup> Gustav Richter<sup>19</sup>, gest. 1933 zu Bozen nichts gehört haben?; er war Jude u. ein Mensch von Belang. Anbei erlaube ich mir 2 Sonette an ihn vorzulegen. 2 Bücher von ihm habe ich: „Vom Heiligen zum Gravitationsgesetz“<sup>20</sup> das andere: „Gott u. die Wissenschaft“<sup>21</sup> (1922 herausgekommen) Ich habe viel mit ihm verkehrt in Bozen. Wenn ich im „Plan“ ab u. zu mit Etwas Aufnahme fände, wäre ich sehr froh. Vorläufig habe ich nichts Passendes. Wenn man mit der Zeitschrift vertraut wird, liest man sie gern; sie gibt sicher Beachtungswertes

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr Carl Dallago

Anbei die 2 Gedichte, ganz gelegentlich zurück erbeten.

Arzl, 17. Okt. 46

Sehr geehrter Herr Basil!

Für Ihren so freundlichen Brief sehr Dank! Sie wissen ja, wenn Sie irgendetwas von mir in Ihrem „Plan“ bringen, bin ich stets sehr froh. Der „Plan“ hat gute Ausstattung u. ist für mich sehr von Interesse. – Wegen D<sup>r</sup> Richter's Biographie

werde ich trachten Ihnen gelegentlich eine Kleinigkeit senden zu können. Ich bin schon 1926 von Bozen fort gezogen des Duce wegen.<sup>22</sup> Seither war der Verkehr gering. Auch ging Schriftliches viel verloren oder wurde vernichtet in der Zeit der Nazi. Nun ist der Spuck vorbei. Wie die Hauptschuldigen starben zeigt, dass keiner Halt hatte. Von den Militärpersonen möchte ich nicht viel sagen; als solche waren sie dem Verfall bestimmt mit dem Preußentum, das ein Unding war vom rein menschlichen wie vom christlichen Standpunkt. Bildung in gestriger Hinsicht kannte es nicht: das musste durch die Zeit erhellt werden. Und die Zeit erhellte es: sie ließ die „hohe“ preussische Heeresleitung dem Braunauer Lotterbuben – Lotterbuben als Feldherrn wie als Staatsmann wie als Menschen – hörig werden. Die verbrecherischen Wichte waren die Zivilpersonen um den Erzverbrecher Hitler u. Göring. In einer Zeit, in der das nun Vergangene geschehen konnte, kann man gar nicht genug links stehen, um in geistiger Hinsicht zu retten, was noch zu retten ist, kann also auch was Christliches der Lebenshaltung nach erstrebt, nicht genug nach links gerichtet sein. So sollen sich auch meine Schriften auswirken. Nun habe ich Sie wieder aufgehalten, weil Sie mir so freundlich schrieben u. nun grüße ich Sie herzlichst u. wünsche Ihrem „Plan“ große Verbreitung u. Erfolg.

Ihr alter Dallago

Arzl 175, Innsbruck

29.12.46

Sehr geehrter Herr Basil!

Anbei kleiner Beitrag über D<sup>r</sup> Gustav Richter zu den 2 Sonetten, die ich s/z Ihnen sandte. Sollten Sie das gelegentlich einmal im „Plan“ bringen können, wäre mir Gutes getan. Doch nur, wenn es geht ohne besondere Mühe.

Heute wünsche ich Ihnen noch alles Gute fürs Neue Jahr u. danke Ihnen für all Ihre Freundlichkeit, die Sie mir stets erwiesen haben. Den letzten „Brenner“ haben Sie wahrscheinlich schon gesehen: fast alle[s] neue Mitarbeiter: die alten ausgeschaltet. Es ist da kirchliches Kommando. Mein Buch „Der Begriff des Absoluten“ (es ist mein Hauptwerk) fand noch nicht Verleger. Die Kirche (die von Politik nicht lassen kann) ist mir abhold. Es ist kaum wer in Österreich, der stets – lang vor sie, die Nazi nach Österreich kamen – gegen den Braunauer Buben war so wie ich: überhaupt gegen den Faschismus. Und heute – mir ist jede Veröffentlichung schwerer gemacht. Ficker ist wohl etwas leidend u. der Ignaz Zangerle ist ein christlicher Geck, der obwaltet jetzt den „Brenner“. Heute bitte ich Sie – wenn es geht – mir noch „Plan“ Heft 8 zu senden, ich bekomme es von hier aus nirgends, gegen Nachnahme.

Nun seien Sie noch herzlichst begrüßt von  
Ihrem alten

Dallago

Verzeihen Sie die schlechte Schrift; ich bin oft übermüdet durch Arbeit an meinem 2. Buch, das ich noch nicht fertig habe.

Arzl, 15.I.47

Lieber Herr Basil!

Zunächst sehr Dank für Ihr liebes Schreiben u. das Heft „Plan“ (8 Heft). Es ist jetzt schlimm mit der ganzen Lage u. da wäre volle Gesundheit sehr nötig; aber sie sich zu erhalten ist bei den heutigen Verhältnissen sehr schwer. Und Sie schreiben mir so gütig, wie wohl Sie sehr erkältet sind u. zu Bett bleiben müssen. Und nur 2 Grad Wärme im Zimmer. Mein Arbeitszimmer ist auch mein Schlafzimmer u. da hab ich ein kleines Öfchen u. kann heizen mit Holz u. Kohle, die Kohle ist wohl bald erschöpft, Holz habe ich mehr.

Da mit Wärme von außen her man sich schwer tut, müsste man von innen her sich warm zu halten suchen. Starke Erkältung braucht Fürsorge. Nehmen Sie doch heißen Tee u. besser noch Glühwein (wenn erhältlich) u. heiße Suppen. Echter Tee fehlt freilich, aber „Madras“ u. Lindenblütentee haben wir hier schon noch. Mehr kann ich von hier aus leider nicht tun; jedenfalls müssen [Sie] sehr darauf achten durch starkes Sichwarmhalten bald wieder ganz gesund zu sein, was so nötig ist in dieser argen Zeit, in der es statt aufwärts zu gehn ständig mangelhafter wird.

Für das Planheft noch besonderen Dank! (Das neu erschienene Heft 11<sup>23</sup> bekomme ich schon hier)

Und nun rasche gute Besserung u. Genesung u. ich grüße Sie herzlichst u. dankbar

als Ihr alter Carl Dallago

D<sup>r</sup> Neugebauer<sup>24</sup> kenne ich sehr gut, ab u zu (doch selten) sehe ich ihn auch u. kann ihn sprechen. Solange er in Innsbruck war, ist er wohnhaft gewesen – wie Sie schrieben: Zeughausgasse 4; seit cc. 3 Jahren ist er fort u. nach Barwies Mieming, Oberinntal gezogen u. hat dort ein kleines Haus. Da ich dort vor Jahren im Sommer war, kenne ich dort alles gut u. komme ab u. zu hinauf u. komme oft auch mit ihm zusammen u. werde ihn von Ihnen grüßen, was ihn gewiß freuen wird.

Sein[e] Adresse ist: D<sup>r</sup> Hugo Neugebauer Barwies Obermieming über Telfs Oberinntal

Arzl, 31./3.48

Lieber Herr Basil!

Noch einmal darf ich Sie so anreden; aber Sie haben auf mich so ziemlich vergessen. Sie ließen nichts mehr hören von den Sonetten an den verstorbenen D<sup>r</sup> Richter, der mir Freund war u. ein Mensch von Geist u. Herz. Ich habe 4 Sonetten an ihn gerichtet; sie sind einem Gedichtband zugeteilt, der freilich auch nicht gedruckt ist. Was ich heute betonen will, ist, dass ich glaube, Sie verkennen mich in Hinsicht auf meine Einstellung. Gewiss bekenne ich mich zum Christentum, aber es ist so, dass ich die Losung „Weltrevolution“ äußerst verwandt zum Christentum finde, ja dass ich die richtige Weltrevolution eigentlich nur vom Christentum

ausgelöst sehen könnte, von ihm, das der größte Gegner ist zu dieser Welt der Besitz u. Geldherrschaft, u. das im Grunde dem Sozialismus u. seiner Höchstform, dem Kommunismus, nicht feind ist. Was heute die Romkirche unternimmt, wie sie buhlt um die Gunst der Welt, in der sie zur Herrschaft kommen will, erscheint mir so sehr als widerchristlich, dass ich glaube, dass ihr[e] Tage als Kirche Christi gezählt sind, dass sie den 2. Tag (1000 Jahre sind wie 1 Tag) als Kirche Christi nicht vollenden wird. Dementsprechend glaube ich auch, dass Amerika u. der ganze Westen machen kann, was er will, zur Herrschaft kommen (oder richtiger) sich durchsetzen wird sich der Kom[m]unismus als von Gott zugelassen auf alle die Fälschungen hin, die sich das Christentum als Kirche geleistet hat. Die Langmut Gottes wird über die 2000 Jahre nicht hinausgehen. Diese Einstellung zeigt sich auch in meinem Schrifttum; sie sollten vom Verlag Müller nicht so beurteilt werden, dass er sich solchem Schrifttum versperrt.

(Ich habe 4 Bücher vom ähnlichem Umfang wie „Der große Unwissende“ druckfertig. Der Krieg u. die Entzweiung mit dem „Brenner“, wesentlich durch Haecker, haben alles zurückgestellt) 1. Untergang u. Aufgang oder die Menschwerdung des Menschen (davon war das meiste schon in den Brennerheften gedruckt) 2. Was ist Christentum 3. Der Begriff des Absoluten. 4 Der Begriff des Absoluten u. Deutschland unterm Hackenkreuz Untertitel: Von der Dummheit der Schlechtigkeit.

Das sind meine Schriften, die auf Verleger warten. Wir haben hier in Innsbruck 4 Verleger, alle wohl auch in Obhut der Kirche, die das wahre Christliche mehr zu scheuen scheint als schlimmste Weltlichkeit. So bin ich hier lahm gestellt, wie wohl kaum einer war, der wie ich gegen den Braunauer Lotterbuben war, (Seit 1845 [sic!] bis heute hab ich als Schriftsteller 25 Schilling verdient für 2 Gedichte in hiesigen Zeitungen<sup>25</sup>) Und bin doch der älteste noch lebende schaffende Schriftsteller<sup>26</sup>)

Das alles wollte ich Ihnen sagen, da ich auf den Brief an Sie von einem Priester im Märzheft<sup>27</sup> entgegenen möchte. Das anbei.

Mit herzlichem Gruß

Ihr alter Dallago

Verzeihen Sie, bitte, schlechte Schrift!

Arzl, 12./5.48

Nochmals Lieber Herr Basil!

bitte, entschuldigen Sie meine schlechte Schrift; ich sehe sehr schlecht seit einiger Zeit u habe kein Augenglas bis jetzt gefunden, das mir taugt. So hab ich auch die Schrift anbei nicht mehr gut durchsehen können. Aber die Abschrift besorgte ein Freund, der mit meinem Schrifttum sehr vertraut ist. Der 1. Brief an Sie ist schon 31 / 3 geschrieben. Inzwischen entstand diese Arbeit. Ich möchte sehr gern bei Ihnen unterkommen u. mein Vorgehen gegen diese Welt entspricht dem Sozialismus u. Kommunismus: geht gegen die Welt als Geldherrschaft

Mein Hauptwerk ist „Der Begriff des Absoluten“ in dem alles Polemischere zurückgedrängt ist. Wenn Verlag Müller es nehmen würde, Sie könnten es haben für die I. Auflage gratis. Und das Buch müsste Absatz finden. Es sind Sätze darinnen, die neu sind u. nicht abgetan werden können u. nicht totgeschwiegen. Bitte, bedenken Sie auch, dass ich stets, wie kaum wer in Österreich Nazigegner war. Und jetzt geht Kirche u. Welt wieder darauf aus, Faschismus u. Nazitum neu aufleben zu lassen. Ich hasse u. verabscheue den u ich glaube dass der Kommunismus das Feld behaupten wird.

Der Sieg der Kirchenparteien in Italien ist tatsächlich eine größte Niederlage für die Kirche. Degasperi in seiner Stellung ist im Notstand ich kenne ihn u. schätze ihn als Menschen, als Politiker mußte er schlecht werden imgrunde, um helfen zu können, was nur Dauer hat für den Tag. Nochmals, verzeihen Sie Schrift. Ich sehe kaum die Buchstaben.

Ich grüße Sie herzlichst

als Ihr alter Dallago

Ein Verleger könnte von mir für mehrere Jahre Arbeit bekommen u. wohl auch Absatz finden mit mit [sic!] dem, was er verlegt von meinen Arbeiten.

Knoll, im 5. Heft von „Wort u. Wahrheit“<sup>28</sup> ist ein Theologe, der die Kirche zum Weltstaat machen wi[r]d, dem nur das Verschwindenmüssen bevorstehen kann.

Jedenfalls bitte ich sehr um Bescheid!

Carl Dallago

Arzl 175 Innsbruck

An Herrn

Otto Basil

Herausgeber der Zeitschrift „Plan“

Wien I

Eschenbachgasse 11

Arzl, 28.5.48

Bitte sehr um Bescheid über geschriebene Sendung. Noch immer sehe ich sehr schwer.

Es empfiehlt sich Ihr

alter Dallago Carl

Arzl, 9. Juni 48

An Herrn

Otto Basil. Wien

Für Ihr gütiges Schreiben besten Dank. Sehr leid tut mir natürlich, dass mit Veröffentlichung des Gesandten nichts wurde. Vielleicht kann ich im Herbst etwas

senden, das für „Plan“ genommen wird. Ausgesetzt bleibt alles, was ich schreibe. Ich persönlich habe genug von dieser Welt.

Nun bitte ich Sie mir das Gesandte: „Eine Aussprache“ eingeschrieben zurückzusenden, es ist die beste Abschrift, die ich habe. Durchgesehen ist nur die letzte Seite meiner Augen wegen. Anbei 2 Briefmarken a S 1-. Ich möchte hoffen mit Ihnen noch in Verbindung zu bleiben, Sie waren stets gütig zu mir.

So grüße ich Sie herzlichst u. dankbar

als Ihr alter Dallago

Arzl, 21. Juni 48

Sehr geehrter Herr Basil!

Vor cc. 10 Tagen schon schrieb ich Ihnen u. bat, mir eingeschrieben meine Schrift „Eine Aussprache“ zurückzusenden, da es die leserlichste Abschrift ist. 2 Schillingsmarken legte ich bei.

Mit lesen u schreiben geht es mir nicht gut.

Mit bestem Gruß

Ihr alter Carl Dallago

Meine Schrift ist ja erst im Anfang, ich kann alles erhärten u. ist von mir auch viel mehr schon geschrieben. Bitte, lesen Sie was ein Knoll in „Wort u. Wahrheit“ Maiheft 1947 geschrieben hat. Geplant ist Weltstaat seitens der angebl Kirche Christi. Es sichert das Zurmachtgelangen dem Kommunismus.

Arzl, 9. Juli 48

An Verlag Erwin Müller  
für Herrn Otto Basil, Wien

Ich danke Ihnen sehr für die Rücksendung meiner Schrift „Eine Aussprache“. Ich hoffe sie veröffentlichen zu können u. muß sie vorerst noch durchsehen, da ich nur die letzte Seite gelesen habe in Anbetracht meiner schlechten Augen. Ihr Verlag wäre mir sehr lieb gewesen Was jetzt in der Welt vorgeht, ist sehr schlimm. Judentum u. Christentum in der herkömmlichen weltlichen Haltung gehen ihrem Ende entgegen. Was Staat wird ist dem Verschwinden anheim gestellt Ein bischen mehr Vertrauen zu meinem Schrifttum hätte der Verlag Erwin Müller haben können. Mit besten Gruß u. Dank

Ihr alter Dallago

## Anmerkungen

<sup>1</sup> 14 Briefe und eine Postkarte (28.5.1948) haben sich im Nachlaß von Otto Basil im Österreichischen Literaturarchiv (Wien) erhalten. Ich danke Volker Kaukoreit für die freundliche Betreuung und Eva Dallago für die Zustimmung zur Publikation dieser Briefe.

<sup>2</sup> Der Plan Jg. 1, H. 8, August 1946, S. 620f. Dallagos Beitrag ging eine Rubrik „Altchinesisches über Krieg und Frieden“ (u. a. auch Laotse) voraus; das Heft enthielt weiters Beiträge u. a. von Alban Berg, Walter Toman, Otto Horn, Ernst Jirgal, Theodor Sapper, Hans Lebert.

- <sup>3</sup> Die wichtigsten Informationen zu Basil und seiner Zeitschrift *Plan* finden sich in dem Magazin: Otto Basil und die Literatur um 1945. Tradition – Kontinuität – Neubeginn. Hg. von Volker Kaukoreit u. Wendelin Schmidt-Dengler. Wien (u. a.): Zsolnay 1998 (Profile 2 ,1998).
- <sup>4</sup> Der Plan Jg. 1, H. 8, August 1946, S. 693.
- <sup>5</sup> Der Plan Jg. 1, H. 1, Oktober 1945, S. 1.
- <sup>6</sup> Ebd., S. 72.
- <sup>7</sup> Die Briefe Basils an Dallago konnten nicht eingesehen werden, da der Nachlaß Dallagos derzeit nicht zugänglich ist. Aus diesem Grunde können auch manche Anspielungen in den Briefen, z. B. auf unveröffentlichte Werke, nicht geklärt werden.
- <sup>8</sup> Dieses Typoskript schenkte Frau Judith Adler im Dezember 2002 dem Brenner-Archiv.
- <sup>9</sup> Gustav Peter (1888–1979) Redakteur, Verehrer von Karl Kraus: hat im November 1927 in der Innsbrucker Arbeiterkammer eine Vorlesung aus Kraus' *Der Hort der Republik* veranstaltet. Herausgeber der Zeitschrift *Jochwind. Satirisch-kritische-polemische Blätter für Politik und Wissen, Kunst und Leben* (1924), eines Blattes, dem *Die Fackel* Vorbild war. Im Geleitwort von Nr. 1, März 1924, 1 heißt es u. a.: „Nur den Trieben kraftvoller Wahrheitsliebe gehorchend, dem Naturgesetze strengster Gerechtigkeit unterworfen, wird diese Schrift schonungslos und frei von jeglichen Rücksichten nur das reine, hohe, letzte Ziel gottgewollten Menschentums anstreben. ‚Der Jochwind‘ tritt für bedingungslose Freiheit in Wort und Schrift ein [...]. Er sagt den schärfsten Kampf an jeder Korruption und Mißwirtschaft des Einzelnen und der Systeme; unbeirrt und unberührbar durch der Parteien Gunst und Haß wird er unabhängig für Recht und Menschentum eintreten, nicht scheuend den männlichen Streit um ehrlich erworbene Meinungen.“
- <sup>10</sup> Der Plan Jg. 1, H. 3, Dezember 1945; es enthielt Beiträge u. a. von Alfred de Vigny, Boris Pasternak, Albert Paris-Güterloh, Hermann Hakel, Johann Gunert, Otto Basil, Hans Weigel, Bilder und Zeichnungen von Walter Behrens, Käthe Kollwitz, Rudolf Pointner und Susanne Wenger. Im vierten Heft, Februar 1946, begegnete Dallago ein alter Bekannter: Georg Trakl, dem gleich zwei Beiträge (von Ernst Jirgal und Hermann Schreiber) gewidmet waren.
- <sup>11</sup> Der Herausgeber Basil ist sicher im linken Spektrum anzusiedeln, Gerald Sommer bezeichnet ihn als „undogmatischen Sozialisten“ (Kaukoreit [Anm. 3], S. 37).
- <sup>12</sup> Dallago meint hier eine Idealform des Kommunismus. In der Zeitschrift *Der Sumpf* sympathisierte Dallago hingegen noch mit dem „roten linksorientierten bolschewistischen Osten“ (Carl Dallago: Abfertigung. In: *Der Sumpf* H. 3, Juni 1932, S. 189).
- <sup>13</sup> Typoskript vom *Nachruf* im Brenner-Archiv im Nachlaß Ludwig von Fickers. Dallagos Sohn Enoch war am 9.5.1942 in Rußland gefallen.
- <sup>14</sup> Ein Typoskript dieses Gedichtes schenkte Frau Judith Adler im Dezember 2002 dem Brenner-Archiv.
- <sup>15</sup> Dieses Werk wurde erst nach Dallagos Tod von seinen Freunden herausgebracht: *Der Begriff des Absoluten*. Hg. Ernst Knapp, Hans Haller. [Schwarz, Achenkirch: Eigenverlag, 1964].
- <sup>16</sup> Erwin Müller Verlag in Wien, bei dem Basil als Verlagsleiter und Lektor angestellt war und in dem auch der *Plan* erschien.
- <sup>17</sup> Nicht ermittelt.
- <sup>18</sup> *Der Brenner* genoß damals wohl besondere Protektion, allerdings nicht, wie Dallago anklingen läßt, von kirchlicher Seite. Die Folge 16 von 1946 war mit maßgeblicher finanzieller Unterstützung des französischen Kulturinstituts in Innsbruck erschienen.
- <sup>19</sup> Gustav Richter (1885?–1933), Rechtsanwalt und Philosoph in Bozen. Sein philosophischer Nachlaß liegt im Brenner-Archiv. Dallago hatte in der Zeitung *Der Südtiroler* 24, 15.12.1934, 6f. einen Nachruf verfaßt und eines dieser Sonette abgedruckt (das zweite ist unbekannt):

Auch Du warst einer, einzig unter vielen,  
 Der dienend schuf und Dienen höher stellte  
 Als Herrschen, dem das Wissen sich erhellte  
 Zum Unwissen, das nicht mehr strebt nach Zielen.

So bliebst Du fern dem Strom der Uebervielen.  
 Was Du erdachtest, Dich auch zugesellte  
 Dem Gang der Schöpfung, der Dich unterstellte  
 Gedankengängen, die dich überfielen.

So bleibst Du rein von vielen Welteinflüssen,  
Die stets verderblich auf den Menschen wirken,  
Verleitend ihn zu frechen Machtergüssen.

Vordringend aus des Wissens Grenzbezirken  
Kamst Du nun weise wägend auch zu Schlüssen,  
Die sich des Daseins Zustimmung erwirken.

<sup>20</sup> Gustav Richter: Vom Heiligen zum Gravitationsgesetz. Ein philosophisches Bilderbuch der Entwicklung des Alls. Leipzig: Verlag Otto Hillmann 1922.

<sup>21</sup> Gustav Richter: Gott und die Wissenschaft. Eine Streitschrift. Leipzig: Verlag Otto Hillmann 1922.

<sup>22</sup> Vgl. Anton Unterkircher: Carl Dallagos Weg ins Exil. Mit einem unbekanntem Brief des Autors an Ettore Tolomei. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv, Nr. 20, 2001, S. 91–104.

<sup>23</sup> Dieses Heft erschien als „Sonderheft Junges Frankreich“.

<sup>24</sup> Hugo Neugebauer (1877–1953), Staatsarchivar in Innsbruck, Mitarbeiter des *Brenner*. Dallago hatte in Barwies nicht nur einige Sommer verbracht, sondern dort von 1926 bis 1930 gewohnt.

<sup>25</sup> Der Wahnmensch als Verbrecher. In: Tiroler Tageszeitung, 17.4.1946, Nr. 90, S. 3; Der Bauer, wie er sein soll. In: Tiroler Nachrichten, 3.8.1946, Nr. 165, S. 3.

<sup>26</sup> Hier irrt Dallago. Heinrich von Schullern ist 1865 geboren und überlebte Dallago noch um einige Jahre (gest. 1955). Konservativen Kreisen galt der greise Schullern nach 1945 als der Nestor der Tiroler Literatur.

<sup>27</sup> Zur Situation des katholischen Geistes in Österreich. In: Der Plan Jg. 2, H. 6, 1948, S. 419–421. Als Autor wird „Ein katholischer Priester“ angeführt. In diesem Brief an den Herausgeber wird das wissenschaftliche und vor allem literarische Versagen des Katholizismus in Österreich angeprangert. Viele katholische Autoren seien mit fliegenden Fahnen zu den Nationalsozialisten gewechselt, die anderen hätten überflüssige historische Romane oder Erbauungsromane verfaßt, anstatt das „brodelnde und schäumende Chaos der Gegenwart künstlerisch zu bezwingen und zu gestalten“.

<sup>28</sup> August M. Knoll: Rechtfertigung des weltlichen Standes. Umrisse einer Soziologie des Königtums Christi. In: Wort und Wahrheit Jg. 2, H. 5, Mai 1947, S. 269–282. Knoll trifft eine scharfe Unterscheidung des geistlichen und weltlichen Standes, wonach es beispielsweise eben kein Widerspruch sei, daß der geistliche Stand den Nationalsozialismus bejaht, der christliche Weltstand ihn aber verneint. „Der eine handelt aus dem Verzicht auf die Welt, aus dem Lammgottestum Christi heraus, um in der Welt, wie sie jeweilig ist, Christus verkünden zu können: der andere handelt aus Recht auf die Welt, aus dem kommenden Königtum Christi heraus, um in der Welt Christus gestalten zu können.“ (282)



# „Das Sterben einer Zeitschrift“ Dokumente zum „Brenner“ aus dem New Yorker „Aufbau“ Mit einem unbekanntem Brief Ludwig von Fickers von Sigurd Paul Scheichl (Innsbruck)

Die letzten Folgen des *Brenner* konnten wieder Leserinnen und Leser erreichen, die Österreich und Europa in den dreißiger Jahren hatten verlassen müssen. So erwähnt der amerikanische Maler Albert Bloch, ein Bewunderer von Karl Kraus, selbst kein Flüchtling, in seinen Briefen an Sidonie Nádherný die 16. Folge der Zeitschrift (1946), die ihm freilich – bei aller Hochschätzung der Person des „edlen“ Ludwig v. Ficker – zu katholisch geworden war, stimmt er doch am 16. März 1948 „jedem Wort“ eines sehr harten Urteils von Sidonie Nádherný über den Band zu („Der *Brenner* ist wieder erschienen, ist aber schwer verdaulich geworden, da fast nur hysterische Schreiber mit mystischem Katholizismus zu Worte kommen.“ 10./11. Februar 1948).<sup>1</sup> Diese Ablehnung wiegt umso schwerer, als der Maler vor der Lektüre der 16. Folge Ficker noch Glückwünsche zum Wiedererscheinen der Zeitschrift geschickt hatte.<sup>2</sup>

Ein anderer Leser des *Brenner* in den USA war der ehemalige Wiener Rechtsanwalt Robert Rie (1904–1981)<sup>3</sup>, der sich Ende 1938 dorthin gerettet hatte und nach mancherlei unqualifizierten Arbeiten als Lehrer für mehrere Fächer an verschiedenen kleineren Colleges tätig war. Rie, mit einigen wenigen Werken auch als Schriftsteller hervorgetreten, übergab 1950 dem New Yorker *Aufbau* einen Brief zur Veröffentlichung, den Ficker an ihn gerichtet hatte. Da Rie nur wenig für den *Aufbau* geschrieben<sup>4</sup> und mehr an der *Austro American Tribune* mitgearbeitet hat, in der er eher konservative Positionen vertreten zu haben scheint, kann man annehmen, dass er sich in der Annahme an die weiter verbreitete Zeitschrift, wohl die bedeutendste der deutschsprachigen Emigration in den USA<sup>5</sup>, gewandt hat, eine Äußerung des Herausgebers des *Brenner* zum Fortbestand der Zeitschrift würde auch nicht-österreichische vertriebene Intellektuelle aus Mitteleuropa interessieren. Fickers, den Herausgebern seiner Briefe unbekannt gebliebenes, Schreiben verdient auch deshalb Beachtung, weil es, neben Briefen an Kurt Horwitz und Werner Kraft, eines der wenigen ist, die der Herausgeber des *Brenner* nach 1945 an Vertriebene gerichtet hat.<sup>6</sup>

Der in dem Abdruck nicht datierte Brief (wohl von Ende 1949)<sup>7</sup> ist in Nr. 7 des 16. Jahrgangs (am 17. Februar 1950) erschienen:<sup>8</sup>

## Das Sterben einer Zeitschrift

Der nachfolgende Brief wurde uns von Professor **Robert Rie** von der Bradley University in Peoria, Ill. übersandt, der die österreichische Zeitschrift „*Brenner*“ zutreffend eine der feinsten katholischen Veröffentlichungen nennt, die stets für nobelste Geisteshaltung eingetreten ist und auch Nichtkatholiken ganz anderer

Gesinnung zu Worte kommen liess. Georg Trakl und Karl Kraus haben in ihm veröffentlicht oder sind darin zuerst gewürdigt worden.

*Sehr geehrter Herr Professor:*

Zu meinem lebhaften Bedauern muss ich Ihnen mitteilen, dass so gut wie keine Aussicht mehr besteht, den „Brenner“ weiter erscheinen lassen zu können. Zwar fehlt es mir nicht an Beiträgen für eine neue Folge, die ich gerne noch herausgebracht hätte als Abschluss einer Lebensaufgabe, die mich *vierzig Jahre* lang beschäftigt hat. Aber auch darauf werde ich wahrscheinlich verzichten müssen. Die Herstellungskosten sind zu hoch, das Absatzgebiet zu klein und die Kaufkraft der ohnehin dünn gesäten Intellektuellen-Kreise, die sich für den „Brenner“ *i n t e r e s s i e r t* haben, dahingeschwunden. Meine eigenen Mittel und Kräfte sind erschöpft, und so bleibt mir nichts übrig, als der Verzicht, der mir Siebzijährigem und heute völlig Verarmtem indes nicht schwer fällt. Darf ich noch die Hoffnung haben, dass das Opfer, das ich gebracht, und die Saat, die ich gesät, nicht umsonst gewesen sind und im Gedächtnis derer, die guten Willens sind, einmal Früchte tragen werden. ...

**Ludwig Ficker.**

Die Argumentation des Briefes in Hinsicht auf die ökonomischen Gründe für das Nicht-Erscheinen der Zeitschrift findet sich, etwas präzisiert, auch, allerdings nach der Veröffentlichung der 12. Folge, in dem Brief an Wilhelm Kütemeyer vom 10. Januar 1950.<sup>9</sup>

Als Rezeptionszeugnis fast noch interessanter als der zitierte Brief ist eine wenige Wochen später im *Aufbau* – am 24. März 1950 in Nr. 12 des Jahrgangs – erschienene Replik auf den Brief Fickers an Rie:

#### **Lob des „Brenner“**

Hier bin ich mit dem „Aufbau“ nicht einverstanden. In der Ausgabe vom 17. Februar ist die Bezeichnung „Das Sterben einer Zeitschrift“ hart und unangebracht für den „Brenner“, der meines Wissens seit der neunten und letzten Folge vor mehr denn zwanzig Jahren konstant schwieg.

„Der Brenner“ hat sich in ganz hervorragender Weise für den damals noch wenig oder nur durch „Das Tagebuch eines Verführers“ bekannten dänischen Geistlichen und Religionspsychologen Soeren Kierkegaard, einen von Hegel beeinflussten protestantischen Kritiker des Christentums seiner Zeit eingesetzt. Dies ist viel bezeichnender für die mutige Gesinnung und den Geist dieser immerhin katholischen Zeitschrift als der Hinweis auf Karl Kraus, der seit Jahren seine Intellektuellen-Gemeinde hatte. Kraus hat sich – vom Judentum distanziert – in seiner eigenen Zeitschrift „Die Fackel“, Wien, genügend selbst hervorgehoben.

Das Dreigestirn Kraus-Kerr-Harden ist manchem von uns noch bekannt. Es war Alfred Kerr, der das letzte seiner „Pan“-Hefte mit dem Satz abschloss: „Der ‚Pan‘ erscheint immer“.

„Der Brenner“, Innsbruck, als Ausdruck eines besonders verantwortungsbewussten Gewissens zwischen Nord und Süd ist ein Sinnbild edelster Werte in der sich zersetzenden geistigen Welt Europas. Er verdiente nicht eine vorzeitige Todesanzeige, sondern weitgehendste Unterstützung und Ermunterung eines Blattes, das die europäische Kultur-Tradition so hoch hält wie der „Aufbau“. Die den „Brenner“ und seinen Kreis gekannt haben, werden sein Wiedererscheinen sicherlich dankbar begrüßen und zu ihm stehen.

Joseph J. Baschinski  
(St. Louis, Mo.).

Wiewohl die Stoßrichtung dieser Apologie für den *Brenner* – deren Titel mit Sicherheit vom *Aufbau* stammt – nicht ganz klar wird, war doch der redaktionelle Vorspann zu Fickers Brief alles eher denn polemisch gewesen, ist dieses Lob der Ficker'schen Zeitschrift aus dem Exil – übrigens aus einer Stadt, die nicht ein Zentrum der deutschsprachigen Emigration gewesen ist – doch bemerkenswert.

Die eher abwertenden Bemerkungen Baschinskis über Kraus, zumal die Vergleiche mit Harden und Kerr, lassen bei aller Anerkennung eine gewisse Distanz zu wichtigen Positionen Fickers erkennen. Auffällig ist die besondere Hervorhebung der Kierkegaard-Beiträge (meist Übersetzungen von Haecker), deren letzter übrigens im *Brenner* (8. Folge) von 1923 stand. Auf jeden Fall irrt Baschinski in Hinblick auf das Verstummen des *Brenner*, denn er übersieht immerhin die Folgen 10 bis 17; die erwähnte 9. Folge war schon 1925 erschienen. (Auch Rie spricht übrigens nicht ausdrücklich von den beiden *Brenner*-Folgen aus den Jahren 1946 und 1948, obwohl sie vermutlich der Anlass für seinen Briefwechsel mit Ficker gewesen sind.) Aus diesem Irrtum Baschinskis lässt sich vielleicht die Vermutung ableiten, er sei nur ein gelegentlicher Leser der Innsbrucker Zeitschrift gewesen; die Erinnerungslücke kann aber eben so gut auf die Umstände der Flucht, auf den Verlust der Bibliothek usw. zurück zu führen sein.

Der Name des Verfassers ist in den in Frage kommenden Nachschlagewerken nicht verzeichnet; im *Aufbau* ist sonst nichts von ihm enthalten.<sup>10</sup> Ebenso wenig scheint der Name Baschinski in den Katalogen des Brenner-Archivs auf. Manche Formulierungen und Anspielungen lassen auf eine nicht-österreichische Herkunft des Leserbriefschreibers schließen, doch bleibt das eine Vermutung.

Die beiden durch Zufall gefundenen und hier zugänglich gemachten Dokumente zeigen, dass die Bedeutung von Fickers Zeitschrift auch für die zumeist jüdischen Intellektuellen, die den *Aufbau* gelesen und geschrieben haben, außer Frage stand. Vor allem der Protest gegen die Tot-Erklärung lässt auch Hoffnungen erkennen, die Vertriebene auf die Stimme der Innsbrucker Zeitschrift setzten.<sup>11</sup>

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Elke Lorenz: „Sei Ich ihr, sei mein Bote.“ Der Briefwechsel zwischen Sidonie Nádherný und Albert Bloch. München: Iudicium 2002, S. 220, 274.
- <sup>2</sup> Brief Blochs an Ficker vom 16. September 1947; Ludwig von Ficker: Briefwechsel 1940–1967 [Briefwechsel 4]. Hg. v. Martin Alber, Walter Methlagl, Anton Unterkircher, Franz Seyr, Ignaz Zangerle. Innsbruck: Haymon 1996 (= Brenner-Studien 15), S. 164f.
- <sup>3</sup> Zu Rie vgl. Siglinde Bolbecher, Konstantin Kaiser: Lexikon der österreichischen Exilliteratur. Wien: Deuticke 2000, S. 539.
- <sup>4</sup> Allerdings muss Rie den *Aufbau* über die Nicht-Reaktivierung Nadlers an der Universität Wien informiert haben, denn die Zeitschrift (Jg. 16, Nr. 11, 17.3.1950, S. 20) dankt ihm für diese Mitteilung.
- <sup>5</sup> Zum *Aufbau* vgl. u. a. Christoph Eykman: Manfred George und der *Aufbau*: Ihre Bedeutung für die deutsche Exilliteratur in den USA. In: John M. Spalek; Joseph Strelka (Hg.): Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933. Band 2: New York. Teil 2. Bern: Francke 1989. S. 1385–1402. Eine Sammlung wichtiger Beiträge aus der Zeitschrift bietet Will Schaber (Hg.): *Aufbau. Reconstruction. Dokumente einer Kultur im Exil*. New York: Overlook und Köln: Kiepenheuer & Witsch 1972. Der *Aufbau* ist jetzt auch digitalisiert zugänglich: <http://deposit.ddb.de/online/exil/exil.htm>.
- <sup>6</sup> Mindestens sind in Ficker (Anm. 2) nur wenige Briefe an solche Adressaten aufgenommen.
- <sup>7</sup> Ob sich der Brief im Nachlass Ries, der sich in der Daniel Reed Library des State University College at Fredonia (N.Y.) befindet (Bolbecher/Kaiser, Anm. 3), erhalten hat, habe ich für diese Misczelle nicht ermitteln können. Im Brenner-Archiv liegt weder Korrespondenz von noch an Rie. In den siebziger Jahren hat Rie übrigens das Brenner-Archiv besucht.
- <sup>8</sup> Der Abdruck folgt in allen Einzelheiten auch der Orthografie dem *Aufbau*; lediglich die Anführungszeichen wurden den in den *Mitteilungen* verwendeten angeglichen. Vermutlich haben Rie oder die Zeitschrift am Ende gekürzt, mindestens die Grußformel.
- <sup>9</sup> Ficker (Anm. 2), S. 201f.
- <sup>10</sup> Auch über die in Anm. 5 angeführte, mehrere Exilzeitschriften erschließende Datenbank waren keine weiteren Beiträge Baschinskis zu ermitteln; ich habe allerdings Zweifel an der Verlässlichkeit des Suchprogramms (oder meines Umgehens damit).
- <sup>11</sup> Für Auskünfte danke ich Dr. Ursula Seeber von der österreichischen Exilbibliothek im Literaturhaus Wien.

# 日本

nach Japan

# Japan im Herbst – Wagnis und Höhepunkt Oder: Spaziergänge mit Furui Yoshikichi von Erika Wimmer (Innsbruck)

Das Literaturhaus am Inn veranstaltete im vergangenen Herbst eine Serie von Lesungen, Aktionen und Gesprächsrunden, die sich mit Beispielen aus der zeitgenössischen japanischen Literatur einerseits, dem vielfach durch Klischees getrübbten Blick westlicher Menschen nach Japan andererseits beschäftigte. Dieser Japan-Schwerpunkt im Bereich der Literatur war eingebettet in einen größeren Zusammenhang. In Schwaz und Innsbruck traten fast ein ganzes Jahr lang in geballter Form japanische Musiker und bildende Künstler auf, es wurden japanische Filme gezeigt, japanische Architektur, Schmuckkunst und Blumensteckkunst vorgeführt. Die Literatur ging – was das Publikumsinteresse angeht – ohne großen Rummel, jedoch wach und konzentriert über die Bühne.

Es ist ein Wagnis, fremdsprachige Literatur zu präsentieren, findet doch erfahrungsgemäß bereits die bundesdeutsche Literatur hierzulande leider nur zögernd und allenfalls hinsichtlich *großer Namen* beim sonst durchaus aktiven Lesepublikum Interesse. Was man nicht kennt, ignoriert man eben gern und lässt sich auf diese Weise so manchen Leckerbissen entgehen.

Die näher Befassten sehen jedoch in der Einladung fremdsprachiger Autorinnen und Autoren meist schon deshalb einen Höhepunkt, weil sich in der vorbereitenden Phase neue und interessante Kontakte ergeben. Darüber hinaus ist die Begegnung mit Künstlern eines anderen Kulturkreises fast immer durch besondere Erlebnisse persönlicher Art gekennzeichnet. Und natürlich gefällt man sich als Veranstalter in der Rolle dessen, der dem heimischen Publikum Unbekanntes und damit Besonderes erstmals zu präsentieren vermag.

Soweit einige vorausgehende, durchaus auch selbstkritisch zu verstehende Bemerkungen. Denn schließlich treibt man als Kulturvermittler mit ‚Exotischem‘ manchmal einen Aufwand, den man ‚Herkömmlichem‘ (deshalb aber nicht minder Interessantem) nicht ohne weiteres angedeihen lassen würde. Und damit schließt sich der Kreis hin zum „Exotismus“, einem Themenbereich, den wir durch „Japan im Herbst“ aus verschiedenen Blickwinkeln ausleuchten wollten.

Im folgenden möchte ich jene Veranstaltungen, die durch die Anwesenheit japanischer Autorinnen und Autoren zu den Höhepunkten der Japan-Reihe gehörten, kurz Revue passieren lassen. Die Homepage des Literaturhauses gibt Auskunft über das gesamte Programm (<http://literaturhaus.uibk.ac.at>), an dem auch bedeutende österreichische Schriftstellerinnen und Schriftsteller beteiligt waren. Die nachfolgenden Beiträge von Manfred Nikolussi, Renate Giacomuzzi und Lisette Gebhardt stellen darüber hinaus eine tiefer gehende Nachlese dar, sie verweisen auf die zentralen, im Verlauf des Schwerpunktes wiederkehrenden Themen und Fragestellungen.

Die Eröffnung des literarischen Japan-Schwerpunktes wurde von zwei am Tiroler Landestheater beschäftigten japanischen Musikern, Saiko Kawano und Oishi Toshio, durch eine Darbietung der besonderen Art bereichert: Es wurden japanische Volkslieder vorgetragen (Stimme und Violine), wobei die musikalische Bearbeitung der in Japan gängigen Lieder dem klassisch-europäischen Musikgenre angeglichen wurde.

Während Manfred Nikolussi sich in seinem anlässlich der Eröffnungsveranstaltung am 19. September gehaltenen Vortrag mit der historischen Entwicklung des westlichen Blickes nach Japan beschäftigt, führt Renate Giacomuzzi 13 spezifische Sichtweisen österreichischer Autorinnen und Autoren wie etwa Robert Menasse, Sabine Gruber, Peter Rosei und Elfriede Czurda vor: Anlaß hierfür war eine Plakatserie mit Kurztexten, die – übrigens vorwiegend eigens für die Serie verfasst – unter dem Motto „nach Japan“ standen. Alle Autorinnen und Autoren verarbeiteten Impressionen, die sie von kurzen oder längeren Aufenthalten in Japan mitgebracht hatten. Die Plakatserie des Literaturhauses (Textredaktion Renate und Peter Giacomuzzi, Grafik Kurt Höretzeder) wurde einerseits während des gesamten Japan-Schwerpunktes in Innsbruck und Schwaz verbreitet, andererseits im Jänner 2003 auch in der Galerie der Österreichischen Botschaft Tokyo/Kulturforum ausgestellt (Interessenten können die Plakate noch im Literaturhaus am Inn erhalten).

Mit der Japanologin Lisette Gebhardt, Professorin an der Universität Frankfurt am Main, die am 18. November einen Vortrag zum japanischen Romancier Furui Yoshikichi hielt und ein öffentliches Gespräch mit dem Autor führte, konnten wir eine Expertin für japanische Literatur für unseren Schwerpunkt gewinnen. Ihre hier gedruckte Vorstellung sei stellvertretend für die Präsentationen zu den anderen drei anwesenden japanischen Autorinnen und Autoren – Ikezawa Natsuki, Ito Hiromi und Tawada Yoko – gedacht. Furui Yoshikichi gilt als einer der wichtigsten Vertreter der „introvertierten Generation“ in Japan, in seinen Romanen befasst er sich mit der Psychologie des Menschen im Spannungsfeld zwischen moderner, hochtechnisierter Großstadt und einer noch archaisch und spirituell verwurzelten Gesellschaft. Ikezawa

Notizen über  
des Inoue

Der Mann ist der Frau recht  
nie eine Freude und  
handelt.

Es kriegt dich mal, die  
Tafel hat keine ge-  
schrieben.

Die Seele der gefallenen  
Soldaten ist ein  
Kriegsgefangener.

Die Reden des Baban-  
Loddes werden heute da  
steht es vor der Seibtei.

Der Grafelien und der Seibtei  
des Inoue, die sind  
Shimoda - die sind

il hierher umgezogen ist.

Hier liegt der die Seibtei,  
Inoue und die Toki mit

Natsuki andererseits repräsentiert eine wachsende Gruppe japanischer Autoren, die nationalen und internationalen politisch-gesellschaftlichen Vorgängen – mitunter ironisch und sarkastisch – auf den Zahn fühlen. Einer der führenden Kenner der japanischen Literatur im deutschen Sprachraum, Peter Pörtner, Universitäts-Professor und Leiter des Japan-Zentrums in München, vermittelte Ikezawas politische Literatur und entlockte dem vielfach ausgezeichneten Autor nach der Lesung aus dem übersetzten Roman *Aufstieg und Fall des Macias Guili* signifikante Aussagen über das Verhältnis japanischer Intellektueller zur Politik ihres Landes. Bekannt ist, dass eine überdurchschnittliche Zahl von Frauen die japanische Literaturlandschaft prägen, Grund genug, einen Schwerpunkt im Schwerpunkt (2 Abende) den japanischen Autorinnen, ihren Themen und Schreibweisen zu widmen. Neben der in Innsbruck lebenden japanischen Literaturwissenschaftlerin Ogata Yoko und der deutschen Kultur-Journalistin Sabine Grimkowski debattierte Tawada Yoko zum Thema „Sex und Gewalt, keine Tabus?“.

den Besuch  
- Grotes

1118  
 Verbreit.  
 Der Kunstprosa hat die Sprache  
 als Tolle adoptiert. Dichtung  
 schreibt in (Kamijiro), in Song  
 oder de Kunstprosa -  
 Worte d. t. Sub. Der Kähler.  
 Teil wurde a. zwei Teile -  
 Der Mode: 1. Weise und freie  
 Modestie wie ein geistliche  
 Nachbarn  
 Da durch de. kalte, kalte  
 Taschen wald viele Leinwand  
 und Kunst. (14130)  
 Tiedeloh, beschubp. Unit Weise  
 Skie, made ab. Kugel etc  
 Das Modell das so hma.  
 zuerst ein kleine Holz wald,  
 (597)

Gerhard Roth

Zahl von Frauen die japanische Literaturlandschaft prägen, Grund genug, einen Schwerpunkt im Schwerpunkt (2 Abende) den japanischen Autorinnen, ihren Themen und Schreibweisen zu widmen. Neben der in Innsbruck lebenden japanischen Literaturwissenschaftlerin Ogata Yoko und der deutschen Kultur-Journalistin Sabine Grimkowski debattierte Tawada Yoko zum Thema „Sex und Gewalt, keine Tabus?“. Die durch ihre viel beachteten Bücher bekannte Schriftstellerin Tawada Yoko war es auch, die Ito Hiromi, eine der eigenwilligsten unter den zeitgenössischen japanischen Dichterinnen, vorstellte und dem Publikum sprachlich vermittelte. Es zeigte sich, dass es in Japan vielfach gerade die Frauen sind, die in der Literatur grenzüberschreitend und damit auch sprachlich innovativ wirken. Wenn man bedenkt, dass das Bild der unterdrückten japanischen Frau hierzulande durchaus zu den gängigen zählt – nicht zu Unrecht, wie Ogata Yoko versicherte – ist dies umso bemerkenswerter, legt es doch nahe, dass die japanischen Autorinnen bewusst an den herkömmlichen Rollenzuschreibungen rütteln und so allmählich den in der japanischen Gesellschaft akzeptierten Handlungsspielraum von Frauen zu erweitern trachten.

Die literarische Performance von Ito Hiromi, einer seit mehreren Jahren in Kalifornien lebenden Japanerin, gehört zu dem eindrücklichsten, was im Literaturhaus jemals präsentiert wurde. Zwei Bücher von Ito sind im österreichischen Residenz Verlag (*Mutter töten*, 1993, und *Das anarchische Aschenputtel*, 1999) in deutscher Übersetzung erschienen. Wie die Buchtitel schon andeuten und die Texte überdies unter Beweis stellen, unterwandert Ito das tradierte Bild

der angepassten, dienenden Hausfrau und Mutter. In ihrer sehr schlicht gehaltenen, ohne schrille Modernität auskommenden Textperformance kam jedoch noch ein weiterer Aspekt zum Ausdruck: Ito stellt auch die Literatur als eine sich über das gewöhnliche Leben (einer Frau, eines Mannes, eines Kindes) erhebende Kunstform in Frage. Der Text wird direkt aus dem Alltag geschöpft, die Gestaltung des sprachlichen Materials wirkt unmittelbar auf eben diesen Alltag zurück. Leben und Literatur fließen ineinander, die mündliche Erzählung des persönlich Erlebten nimmt, ohne dass die Hörer den Übergang festmachen könnten, die Gestalt einer ästhetisch genau kalkulierten Komposition an. So kommt etwa Itos Poesie wie der Gesang der Großmutter daher, von der die Dichterin gerade erzählt hat. Oder das Gedicht wird zum Schrei des Kindes, der Schrei der Mutter fällt als geformtes Sprachgebilde über das Kind her. Weder der Schrei der Mutter noch der des Kindes wird begründet oder gar in einen Zusammenhang gestellt. Die Dichtung der Ito Hiromi beschönigt nicht, sie verschont auch nicht, sie enthält sich auf radikale Weise einer moralischen Beurteilung. Interessant war, dass es nur einer geringfügigen sprachlichen Vermittlung durch Tawada Yoko bedurfte, um die japanisch und englisch gesprochene Dichtung Itos verstehen zu können.

Sowohl Ito als auch Ikezawa und Furui machten in ihren auf Japanisch gehaltenen Lesungen deutlich, dass der Klang der fremden Sprache eine ganz eigene Aussagekraft besitzt. Neben Itos Performance war es besonders Furui Yoshikichis Vortrag aus seinem Buch *Hijiri* (1976; deutsche Ausgabe *Der Heilige*, 1993), der als gesungene Sprache – eine durch die Situationsdramatik des Romans gestützte, wellenartig wiederkehrende Klage – eine Faszination ausübte, welcher in der deutschen Version nicht annähernd entsprochen wurde. Eine solche Entsprechung war natürlich auch nicht beabsichtigt, war es doch eine Spezialität der japanischen Gäste, gerade durch die unnachahmliche Musikalität ihrer Sprache jenseits von logischer Nachvollziehbarkeit beim Publikum Widerhall zu erzeugen. Ito, Tawada, Furui und Ikezawa waren sich, wie man auch gesprächsweise überprüfen konnte, dieser Wirkung durchaus bewusst.

Beredet schweigsam gestalteten sich, dies sei zum Schluß angemerkt, die Spaziergänge, die die Veranstalterin mit dem Autor Furui Yoshikichi während seines Aufenthaltes in Innsbruck unternahm. Weder die deutsche noch die englische Sprache erwiesen sich als taugliche Instrumente, um eine sich auf differenzierte Inhalte beziehende Unterhaltung zu führen. Die Veranstalterin, die des Japanischen nicht mächtig ist, freute sich darüber, dass Herr Furui, aufgrund seiner ehemaligen Übersetzertätigkeit, über ausreichend gute Deutschkenntnisse verfügte, um Notwendiges und sich spontan Ergebendes mühelos mitzuteilen bzw. zu verstehen. Vielfach aber wurde geschwiegen, manches wurde nur durch Gestik und Mimik ausgetauscht. Ohne großen verbalen Aufwand wurden die abendliche Innsbrucker Altstadt, der nächtliche Rathausurm, das sonnendurchflutete Innufer, die von Regen getriebene Fahrt über Mühlau nach Hall sowie ein ausgedehnter Rundgang durch das mittelalterliche Städtchen umso mehr zum Erlebnis, auch – oder vielleicht vor allem? – für die Veranstalterin. So hat sie Innsbruck und seine Umgebung noch nicht gesehen, mit diesen neugierigen Augen, diesem unbelasteten Blick.

Neben der Tatsache also, dass es eine Freude und Ehre war, einige bedeutende japanische Autorinnen und Autoren als Gäste begrüßen zu dürfen, neben der Tatsache auch, dass das Publikum die Veranstaltungen augenscheinlich zu schätzen wusste, war der Perspektivewechsel, den interkulturelle Kulturarbeit wohl immer mit sich bringt, tatsächlich ein Höhepunkt.

Wir danken der Japan Foundation, der Japanischen Botschaft in Wien und dem Japanischen Kulturinstitut in Köln für die gewährte ideelle und finanzielle Hilfe. Sondersubventionen des Landes Tirol, der Stadt Innsbruck und des Bundeskanzleramtes ermöglichten diese Veranstaltungs-Reihe, wofür ebenfalls herzlich gedankt sei.

Für die Erlaubnis, die folgenden Texte abzdrukken, danken die Herausgeber:

Manfred Nikolussi: Studium in Japan (Forschungsstipendium des japanischen Wissenschaftsministeriums Monbushō), Lektor für Deutsch und Englisch in Osaka und Tokyo, Lektor für Deutsch als Fremdsprache und Japanisch an der Universität Innsbruck, Übersetzer und Dolmetscher (Englisch, Japanisch).

Dr. Renate Giacomuzzi: lebt seit 13 Jahren in Tokyo und arbeitet als Assistant Professor an der Deutschen Abteilung der Nihon Universität. Publikationen hauptsächlich zum Japanbild im Westen, u. a: Die japanische Literatur in deutschsprachigen Printmedien. In: Japanstudien. Band 8. München 1996 (Iudicium); Zu Imagologie und Motivforschung aus der Sicht der Geschlechterforschung am Beispiel westlicher Japanliteratur. 10. Internationaler Germanistenkongress Wien, September 2000; Abenteuer in Japan von Max Brod (1938). In: Ostasienrezeption im Schatten der Weltkriege. Hg. v. Walter Gebhard. München 2003 (Iudicium).

Prof. Dr. Lisette Gebhardt: lehrt an der Universität Frankfurt am Main und befaßt sich mit japanischer Kultur der Moderne/Gegenwart, insbesondere mit dem Bezug von Literatur und Religion sowie mit historischen und aktuellen Orientalismen und dem Identitätsdiskurs japanischer Intellektueller; zuletzt erschienen: Japans Neue Spiritualität. Wiesbaden: Harrassowitz 2001.

Die graphischen Elemente auf diesen Seiten stammen aus der Plakatserie "nach japan", herausgegeben vom Literaturhaus am Inn. Textredaktion: Peter und Renate Giacomuzzi, Graphik: Kurt Höretzeder.



# Japan – das imaginierte Fremde: Mythos, Klischee, Projektion von Manfred Nikolussi (Innsbruck)

Die Geschichte des europäisch-japanischen Kulturaustausches – diese Geschichte steht paradigmatisch für die europäisch-amerikanische Konfrontation mit dem Fremden. Aus der Perspektive des Westens ist Japan das Fremde *par excellence*.

Für die portugiesischen Seefahrer und Händler, die sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts auf den Weg nach Asien gemacht hatten, vollzog sich die Annäherung an dieses Fremde in vielen gescheiterten und manchen gelungenen Expeditionen des Entdeckens, des Eroberns, des Erkundens. Wie schon Kolumbus vor ihnen wussten die Portugiesen, was sie suchten. Auch hätte, ohne Aussicht auf materiellen Gewinn, keiner ihrer Matrosen die unsicheren Planken eines Schiffes betreten. „Zipangu“, hatte Marco Polo in dem Bericht seiner Reise nach China geschrieben,

ist eine sehr große Insel im östlichen Ozean. [...] Die Einwohner der Insel haben eine helle Gesichtsfarbe und gute Sitten. [...] Gold gibt es bei ihnen in größtem Überfluss [...]. Das Dach des Palastes ist vollständig mit Goldplatten bedeckt; auch die Decken der Säle sind aus demselben kostbaren Metall. [...] Auf der Insel Zipangu gibt es auch sehr viele Perlen, die rot, rund und sehr groß sind; diese erzielen einen noch höheren Preis als die weißen Perlen.

Auf der Suche nach dem Gold und den Perlen von Zipangu hat Kolumbus bekanntlich weder Japan noch China noch Indien entdeckt – auch wenn er dies bis zu seinem Tod geglaubt haben soll. Japan konnte noch einmal aufatmen.

Freilich nicht lange. Schon 1543 landeten die ersten portugiesischen Kaufleute auf der südjapanischen Insel Tanegashima, Gold fanden sie keines. Aber es dauerte trotzdem nicht lange, bis erste Kunde von den japanischen Inseln nach Indien drang, wo sich im Gefolge der portugiesischen Seefahrer und Händler die ersten Missionare eingefunden hatten.

1549 landet der spanische Jesuit Francisco Xavier, bei uns bekannt unter dem Namen Franz Xaver, in Kagoshima. In seinem ersten Bericht heißt es über die Japaner:

Dieses Volk tut es allen neuentdeckten Nationen an Frömmigkeit bevor, so dass ich glaube, es gebe keine barbarische Nation, die es an natürlicher Güte übertreffe. Sie haben eine gute Gemütsart und einen Abscheu vor allem Betrage. [...] Sie sind zwar meistens arm: aber die Armut gereicht niemandem zur Schande. [...] Sie sind in der Kost sparsam und mäßig: nicht so im Trunke. [...] Die meisten können lesen; was viel dazu hilft, dass sie die Gebetsformeln und die Hauptstücke unserer Religion leicht fassen. Sie haben jeder nur ein Weib. [...] Sie sind [...] sehr lehrbegierig. Sie hören sehr gern von Gott und den göttlichen Dingen reden.

Diese in viele Sprachen übersetzten und in ganz Europa neugierig gelesenen Briefe und Jahresberichte, die *Litterae Annuae* der Jesuiten, schildern Japan, seine Menschen und seine Kultur in den leuchtendsten Farben. Dass die Portugiesen von diesem Land am Ende der Welt beeindruckt waren, ist mehr als verständlich, wenn man bedenkt, dass sie aus einem der unterentwickeltesten Länder, dem Armenhaus des Abendlandes, aufgebrochen waren. Nach einhelliger Auffassung der europäischen Reisenden fehlte den Japanern zur Vollendung nur eines: die Segnungen des Christentums.

Die Mythen und Projektionen, die hinter den Schilderungen der Missionare durchscheinen, teilen uns, unabhängig vom Wahrheitsgehalt ihrer Berichte, letztlich ebensoviel über ihre Urheber mit wie über Japan und seine Kultur. Rousseau sollte zwei Jahrhunderte später in seiner *Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit des Menschen* (1755) den Eurozentrismus der Weltreisenden des Abendlandes folgendermaßen kritisieren:

Außer durch diese Nachrichten [der Jesuiten] kennen wir die ostindischen Völker [nämlich Japan und China] gar nicht, denn sie werden immer von Europäern besucht, die begieriger sind, ihren Beutel als ihren Kopf anzufüllen.

Trotz der hymnischen Schilderungen der ersten Missionare ergibt eine genauere Analyse, dass sie es gewohnt sind, alles Fremde durch die Brille des wertenden Kulturvergleichs zu sehen. Das Selbstbewusstsein ihrer christlichen Kultur war so maßlos, dass sie unbe-sehen davon ausgingen, Menschen einer völlig anderen Kultur würden, vorzugsweise von einer Minute auf die nächste, von ihrem eigenen Glauben ablassen und sich den unmittelbar einleuchtenden Wahrheiten des Christentums verschreiben.

Nur selten dienten die damaligen Berichte aus der Ferne ausschließlich sachlicher Information. Vielmehr waren sie Fluchtpunkt regressiver Fantasien, die die Reisenden die Strapazen leichter ertragen ließen, die sie auf sich genommen hatten. – Und die Daheimgebliebenen ließ die Flucht in den Exotismus der geheimnisvollen Fremde die Malaise der eigenen Existenz vergessen.

Die Schilderungen der von regressiven Wunschvorstellungen und religiösen Sehnsüchten motivierten Missionare evo-zieren beim klassisch vorgebil-deten Leser Bilder von Hesiods „glückseligen Inseln“, von der Wiederentdeckung des verlorenen Paradieses und anderen mythischen

in dem Tal, breiter als das Almtal, in welches hinabzusteigen ist über glitschiges, von Wasserfällen durchzogenes Gelände und in welchem gefingerte Luftwurzeln Halt bieten, wissen sich die Hochwässer abgehalten, in die Reisfelder überzuschwappen: vor den Flußschlingen sind im Uferwasser exakt versetzte Reihen von manngroßen Felskegeln postiert worden; könnten vor Wachsamkeit versteinerte Wachtrupps der Ritterzeit sein. oder im Erwachen inmitten von Almen aus dem Fenster schauen? ein Asiate trägt durch hohes Almschilf ein schlafendes Kind; hast noch nicht recht wahrgenommen oder im Schlaf vergessen, daß auf fernöstlichen Almen Asiaten die Einheimischen sind!

Julian Schüttling

Orten des Glücks. Regressive Fantasien dieser Art bergen in ihrem Kern jedoch bereits den Keim der Zerstörung; auf die Dauer vermag es die Wirklichkeit nicht, der Maßlosigkeit des Wunsches zu entsprechen.

Als die Japaner im Laufe der Zeit zu der Auffassung gelangten, dass nach den Händlern und Missionaren die Soldaten des Kolonialismus auf der Bühne erscheinen könnten, entledigten sie sich ab etwa 1580 der katholischen Missionare und der christianisierten einheimischen Bevölkerung mit zum Teil mörderischer Konsequenz. Die Portugiesen mussten zur Kenntnis nehmen, dass Japan sich nicht erobern ließ. In der Folge sollte es sich auch dem erkundenden Zugriff für fast ein Vierteljahrtausend entziehen.

Eine der Folgen des gescheiterten Missionsprojekts war die große Zahl (39 bis 1835) von so genannten japanischen Jesuitendramen, die besonders in Süddeutschland und Österreich aufgeführt wurden und die den sittlichen Triumph der japanischen Märtyrer auf die Bühne brachten. Das erste dieser Dramen, *Christianomichia Japonensis*, stammt aus dem Jahr 1638.

Die Ereignisse, die Vertreibung aus dem Paradies der Mythen und Projektionen, führten zu einem abrupten Wandel des europäischen Blicks auf Japan. Bereits 1585, im Traktat über die *Kulturgegensätze Europa-Japan* aus der Feder des Missionars Luis Frois, kündigt sich die radikal veränderte Sichtweise an. Das Fremde wird nicht länger bewundernd beschrieben, fortan wird es ausgegrenzt, dem Eigenen gegenübergestellt und entwertet. Die ursprüngliche Faszination wandelt sich in Verstörung, die staunende Offenheit für das Neue endet in der Abgrenzung vom behaupteten Widersinn des Anderen.

Die verunsicherten Missionare begannen, die komplexe Welt Japans auf ein Inventar einfacher Elemente zu reduzieren, die sich, nach Art unserer Reiseführer, unter Kapiteln wie Religion, Geschlechter, Kinder, Essgewohnheiten, Waffen und Kriegführung zusammenfassen ließen. In zunehmendem Maße wurden negative Werturteile gefällt, die die Differenzen zwischen der eigenen und der fremden Kultur betonten. Das westliche Japanbild sollte bis in die Gegenwart herauf von dieser verhängnisvollen Entwicklung geprägt sein. Ursache allen japanischen Übels ist ab diesem Zeitpunkt nicht länger das eigene Ungenügen, sondern das intransigente Andersein „der Japaner“. Galt etwa in den frühen Sendbriefen die japanische Frau noch als tugendhaft, so legt sie nunmehr keinen Wert auf ihre jungfräuliche Reinheit vor der Ehe, die Töchter gehen allein aus dem Haus, Abtreibung und Kindestötung, so wird jetzt entsetzt vermeldet, seien allgemein üblich. Waren die Männer früher auf ihre Ehre bedachte, stolze und tapfere Kämpfer, so ist es jetzt ihre Grausamkeit, die sie kennzeichnet. Und natürlich – wie könnte es anders sein – fehlt auch nicht der obligate Hinweis auf die Absurdität des „Seppuku“, des rituellen Selbstmords.

Gemessen an der imposanten Statur des kulturbringenden Europäers sind plötzlich die Nasen der Japaner zu niedrig, ihre Beine zu kurz. Solche diskriminierenden Beschreibungen, die mehr über den Kundschafter verraten als über die zu Erkundenden, sucht man in der frühen Missionskorrespondenz vergeblich, und gerade von Frois hätte man sie nach mehr als zwei Jahrzehnten Aufenthalt in Japan nicht erwartet.

Die Folgen der europäischen Arroganz sind bekannt: Japan verweigert sich den Kolonisationsversuchen des Westens. Japans geografische Lage an der Peripherie des sich herausbildenden kolonialisierten Universums erweist sich als Vorteil. Das für fast ein Vierteljahrtausend abgeriegelte Land sollte sich für lange Zeit als nur schwer assimilierbarer Fremdkörper im europäischen Bewusstsein erweisen. Bis zur Öffnung des Landes um die Mitte des 19. Jahrhunderts bleibt die niederländische Ostindische Compagnie auf der streng überwachten künstlichen Insel Deshima das einzige Tor, durch das Informationen aus Japan nach Europa dringen.

Gleichwohl markiert die Zeit des „Sakoku“, der Abschließungspolitik, den Beginn der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Japan. Gekennzeichnet ist diese Auseinandersetzung durch die Arbeiten von Männern wie Engelbert Kaempfer und Franz von Siebold. Auch sie sind nicht frei von Klischees und Projektionen – eines der Werke Kaempfers erschien unter dem Titel *Amoenitatum Exoticarum, Politico-Physico-Medicarum* (Lemgo, 1712); besser bekannt wurde es in der Folge unter dem Titel *Amoenitates exoticae* (frei übersetzt: „Der Liebreiz der Fremde“).

Kaempfers Anspruch auf Wissenschaftlichkeit ist dennoch offenkundig. In Europa wird sein Werk zum Ausgangspunkt vielfältigster Diskurse. Die Liste der Namen seiner Rezipienten ist beeindruckend: Montesquieu, Voltaire, Diderot, Rousseau, d'Alembert, Kant. Kant etwa zeigt in seiner Schrift *Zum ewigen Frieden* (1795) Verständnis dafür, dass die Regierung Japans sich das Recht nahm, den Zugang zu ihrem Land einzuschränken, auch wenn dies der aufgeklärten Idee des freien Verkehrs von Menschen, Ideen und Waren widersprach.

Die fiktive Reiseliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts plünderte Kaempfers und Siebolds Schriften hemmungslos aus. Exotische Schauplätze dienten ihr als Bühne, spezifisch europäische Probleme abzuhandeln. Kaempfer hatte, so wie Xavier, die Japaner als ein Volk dargestellt, das „an Sitten, Tugenden, Künsten und feinem Betragen“ allen anderen Völkern überlegen sei. Dieser Auffassung mochte im 18. Jahrhundert kaum jemand zustimmen. Europa habe, so Voltaire, die verlorene Zeit wieder nachgeholt. Auf der jetzigen Stufe der Kultur, führt Herder aus, sei in Japan ebenso wenig wie in China an einen Fortschritt zu „feinern Wissenschaften, wie sie Europa treibt“ zu denken. Die *Deutsche Enzyklopädie* von 1791 findet die Gründe dafür, dass die Japaner in der Aufklärung nicht weiterkämen, darin, dass ihnen aller Umgang mit Fremden untersagt sei. Dass die Japaner auch in der Zeit der Isolation mit Hilfe holländischer Bücher den Westen studierten und mehr über Europa wussten als Europa von ihnen, war kaum bekannt.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts fasst der deutsche Historiker Christoph Meiners die Japaner und Chinesen zu einer „altaischen Rasse“ von „thierischer Reizbarkeit“ und „ungewöhnlicher Gefühllosigkeit“ zusammen. Sie hätten einen „Mangel an Erfindungskraft“ und könnten „nur nachahmen, nicht aber erfinden“. Es fehle ihnen „derjenige Grad von Verstand und Vernunft“, den man „zur Erlernung und Erweiterung von Wissenschaften und Künsten“ benötige.

Das Schicksal der Kolonialisierung bleibt Japan erspart, nicht aber der Orientalismus des Westens. Der europäischen Vernunft wird die angebliche Irrationalität des Japaners gegenübergestellt. Der japanische Intellekt gilt als „unterentwickelt“ bzw. „in der Entwicklung begriffen“. Wo der Europäer sich logisch, wissenschaftlich und zielstrebig verhalte, sei der Japaner gezwungen, sich auf seine Intuition zu verlassen. Weil er in der Gruppe gelernt habe, seine Wünsche zurückzustellen, mangle es ihm obendrein noch an Individualität und Originalität. Die perfektionistische Aneignung westlicher Technik und Zivilisation schien dieses erstaunliche Talent des japanischen Volkes zur Nachahmung nur zu bestätigen. Man nahm das Phänomen insofern gern zur Kenntnis, als es die Überlegenheit des Westens bewies.

Auf der anderen Seite hatte die schon seit dem 18. Jahrhundert populäre Reiseliteratur mit all ihren Japan-Klischees ihre verheerende Wirkung auf das europäische Japanbild getan. Der exotische Blick weigerte sich, das veränderte Japan des späten 19. Jahrhunderts wahrzunehmen. Der englische Bestsellerautor Clive Holland veröffentlichte 1895 ein kleines Bändchen mit dem Titel *My Japanese Wife*. Innerhalb von zwanzig Jahren erreichte das Buch sechzehn Auflagen. Die europäische Männerwelt träumte von der Flucht in die Arme einer ergebenen, exotischen Geliebten. Das Bemerkenswerte in Hollands Fall ist: er hatte Japan nie gesehen. Aber er wusste, was sich verkaufte, und zu diesem Zweck hatte er ohne Gewissenbisse die vorhandene Reiseliteratur ausgeplündert, vor allem Pierre Loti, den Verfasser der *Madame Chrysanthème* und Schöpfer des sogenannten Kolonialromans, den man wohl treffender als „erotischen Roman“ bezeichnen sollte. Madame Chrysanthème, diese tippelnde, piepsstimmige, immer freundlich lächelnde Schönheit war zerbrechlich wie ein Schmetterling. *Madame Butterfly* sollte sie bei Puccini schließlich heißen.

Es war Lotis Roman *Rarahu*, der Gauguin veranlasste, nach Tahiti zu gehen. Lafcadio Hearn, der große irisch-griechische Japaner, hatte *Madame Chrysanthème* gelesen und betrachtete es nach seiner Ankunft in Japan als seine Aufgabe, die Sehnsucht nach dem alten, ‚wahren‘ Japan aufrechtzuerhalten. Van Gogh malte ein Portrait von Madame Chrysanthème.

Und all dies, weil einige Reiseschriftsteller Geschichten aus dem Land ihrer Träume erzählt hatten und weil nach der Öffnung Japans japanische Holzschnitte, Schmuck, Seidenstoffe und dekorative Kunst en masse nach Europa gelangt waren. Maler wie Degas, Manet, Toulouse-Lautrec und Gauguin übten sich in der zweidimensionalen japanischen Darstellungstechnik. „Ich fühle mich hier wie in Japan“ (Brief 469), schreibt

Vincent van Gogh nach der Ankunft in Arles an seinen Bruder Theo. „Ich glaube, dass die Zukunft der neuen Kunst im Süden liegt. [...] Man sieht mit japanischen Augen und fühlt die Farbe ganz anders“, fährt er fort (Brief 511).

Die Utopie, der van Gogh anhing, nannte sich Japonismus und hatte in Paris nach knapp dreißig Jahren ihren Höhepunkt erreicht. Und der Einfluss des Japonismus endete keineswegs bei Ölbildern und dem „Jugendstil“, sondern wirkte nach bis in die architektonischen Konzepte des „Bauhauses“ und anderer Richtungen des Funktionalismus.

Und so kommt es, dass wir alle seit gut hundert Jahren auch mit japanischen Augen sehen. Den Augen eines Japans freilich, das es schon zu van Goghs Zeit kaum mehr gab, weil die Japaner inzwischen damit beschäftigt waren, die Welt mit europäischen Augen zu sehen. „Life imitates Art far more than Art imitates Life“, das Leben ahmt die Kunst nach, das wusste schon Oscar Wilde. Das Japan, dem er in Europa begegnete, war für ihn „an exquisite fancy of art“, ein Kunstprodukt, ein Trugbild. Eine Figur in seinem Stück *The Decay of Lying* lässt Wilde sagen:

The actual people who live in Japan are not unlike the general run of English people; that is to say, they are extremely commonplace, and have nothing curious or extraordinary about them. In fact the whole of Japan is a pure invention.

Eine Erfindung, eine Fata Morgana.

Der chinesisch-japanische Krieg von 1894/95, der russisch-japanische Krieg von 1904/1905, die Besetzung der Mandschurei und der Zweite Weltkrieg fügten dem über den Japonismus vermittelten neuromantischen Japanbild ein kriegerisches Element hinzu und holten Amerika und Europa in die Realität zurück. Das Japan der Jahrhundertwende war nicht länger das Japan des Japonismus, die Japaner wurden zur „gelben Gefahr“. Ob das Fremde exotisierend als göttlich, als vollkommen, oder xenophobisch als Bedrohung, als teuflisch wahrgenommen wird, ist offensichtlich auch eine Frage der Machtverhältnisse. Die exotisierende Betrachtung verweist auf eine Überschätzung der eigenen Position. Die xenophobe Grundstimmung im Europa des 20. Jahrhunderts war eine Quelle von bestialischer Aggression und Gewalt. Mit Japan verhielt es sich nicht anders.

Auch das – neuerdings etwas lädierte – japanische Wirtschaftswunder der Nachkriegszeit verbinden wir mit vielen Schattenseiten: den beengten Wohnverhältnissen, der Umweltverschmutzung, dem Konformitätsdruck in der Erziehung. Das „Land des Lächelns“ mag als matter Widerschein des romantisierten Japanbildes noch durch die Köpfe der jungen Leute von heute geistern, ansonsten ist Japan für uns ein Kuriositätenkabinett von Hightech-Objekten und Medienevents: Godzilla und fürs Kōbe-Beef massierte Kühe, Origami und Olympia, Karate

und Karaoke, Kugelfisch und Kamikaze, Bushidō und Harakiri, Workaholics und Zen-Buddhismus, Sushi und Suki-Yaki, Pokémon und Playstation, Nintendo und Manga, Anime und gewalttätige Actionspiele, Sumō und Sports Baka, Tamagotchi und Takeshi's Castle.

Der Versuchung, das medial transportierte Japan für bare Münze zu nehmen, erliegen nicht wenige. Das soll Japan sein?, fragen wir uns vielleicht gerade noch. Tatsache ist, dass auch der durchschnittliche japanische Fernsehkonsument sich wundert, amüsiert ist oder sich angeekelt abwendet, wenn Takeshi seine Show abzieht. Die Realität ist das auch nicht. Oder doch?

Ihr fünf und  
wir fünf in einem Riyokan  
ihr redet  
wir reden  
dann wieder ihr  
und wir  
miteinander  
gegeneinander  
durcheinander  
wie es sich gehört  
auf der Suche  
nach einer Sprache  
die sich sprechen läßt  
von euch fünf  
und uns fünf  
in einem Riyokan



## Der transparente Blick: die österreichische Plakatserie „nach japan“ von Renate Giacomuzzi (Tokyo)

Auf den ersten Blick glaubt man in dem banalen und einfachen Titel das vereint zu finden, was für unsere Zeit scheinbar hoffnungslos auseinander gefallen zu sein scheint: Raum und Zeit, ein Raum als Reiseziel und das zeitliche Danach. Tatsächlich aber ist dieser Titel ein Kippbild, das, wie immer man es auch hält, ein Paradox zeigt: verstehen wir ihn als räumliche Anweisung, wird der Raum, Japan, zum nie erreichbaren Fluchtpunkt und kippt damit in die zeitliche Dimension hinüber. Denken wir an das zeitliche ‚Danach‘, entsteht plötzlich der tatsächlich in der Vergangenheit erreichte Raum vor uns.

funkti-

Dieses wie in dem optischen Phänomen des Kippbildes onierende Hervortreten und Zurückweichen von Bedeutungen, die sich jeweils aufeinander

beziehen, funktioniert allerdings in der japanischen Übersetzung nicht. Dort

bleibt der Raum Japan ein Ziel, das

sich wie die unendliche Zahl Pi in eine Sphäre jenseits unserer

Vorstellungen von Raum und Zeit entfernt. Japan also der

unerreichbare, unfassbare, rätselhafte Raum, existent

nur in der Rekonstruktion der Erinnerung? Befinden wir uns

hier nicht wieder mittendrin im Kern dessen, was westliches

Klischeedenken versus Osten im Innersten zusammenhält?

Asien als die kindliche Vorstufe unserer westlichen Zivilisation,

auf die wir in Nostalgie zurückblicken, oder Asien als das ewige Rätsel,

in der eintönigen Langeweile westlicher Rationalität für Abwechslung sorgt? Ist dies eine

maßlose Überinterpretation zweier ‚harmloser‘ Wörter oder haben wir es tatsächlich mit einem Verweis auf das westliche Japanklischee zu tun? Ich halte beides für zutreffend, denn

Es fällt nichts, und ich schlafe ruhig. Schlafe eine Nacht, zwei. Schlafe mit dem Katzenwels. Mit den Krähen, die mich am Morgen erschrecken, wenn sie die Schnäbel aufreißen und krächzen, gequält, als schlüge man nach ihnen. Schlafe mit den Singvögeln, die hier nicht singen, sondern quietschen wie Gummispielzeug. — Schlafe, obwohl der Lärm der immer wachen Stadt stärker ist als die Müdigkeit. Obwohl der Katzenwels unter mir die Augen öffnet. — Schlafe und spüre meine Füße, die noch immer wandern, gehe durch einen Wald voller gezöpfter Baumstämme und träume mich auf die Kopfhaut eines Riesen. — In der dritten Nacht höre ich den Wind aus Nordwesten, sehe die Glasscheiben von den Hochhäusern fliegen, höre das Splittern, das Aufprallen der Ziegel. Der Katzenwels liegt unruhig, schlägt seinen Körper hin und her. Meereswellen rasen gegen die Küste. Laternen und Verkehrsampeln lassen ihre Köpfe hängen. — Es fällt nichts, und ich wache auf. Wache mit dem Katzenwels. Mit den Krähen, die über den Ästen flattern. Wache und liege starr, als könnte das Gewicht meiner Angst die Wellen ausgleichen, die mein Bett in die Nacht tragen.

Sabine Gruber,  
Die Erschlüftung oder Der Katzenwels  
des Edo-Bebens

das

- die Unmöglichkeit, das so genannte ‚Andere‘ zu beschreiben, und die damit einhergehende Mystifizierung des ‚Anderen‘ trifft auch auf Diskurse über andere Kulturen oder Länder zu, und wir haben es hier also nicht mit einem spezifisch westlichen Japanklischee zu tun, sondern mit der Begrenzung menschlicher Wahrnehmungsfähigkeit an sich.
- die ‚tabula rasa‘ ist nur als Wunschdenken möglich, de facto bleiben das Klischee bzw. die Summe aller tradierten Bilder immer Referenzpunkt jeder Äußerung über eine andere Kultur, egal ob man dagegen oder entlang dieser tradierten Vorstellung denkt, schreibt oder urteilt.

In einem Briefwechsel zwischen dem japanischen Nobelpreisträger Ôe Kenzaburo und dem bekannten ‚Orientalismus‘-Kritiker Edward W. Said, der Anfang des Jahres in der Tageszeitung *Asahi Shimbun* erschienen ist, reflektiert Ôe über seine Reise in eine chinesische Provinz:<sup>1</sup>

How inadequate we Japanese are in our ability to become aware – especially with the use of historical imagination – to the concrete ways in which the individual „human beings“ are living in various parts of the world. This is true of our awareness of other countries in Asia and even more so of our awareness of the Islamic world, which has been uniformly stigmatized in the chorus of antiterrorism.

Und Edward W. Said antwortet mit einem Verweis auf den italienischen Philosophen Giambattista Vico:<sup>2</sup>

The human mind, he discovered, is limited because it is human and not divine. Therefore, all knowledge of the past and of other societies is doomed tragically to be as imperfect and as limited as the mind itself. No matter how hard we try, we are limited in a sense not just by our minds, but by our own standpoints, our own time, and our perspective, as Nietzsche called it. All efforts to understand the past or the Other are doomed to remaining approximations, not the thing itself.

Dieser Briefwechsel ist ein Meinungs austausch über die Einschätzung des Terroranschlags vom 11. September und dessen Folgen und zeigt sehr deutlich, dass seit dem Terroranschlag ein Richtungswechsel im Zivilisationsdiskurs stattgefunden hat. Und es scheint, als würde der Richtungspfeil nach hinten zeigen, als ob wir wieder ganz von vorne beginnen müssten mit der Frage nach dem ‚Ich‘ und seinem Verhältnis zum ‚Anderen‘, nachdem wir schmerzlich daran erinnert wurden, welche Folgen das Ignorieren von und die Ignoranz gegenüber anderen Kulturen haben können. Karl Schlögel beschreibt diesen Richtungswechsel als „spatial turn“ und meint damit die „Verräumlichung des Geschichtsdenkens“, denn „wir sind daran erinnert worden, dass es Orte gibt: Orte, also nicht bloß Symbole, Zeichen, Repräsentationen von etwas,

die man tilgen, löschen, unsichtbar machen kann. [...] Der 11. September hat uns daran erinnert, dass wir auch im Zeitalter von Cyberspace den realen Räumen nicht entgehen.“<sup>3</sup>

Der reale Raum Japan als Schreibanlass, Thema und Erfahrungshintergrund für literarische Texte – unser Schreibprojekt präsentiert sich von seinem Thema her naiv, unpräzise, ja, ich möchte sagen, fast altmodisch, denn man hatte das alte Jahrtausend doch mit der Überzeugung verlassen, nun endlich in das Zeitalter der globalen Hybridkulturen einzutreten und die so kleinlich in Regionen eingeteilte Weltkarte neu zu schreiben. Tatsächlich aber ist heute die Frage nach unserem Verhältnis zu den realen Räumen, aus denen die Welt besteht, von akuter Aktualität und Komplexität, denn wir leben in der paradoxen Situation, dass räumliche Distanz durch die simultanen oder beinahe simultanen Kommunikationsformen aufgehoben wird, dass staatliche Organisationsformen wie die EU und die Gemeinschaft der 7 industrialisierten Staaten kulturelle Grenzen überschreiten und gleichzeitig die extreme Distanz zwischen einzelnen Kulturen fast unüberbrückbar scheint.

Die grafische Umsetzung unserer gemeinschaftlich entwickelten Plakatidee ist – wie ich glaube – eine überzeugende Form, die der Komplexität des Themas Rechnung trägt. Der Blick nach Japan ist getrübt, der reale Raum hinter dem Transparentpapier verändert sich je nach Ort und Lage, er befindet sich mal in Europa, könnte aber auch in Japan sein. Die Eindrücke aber haften deutlich und mit klaren Konturen auf dem Transparentpapier, das die fragile Verbindung und gleichzeitig Trennungslinie zwischen dem realen und dem fiktiven Raum bildet.

Das schillernde Wechselverhältnis zwischen Verbindungs- und Trennungslinien ist Thema auch in den Plakattexten, in denen es zum Großteil um transitorische, übergängige Zustände in unklar konturierten Räumen geht.

So zögert Friedrich Achleitner nur kurz, bevor er leichtfüßig die Grenze überschreitet, um sogleich festzustellen, dass es ja gar keine Grenze zwischen dem bayrischen und dem japanischen „a so“ gibt: „a so so a a so“. Im kurzen Aufleuchten der Erkenntnis sprachlicher Gemeinsamkeit schaltet sich aber wieder jenes Kipp- oder Vexierbild ein, das die Gemeinsamkeit auch sogleich wieder ironisch auflöst.

Bleiben bei Achleitner die beiden Räume aber grafisch sichtbar getrennt und werden nur durch das kurze ‚Aufleuchten‘ verbunden, gibt es bei Barbara Frischmuth kein Hinübertreten in den anderen Raum, sondern sie befindet sich bereits darin und die Fremdheit des Ryokans ist nur zufällige Kulisse, denn wo es keine Distanz zwischen den Geschlechtern gibt, gibt es auch keine räumliche, und auch die sprachliche Distanz zwischen dem „wir“ und „ihr“ löst sich im vertraulichen Duz-Ton des Sprachgewirrs auf.

Während aber Frischmuths Sprachgewirr auf der „Suche nach einer gemeinsamen Sprache“ einer Ordnung folgt, nimmt Bodo Hell das Sprachgewirr wörtlich auf und lässt gerade die Sprache, die Verbindung schaffen sollte, nämlich die Übersetzung, zum undurchdringlichen Textdickicht heranwachsen, das sich Schicht um Schicht über die ‚eigentliche‘ Bedeutung legt, die sie übertragen soll. So wuchs auch im wörtlichen Sinne Bodo Hells Text aus unserem Faxgerät in Tokyo in Missachtung zeitlicher Grenzen zu

nächtlicher Stunde und wuchs und wuchs, bis der Grafiker den Text in die Grenzen des Kreises verwies, doch der Text hört nicht auf zu wachsen, nicht, bis er den gesamten Raum überdeckt hat, den wir Japan nennen.

Den Kontrapunkt zu Bodo Hells ausuferndem Textdickicht und beschleunigtem Sprechduktus finden wir bei Peter Roseis beinahe statischer und stummer Momentaufnahme. Der Blick reduziert sich auf klar konturierte Ausschnitte, die auf das Ganze verweisen, das dem ‚temporären‘ Gast verschlossen bleibt.

Nicht auf Verschlossenes, sondern Offenes verweist Elfriede Czurda mit ihrem „Anfang“ („Der Anfang meines japanischen Bleistifts“), doch dieser Anfang, der scheinbar die Tür in den fremden Raum öffnet, könnte auch das Ende sein: die Tür schließt sich hinter der Besucherin und das Schreiben über den besuchten Raum beginnt. Die Autorin wandert in der Erinnerung zurück und der reale Raum Japan wird zum persönlichen Raum der Erinnerung. Der Bleistift wird zum Verbindungsglied zwischen den räumlichen und zeitlichen Distanzen.

Zu einer Vermischung von Raum und Zeit kommt es auch in Julian Schuttings Textausschnitt:<sup>4</sup> ebenso wie sich im halbawachen Zustand Reales mit Traumhaftem verbindet und überlagert, verschieben sich die Bilder der heimatlichen Alm und des japanischen Reisfeldes ineinander und im Trugbild des Dämmerzustandes vertauschen sich auf paradoxe Weise Räume und Zeiten. Auch in Sabine Grubers und Walter Vogls Texten vollzieht sich die Wahrnehmung des Realen in den übergängigen Zuständen des Träumens, Aufwachens und Dösens, in denen der Außenraum im persönlichen Innenraum der Vorstellung und Phantasie zum surrealistischen Traumbild verformt wird:

„Laternen und Verkehrsampeln lassen ihre Köpfe hängen“ (Gruber); „und warten auf das Versanden der Uhren im nahen Pazifik“ (Vogl).

Mit dem Gebimmel an japanischen Bahnübergängen weckt uns Ferdinand Schmatz aus dem west-östlichen Dämmerzustand und erinnert daran, dass das sinnliche Erleben eines Augenblicks nicht an Zeit und Ort gebunden ist. Die zeitliche Distanz zwischen dem erlebten Augenblick und dem Augenblick seines Aufschreibens wird im sinnlichen Erleben oder Wiedererleben aufgehoben.

Was ich vermissen könnte  
die Gerüche Japans  
die Schönheit im Alltag  
das heimliche Lächeln der Amaterasu  
leuchtende Orangen im Winter, ihr saures Fruchtfleisch  
die jubelnden Blicke der Kinder  
das Meer  
Reisfelder  
heiße Quellen  
euer Vertrauen in uralte Gesetze  
das Leben mit einer Priesterin  
die Feste  
und die sanften Gesten  
Kaki, bevor sie gepflückt werden  
das Licht des Südens und die nahen Sterne  
den Bambus  
und eine Stimme, die mir erzählte, daß der Bambus  
ganze Häuser ausheben könne, weswegen nur dumme Japaner  
in ihrem Garten Bambus pflanzen würden  
das eigene Fremdsein, sichtbar und unbezweifelt

Elisabeth Reichart

Gerhard Roths Reisenotizen hingegen erinnern gerade an die zeitliche Distanz, die zwischen dem auf das Erleben unmittelbar und distanzlos erfolgte Aufschreiben und der später eintretenden Erinnerung besteht. Ähnlich wie Elfriede Czurdas Bleistiftschnipsel sind diese Reisenotizen die Spuren, entlang derer sich der Autor und die Leser in den ehemals realen und nun fiktiven Raum begeben. Und sucht man in dem nach der Japanreise entstandenen Roman Gerhard Roths *Der Plan*<sup>5</sup> nach diesen Spuren, findet man sie in teilweise fast identischer Form wieder. „Der Mann mit dem Besen setzt sich auf einen Grabstein und raucht“ – diese Notiz findet sich im Roman in folgender Form wieder: „Der Mann mit der Baseballkappe und dem Besen hatte sich auf einen Grabstein gesetzt und rauchte“ (S. 116). Oder die Notiz: „Der Urgroßvater hat die Geliebte als Tochter adoptiert. Dadurch erhielt sie einen Teil des Vermögens. Sie zog den Großvater auf“ wird im Roman von der Figur Inoue Shuichi, dem Sohn des Schriftstellers Inoues, wiedergegeben: „Mein Urgroßvater adoptierte sie, dadurch erhielt sie einen Teil des Vermögens. Sie zog meinen Großvater auf“ (S. 117). So eng die Texte auch beieinander zu liegen scheinen, so weit sind sie jedoch aufgrund ihrer gattungsmäßigen Verschiedenheit voneinander entfernt.

Lässt uns Gerhard Roth mit seinem Plakattext einen Pfad nachschreiten, der von den ersten Reiseeindrücken bis zur literarischen Umsetzung führt, schickt uns Elisabeth Reichart in die umgekehrte Richtung. Von ihrem Plakattext ausgehend, finden wir zurück zu ihrem Japanroman *Das vergessene Lächeln der Amaterasu*<sup>6</sup>, und dort angekommen lässt sich das Objekt ihrer Sehnsüchte nicht mehr identifizieren. Ist es der Roman, auf den sie zurückblickt, oder ist es das ‚reale‘ Japan in ihrer Erinnerung? Der fiktive und der ‚reale‘ Raum werden zu ununterscheidbaren, analogen Räumen. Der Plakattext ist ein leicht variiertes Auszug aus dem Epilog des Romans (S. 282), in dem die Protagonistin angesichts ihres Scheiterns an Japan, den Männern und sich selbst verschiedene Überlebens- und Rache Strategien entwickelt. Eine davon ist die Idee, die Erinnerung an die misslungene Vergangenheit zu löschen, aber schon das Nachdenken über ein mögliches Vergessen weckt die Erinnerung an das, „was ich vermissen könnte“. Doch woran man sich nicht erinnern kann, das kann man auch nicht vermissen. Der Plakattext ist aus diesem absurden Kontext herausgenommen, in dem Vergessen und Erinnern in ihrem anachronistischen Zusammenhang aufgezeigt werden, doch ist auch hier noch die jeder Erinnerung innewohnende Angst vor dem Vergessen abzulesen, in dem das gelebte Leben ausgelöscht zu werden droht. „Ohne mich stirbt Japan“, sagt Alwina im Roman (S. 289) – wenn die Welt also nichts als die Summe der menschlichen Erinnerungen ist, wird das Erinnern zu jenem Akt, der Welt schafft.

Robert Menasse hingegen legt über das Transparent, das den Blick in die Innenräume persönlicher Erinnerung gewährt, das Bild der nationalen Maske. Die Symbole nationaler Eigenart lassen sich mühelos zusammenfügen, denn sie verfügen nur über ein Bezugssystem und gegen dieses richtet sich Menasses „Neinsagen“, das bereits in Brechts Bearbeitung des japanischen Nō-Stücks *Tanikō, Der Jasager und Der Neinsager*, vorexerziert wurde.<sup>7</sup>

Um politische Bezüge geht es auch in Hil de Gards Anagramm: Im Kontext des Terroranschlags vom 11. September stellt sich für sie auch Japan in einem neuen Bezugssystem dar. Das ursprünglich für 2 Plakate entworfene Anagramm ist eine ‚zerstörte‘ Variante des ersten Textes und daher auch schwerer lesbar und zugänglich als dieser. Der in den Zahlen versteckte Text lässt sich als „Experimente“ entziffern, wenn man dem in der letzten Zeile angegebenen Lesehinweis folgt. Mit den ‚Zahlenexperimenten‘ verflochten ist der Text: „next empeier, extreme pein, experimente“. Von den beiden ersten Zeilen des aus reinen Kostengründen nicht veröffentlichten Textes: „Er mixte Epen, mein experte“ bleiben im veröffentlichten Text nur noch die „Experimente“ übrig, die aus der unheilvollen Vermischung nationaler Heldenepen hervorgingen. Wie bei Menasse richtet sich auch dieser Text gegen einen Diskurs, der von nationalen Identitäten ausgeht. Japan und Österreich wurden hier bereits von der globalen Weltkarte gelöscht, auf der nur noch das „Empire“ des italienischen Philosophen Antonio Negri und des amerikanischen Literaturwissenschaftlers Michael Hardt<sup>8</sup> sichtbar ist. Dieses ist das dezentralisierte weltumspannende Machtprinzip der Postmoderne, in der sich die nationalstaatlichen Souveränitäten in dem Netz politischer, wirtschaftlicher und kultureller Zusammenhänge auflösen. Ungeachtet der Frage, ob die beiden Autoren mit ihrer Figur des „Empire“ tatsächlich das Wesen und die Zukunft der postmodernen Gesellschaft erfasst haben, ist es unübersehbar, dass wir uns in einer Phase des Übergangs befinden, in der wir nicht wissen, ob in Zukunft unsere Reise „nach Japan“ nicht durch eine Reise „ins Empire“ ersetzt wird, was aber bedeuten würde, dass es keine Reise mehr geben wird, denn das Empire ist ein entgrenzter Raum, und reisen kann man nur über Grenzen. Die Fülle der hier nur teilweise skizzierten Fragen und Anregungen, die von der Plakatserie ausgehen, verdanken wir den Autoren und der gelungenen grafischen Umsetzung eines Konzepts, dessen Aktualität und Relevanz ich hiermit aber hoffe vermittelt zu haben.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Ôe Kenzaburo: Islamic society misunderstood, concern over idea of ‚axis of evil‘. From Ôe to Said. In: Asahi Shimbun, 29. März 2002. Übersetzt aus dem Japanischen von Yamanouchi Hisaaki. Das japanische Original erschien in der Abendausgabe vom 12. und 13. März.
- <sup>2</sup> Edward Said: Education, not war, in hand with understanding instead of hostility. From Said to Ôe. Siehe Anm. 1 (erschien in japanischer Übersetzung in der Abendausgabe vom 12. und 13. März).
- <sup>3</sup> Karl Schlögel: Kartenlesen, Raumdenken. Von einer Erneuerung des Geschichtsdenkens. In: Merkur, Nr. 36, April 2002, H. 4, S. 308, 309 u. 311.
- <sup>4</sup> Der Plakattext ist ein Ausschnitt aus einem längeren unveröffentlichten Text, den der Autor nach seinem Japanaufenthalt verfasst hat.
- <sup>5</sup> Gerhard Roth: Der Plan. Roman. Frankfurt am Main: S. Fischer 1998.
- <sup>6</sup> Elisabeth Reichart: Das vergessene Lächeln der Amaterasu. Berlin: Aufbau 1998.
- <sup>7</sup> Das japanische Noh-Stück *Tanikô* bildete die literarische Vorlage für Brechts Scholopern *Der Jasager und der Neinsager* (1929–31). Brecht lernte das Stück in der Übersetzung von Elisabeth Hauptmann kennen, die es 1929 aus der englischen Übertragung von Arthur Waley (1921) ins Deutsche übersetzt hatte.
- <sup>8</sup> Michael Hardt, Antonio Negri: Empire. Cambridge (Massachusetts) und London (Harvard University Press) 2000.

# Furui Yoshikichi und der heilige Mann vom Totenfeld

## Eine imaginäre Ethnographie

von Lisette Gebhardt (Frankfurt am Main)

### Rückzug in die Innerlichkeit

Der literarische Journalismus prägte für Furui Yoshikichi und einige andere Schriftsteller der 70er Jahre die Bezeichnung „Generation der Innerlichkeit“ („naikō no sedai“). Die Charakteristik dieser Autoren sah der Japanologe und Übersetzer Jürgen Berndt darin, daß sie ihre Figuren aus der „sozialen Umgebung herauslösen“ und sie in „eine innere Emigration“ schicken. Im Mittelpunkt ihrer künstlerischen Arbeit steht, so Berndt, die Beschreibung des von Einsamkeit geprägten Seelenzustandes der Protagonisten. Die Wende nach innen, die Fixierung auf das Selbst, beinhaltet eine Abkehr von der Politisierung, die die japanische Literatur in den Nachkriegsdekaden kennzeichnet. Der Rückzug aus der Gegenwart geschieht in einer Zeit, in der sich die Nation ganz auf das Hier und Jetzt im Wirtschaftswunder einschwört. Furui und die „Generation der Innerlichkeit“ verweigern sich der allgemeinen Fortschrittseuphorie und den Maximen der Leistungsgesellschaft: Innerlichkeit wird zur Minimalresistenz der japanischen Intellektuellen in einer unwirtlichen Moderne.

Die Abkehr von den Realitäten des grauen Alltags führt über den Weg der Wiederentdeckung japanischer Überlieferungen. Furui schickt seine Protagonisten in eine Welt jenseits des modernen Japan, auf einen „volkskundlichen Weg der Ich-Findung“. Sie erleben wie der Student aus Tōkyō im Roman *Der Heilige*, dem eine junge Frau aus dem Bergdorf die Rolle des Totengräbers/des heiligen Manns des Totenfelds („hijiri“) zuweist, als Feldforscher wider Willen, die regionale Tiefendimension der japanischen Kultur: Für einige Augenblicke werden sie eins mit dem, was die Bewohner der Metropole Tōkyō als Vision von Identität und Geborgenheit vermissen, eins mit dem archaischen Kollektiv und seinen Mythen und Legenden, eins mit den Göttern und Geistern der Vergangenheit. Auf die dem Text zugrundeliegende ethnologische Forschung über japanische Bestattungsgebräuche, so Furui im Autorengespräch, sei er ganz zufällig gestoßen: Ein Kollege aus der Volkskunde habe ihn mit dem Material bekannt gemacht.

### Der Roman „Der Heilige“ und das Thema Spiritualität

Eingeordnet in die Strömungen des Zeitgeists, stellt Furuis Roman *Der Heilige* ein literarisches Echo auf die bemerkenswerte japanische Folklorerenaissance der Nachkriegsdekaden dar; in mehreren Zyklen findet sie ihre Fortsetzung bis in die Gegenwart. Im Zuge dieser Renaissance einer als ‚ursprünglich japanisch‘ verstandenen Kultur interessiert man sich für japanische Jenseitsvorstellungen, für die japanische Religion und ihre Ursprünge sowie allgemein für ‚spirituelle‘ Belange.

Ich möchte nun den Autor Furui Yoshikichi aber keinesfalls als Esoteriker portraituren, wie es der Begriff ‚Spiritualität‘ vielleicht suggerieren mag. Wenn wir das Thema „Neue Spiritualität in der japanischen Literatur“ gewählt haben, geht es darum, die signifikante Hinwendung zum Religiösen zu beschreiben, die sich in Japan spätestens seit den 70er Jahren deutlich abzeichnet. Zu einem nicht geringen Anteil ist sie als Echo internationaler Esoterikwellen zu betrachten. Das neue Interesse am Religiösen ist, wie es auch japanische Religionswissenschaftler erkannt haben, eine Gegenreaktion auf den Materialismus und die Anforderungen der Leistungsgesellschaft. So sieht sich Japan, seinerseits ‚spirituelles Ziel‘ vieler westlicher Sinnsuchender, seit dem Anbruch des Projektes Moderne in der Lage, eine landeseigene Religiosität als sinnstiftendes Moment erst wiedergewinnen zu müssen, wiedergewinnen etwa über den Rückbezug auf die westliche Esoterikströmung, über eine – nicht selten ideologisch motivierte – „invention of tradition“ im Bereich einer ‚japanischen Urreligion‘ oder als literarischen Entwurf des Archaischen.

Der literarische Entwurf und vor allem Furuis Entwurf ist aber immer mehr als das Destillat einer vagen Sehnsucht nach ‚Spirituellem‘. Furui Yoshikichi befaßt sich mit dem Thema Religion und bezieht sich dabei auf buddhistische Bekehrungsschriften, die von Mönchen und Asketen handeln und einen wichtigen Bestandteil der klassischen japanischen Literatur ausmachen. Der ethnographische Bericht über regionale Begräbnisgebräuche, die das Militärregime des Zweiten Weltkriegs verboten hatte, ergänzt das Szenario. Ein Student aus Tōkyō kommt bei seiner Wanderung in die Nähe eines abgelegenen Dorfs und trifft auf eine junge Frau mit Namen Saë. Sie konfrontiert ihn mit einer seltsamen Bitte: Er möge die Rolle des Wandermönchs übernehmen, der nach altem Brauch die Toten auf dem Gräberfeld bestattet. Damit würde er der sterbenden Großmutter, die die Feuerbestattung fürchtet, den Abschied erleichtern. Der Roman spielt in den frühen 60er Jahren, kurz vor den olympischen Spielen in Tōkyō. Bevor die Standardisierung der Bestattung in Japan begann,



so überlegt der Autor, hätten sich ältere Menschen noch an die Überlieferungen erinnern können. Bei der von Furui beschriebenen Bestattungsart handelt es sich um das Zweigräber- oder Doppelgrabsystem („ryōbosei“). Der Leichnam wurde – oft ohne Hinweise auf die Person – beerdigt. Die Seele des Verstorbenen verehrte man auf einem buddhistischen Friedhof mit einem Grabstein. Diese Sitte war für Gebirgsgegenden kennzeichnend, in denen kaum Platz für den Reis- und Gemüseanbau vorhanden war. Friedhöfe hätten den Boden für lange Zeit okkupiert. Deshalb richtete man ein kollektives Gräberfeld für die Erdbestattung ein. Es lag in angemessener Entfernung von den Wohnstätten, um eine tatsächliche und eine imaginierte Befleckung mit dem Tod zu vermeiden.

Mit einem Text wie *Der Heilige* betreibt Furui aber weniger die beispielhafte religiöse Sinnsuche eines modernen Tōkyōters, der hier den schon nicht mehr praktizierten Totenkult eines Bergdorfes wiedererstehen läßt. Furui beabsichtigt meiner Auffassung nach auch keine metaphysische Spekulation, mit der er, im Gegensatz zu manchem Schriftstellerkollegen, dem modernen Japan eine neue Möglichkeit der geistigen Orientierung geben möchte. Der Autor inszeniert vielmehr den folkloristischen Aspekt der Religion als Psychoarchäologie des Individuums, das zu den archaischen Tiefenschichten seines Kollektivs vordringt. Diese Inszenierung zeigt sich, deutlich markiert vom Autor in mehreren Textstellen, als eine partiell mit Ironie unterlegte Ethnographie der vergeblichen Nostalgie nach Vergangem.

In der Tat haben diesen volkskundlichen Weg der Ichfindung andere japanische Schriftsteller vor und nach Furui beschritten. Doch Furuis volkskundliches Experiment zeichnet sich durch die Feinheit der Brechung aus, mit der die archaische Ebene in die Alltagsrealität übergeht und mit der überliefertes Geschehen mit den Ängsten des Individuums korreliert wird. Die kollektive Imagination birgt im Roman *Der Heilige* kein allumfassendes Erlösungspotential. Der Mensch erscheint hier als ein gefährdetes, seiner körperlichen Verfassung und in jeder Stunde dem Tode ausgeliefertes Wesen, das, dessen zeitweise wohl bewußt, in Sinnvisionen lebt. Wie um ein störendes klares Bewußtsein zu unterdrücken, ergibt man sich bereitwillig und auch wollüstig dem Massenwahn, den das Dorfkollektiv anlässlich des Sterbens der Großmutter als temporäre Obsession mit Tod und Sexualität produziert.

*Der Heilige* erzählt nicht davon, daß die Rückgewinnung der Religion – in der Form eines dörflichen Glaubens – für den modernen Japaner unersetzlich sei. Der Text weist vielmehr darauf hin, daß man sich in der Moderne vermutlich nur oberflächlich eingerichtet und sich nur vorläufig als autonomes Individuum definiert hat. Man hat die Authentizität des Körpers vergessen, wenn er den Kräften der Natur ausgesetzt ist, wenn er animalische Instinkte auslebt, wenn er stirbt und verwest: „Hier ist gar nichts“, kommentiert der in der Rolle des Totengräbers agierende Protagonist: „Es gibt keinen Buddha und kein Jenseits, es gibt keine Seelen und keine Geister. Ihr werdet von mir getragen und von mir begraben, das ist alles“ (Furui Yoshikichi: *Der Heilige*. Roman. Aus dem Japanischen übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Ekkehard May. Frankfurt am

Main: Insel 1993 [Japanische Bibliothek], S. 157). *Der Heilige* ist ein beeindruckendes Dokument der japanischen Literatur der 70er Jahre. Der Roman besitzt unverminderte Aktualität, da man auch gegenwärtig in Japan wieder die Frage nach dem Religiösen als Faktor kultureller Identität stellt.

### Furuis Werdegang

Furui Yoshikichi (\*19.11.1937) ist gebürtiger Tōkyōter. Mit 19 Jahren begann er ein Germanistikstudium an der renommierten staatlichen Universität Tōkyō. Nachdem er zunächst über Kafka gearbeitet hatte, setzte er sein Studium fort und promovierte über Broch. Er war zunächst wissenschaftlicher Assistent an der Universität Kanazawa. Von 1965 bis 1970 wirkte er dann als Dozent an der Rikkyō-Universität in Tōkyō. In dieser Zeit trat der spätere Autor als Übersetzer von Broch und Musil hervor; 1967 erschien seine Übersetzung von Brochs *Der Versucher*, 1968 Musils *Die Vollendung der Liebe*. 1970 verließ Furui die Hochschule, um als freier Schriftsteller tätig zu sein. Im selben Jahr erschienen die beiden Erzählungssammlungen *Enjin wo kumu onnatachi* (*Frauen im Kreis*) und *Otokotachi no madoi* (*Der Müßiggang der Männer*). Mit *Tsumagomi* (*Ehebande*) und *Yōko* (*Yōko*) gelang ihm der endgültige Durchbruch. 1971 erhielt er für seine Erzählung *Yōko* den Akutagawa-Preis, einen der bekanntesten Literaturpreise Japans. Diesen frühen Texten folgte eine beeindruckende Reihe weiterer Arbeiten, darunter die Romane *Hijiri* (1976, *Der Heilige*) und *Sumika* (1979, *Zufluchtsort*), die mittlerweile zu den Klassikern der japanischen Gegenwartsliteratur zählen, und in der Übersetzung des Japanologen Ekkehard May auch in Deutsch vorliegen. Furuis Werke wurden und werden in der japanischen Literaturszene begeistert aufgenommen. 1980 erhielt der Autor den Großen Japanischen Literaturpreis. Als aktuelles Werk ist die Anthologie *Funnō* (2002, *Zorniger Greis*) zu nennen; hier reflektiert der Autor die Psychologie der älteren Generation, die den Aufstieg Japans zur Wirtschaftsmacht trug.

Paul Celan in Mühlau  
(Am Grabe Georg Trakls)

Noch ein inniges Wiederholen,  
das dem Wiederholen fehlte,  
stand zwischen mir und dir.  
Alles, was zu sagen war,  
entsprang dem *Abend in Lans*.  
Ließ sich später wieder nieder  
in Schüsselchen von Urnen,  
in *Aschenglorie*.  
Das Nötige und Unnötige  
in der hastenden Geschichte  
hat sich ereignet zwischen  
*Anabasis* und *Vorhölle*.  
Traum der Vorgeschichte und Auge des Tieres  
sind aufbewahrt für säumige Zukunft.

Boško Tomašević  
Aus dem Serbischen von  
Sigrid-Darinka Völkl und Helmut Weinberger



## Trakl-Bibliographie

In der ersten Nummer dieser Zeitschrift wurde angekündigt, die zu erwartende Trakl-Bibliographie von Ritzer (Walter Ritzer: *Neue Trakl-Bibliographie*. Salzburg: Otto Müller 1983 [Trakl-Studien 12]) durch eine „kommentierte Auswahl-Bibliographie“ in den *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* laufend zu ergänzen und diese Rubrik bereits in der nächsten Nummer mit einem Bericht über die Trakl-Forschung der 70er Jahre einzuleiten (W[alter] M[ethlagl]: *Trakl-Bibliographie*. In: *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* 1, 1982, 71). Dieses Vorhaben, für das Methlagl und ich vorgesehen waren, ist nicht realisiert worden; andere Arbeiten sind dazwischengekommen.

Das ist umso bedauerlicher, als diese Ankündigung seinerzeit ernstgenommen wurde: in der Vorbemerkung zu einer der neueren Trakl-Bibliographien (Hans-Georg Kemper: *Bibliographie*. In: Georg Trakl: *Werke, Entwürfe, Briefe*. Hg. v. Hans-Georg Kemper u. Frank Rainer Max. Stuttgart: Philipp Reclam jun. 1984 [Universal-Bibliothek 8251], 321–342, hier 321; ebenso: Hans-Georg Kemper: *Kommentierte Auswahlbibliographie zu Georg Trakl*. In: *Text + Kritik* [München] 4/4a, 4. Auflage 1985, 113–121, hier 113), in der besonders die zwischen 1970 und 1984 erschienene Sekundärliteratur zu Trakl berücksichtigt wird – auf die frühere ist Kemper in seiner ursprünglichen *Kommentierten Auswahlbibliographie zu Georg Trakl* (In: *Text + Kritik* [München] 4/4a, 1969, 62–71) eingegangen –, wird auf dieses Vorhaben aufmerksam gemacht. In der bibliographisch ergänzten Auflage dieses Buchs von 1995 ist davon natürlich nicht mehr die Rede; dafür hat Kemper selbst besonders die zwischen 1980 und 1994 erschienene Sekundärliteratur zu Trakl bibliographisch erfaßt.

Weichselbaum beschäftigt sich mit der Innsbrucker Trakl-Ausgabe, zwei neuen Sammelbänden und einer neuen Studie zu Trakl (Hans Weichselbaum: *Georg Trakl. Neues in Edition und Wissenschaft*. In: *Literatur und Kritik* [Salzburg] 32, 1997, Nr. 319/320, 73–78). Wichtige Aufsätze und Monographien zu Trakl sowie Trakl-Editionen verzeichnet Kemper in den *Bibliographischen Hinweisen* in seiner Sammlung von Trakl-Interpretationen (Hans-Georg Kemper [Hg.]: *Gedichte von Georg Trakl*. Stuttgart: Reclam 1999 [Universal-Bibliothek 17511; *Literaturstudium – Interpretationen*], 209–216). Umfassend ist die Auswahl-Bibliographie Pulvirentis (Grazia Pulvirenti: *Bibliografia*. In: Georg Trakl: *Poesie*. Hg. v. Grazia Pulvirenti. Übers. v. Enrico De Angelis. Venezia: Marsilio 1999, 399–412). Die neueste kommentierte Auswahl-Bibliographie (Maurizio Pirro: *Georg Trakl im Licht der jüngeren Kritik* [1985–1994]. In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* [Bern u. a.] 31, 2000, H.1, 127–165) bietet eine kritische Sichtung der wichtigsten neuen Sekundärliteratur zu Trakl und im Anhang die bibliographische Erfassung wichtiger Aufsätze und Monographien zu Trakl aus dem genannten Zeitraum (129 Titel).

Da seit dem Erscheinen der nahezu vollständigen Trakl-Bibliographie von Ritzer vor 20 Jahren die Sekundärliteratur zu Trakl unüberschaubar angewachsen ist, wird vom Forschungsinstitut Brenner-Archiv und von der Salzburger Georg-Trakl-Forschungs- und Gedenkstätte eine Fortsetzung in Buchform, auf CD-Rom oder als Internet-Edition

in Betracht gezogen. Bis diese realisiert werden kann, müssen sich Interessenten mit den gängigen Bibliographien wie der *Germanistik*, dem *Internationalen Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* (Tübingen: Niemeyer), oder der *Bibliographie der deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft* (Frankfurt: Klostermann) begnügen.

E. S.

## Schreiben über Schweigen

Zum Medien-Projekt „Wittgensteins Welten. Eine modulare Wissenslandschaft“, das derzeit an der Universität Innsbruck entsteht (im Rahmen des transdisziplinären Fakultätsschwerpunkts „Kommunikation – Medien – Bildung – Wissen“), steuert das Forschungsinstitut Brenner-Archiv eine vertiefte „virtuelle Ausstellung“ bei, die zugleich einen Einblick in den Bestand und in die Arbeit des Brenner-Archivs geben soll.

Ziel des transdisziplinären Pilotprojekts ist es, eine neue Form für geisteswissenschaftliche Inhalte zu finden und zu erproben: eine dynamische Nutzeroberfläche und eine hypermediale Wissensarchitektur. Dahinter steht der Gedanke, dass sich seit einiger Zeit eine immer weitere Kluft auftut zwischen dem geisteswissenschaftlichen Text-Universum einerseits und der neuen Medienkultur andererseits. Das geisteswissenschaftliche Wissen braucht ein neues, maschinenlesbares Gesicht: ‚Interfaces‘ im Wortsinn, Schnittstellen zwischen Nutzern und digitaler Information, zwischen dem literarischen Code und dem literarischen Leben.

Das ist mehr als nur die zeitgemäße Neuverpackung eines zeitlosen Bildungsschatzes. Es geht nicht mehr nur um Oberflächendesign, sondern um den architektonischen Entwurf neuer Wissensräume, ‚Interspaces‘ sozusagen. ‚The medium is the message‘: Der größere Zusammenhang, in dem dieses vergleichsweise kleine Projekt steht, ist die unumgängliche Neukonstruktion des geisteswissenschaftlichen Wissens unter den neuen Bedingungen der medialen „Wissengesellschaft“.

Für ein solches Pilotprojekt ist Wittgenstein aus mehreren Gründen ein besonders geeigneter Gegenstand: Als Ikone der Moderne verkörpert er die ungebrochene Relevanz und Faszination geisteswissenschaftlichen Wissens in der neuen Medienkultur; als Grenzgänger zwischen Logik/Informatik und Literatur, zwischen analytischer Sprachphilosophie und „existenzieller“ Philosophie sprengt er die herkömmlichen Reviere der alten Geisteswissenschaften; von ihm als zentralem Exponenten der Wiener Kulturrevolution um 1900 lässt sich, Jean-Francois Lyotard zufolge, eine Brücke zur Postmoderne schlagen.

Das alles betrifft nun das Brenner-Archiv auf doppelte Weise: Erstens sucht es als Literaturarchiv nach geeigneten Vermittlungsformen, um den Reichtum der hier gesammelten Materialien in einer Medienkultur zur Geltung zu bringen, die das strenge und abstrakte Schwarz-auf-Weiß der Literatur immer mehr als Zumutung erfährt. Die

Medienkultur will in den Texten Stimmen, Gesichter, Körper erkennen – und die lassen sich am ehesten aus den Sedimenten des literarischen Lebens beschwören, die das Archiv aufbewahrt.

Zweitens ist das Brenner-Archiv seit längerem ein Zentrum der Wittgenstein-Forschung: Hier liegt ein wichtiger Teil seiner Korrespondenz, hier werden die Tagebücher und der Gesamtbriefwechsel erforscht und ediert, hier forscht und lehrt Allan Janik, weltweit renommierter Spezialist für Wittgenstein und „Wittgenstein’s Vienna“.

Und natürlich hat man sich hier schon lange intensiv mit der besonderen Beziehung zwischen Wittgenstein und dem Kreis um die literarische Zeitschrift *Der Brenner* beschäftigt, die 1914 mit einem Brief Wittgensteins an Ludwig von Ficker begann, in dem er ihn bat, unter Wahrung seiner Anonymität 100.000 Kronen an bedürftige Autoren weiterzugeben. Zu den Nutznießern gehörten dann auch Trakl und Rilke. Die Beziehung endete nach 1920, als Ficker Wittgensteins Wunsch, den *Tractatus Logico-Philosophicus* im Brenner-Verlag herauszubringen, am Ende doch abgeschlagen hatte.

Die besondere Konstellation der Briefschreiber Wittgenstein, Ficker, Trakl und Rilke, die sich zwischen 1914 und 1919 herauskristallisiert, steht im Mittelpunkt der virtuellen Ausstellung, die als Teil des „Wittgensteins Welten“-Projekts gegenwärtig entsteht (Autoren: Anton Unterkircher und Martin Lindner, Beratung: Allan Janik). Sie soll die Präsentation von digitalen Reproduktionen und Transkriptionen der faszinierenden Originaldokumente verbinden mit der hypermedialen Rekonstruktion des ‚geistigen Horizonts‘, in den diese Zeugnisse eingebettet sind. Als Leitmotiv kristallisierte sich dabei „das Schweigen“ heraus, oder genauer gesagt: das Schreiben über das Schweigen.

Der Bauplan der „virtuellen Ausstellung“ soll Einfachheit *und* Komplexität, Anschaulichkeit *und* Hintergründigkeit ermöglichen: Ausgangspunkt sind vier wichtige Briefe („Schlüsselobjekte“), denen jeweils zwei weitere Dokumente („Nebenobjekte“) zugeordnet sind. Jedes Objekt wird auf einem Screen dargestellt und charakterisiert. Daraus ergeben sich insgesamt zwölf Screens, die zusammen die eigentliche „Ausstellung“ ausmachen. Aus dieser Konfrontation und Engführung der Briefftexte entsteht zugleich, über die direkten Kommunikationen und expliziten Kommentare hinaus, so etwas wie ein eigener semantischer Raum: ein Reichtum von Untertönen und Obertönen, Resonanzen und Spannungen, gemeinsamen Denkfiguren und untergründigen Trennlinien.

Diese auf den ersten Blick noch nicht sichtbaren Strukturen, die sich zum Teil erst aus der ‚hypermedialen‘ Anordnung des Materials ergeben, sollen dann auf ca. 15–20 weiteren Screens rekonstruiert werden. Sie bilden die „Wissenstextur“, einen eigenen Bereich, der ‚hinter‘ der eigentlichen Ausstellung liegt. Dabei werden weitere Dokumente aus den Beständen des Brenner-Archivs eine wichtige Rolle spielen. Insgesamt steht hier nun die wissenschaftliche Argumentation im Vordergrund, die die vielfältigen Fäden des Gewebes herauspräpariert, verfolgt und die Muster nachzeichnet, die sich so ergeben. Dabei wird es nicht zuletzt darum gehen, eine anschauliche, bildschirmlesbare Textform zu finden, die zugleich komplexe Aussagen zulässt.

Es ist dabei mehr als nur ein merkwürdiger Zufall, dass das inzwischen im eKnowledge-Sektor eingebürgerte Schlagwort von ‚Knowledge Landscapes‘, die dem Nutzer einen explorativen Zugang zu komplexem Wissen bieten sollen, auf Wittgenstein selbst zurückgeht. Im Vorwort zu den *Philosophischen Untersuchungen* heißt es:

Und dies hing freilich mit der Natur der Untersuchung zusammen. Sie nämlich zwingt uns, ein weites Gedankengebiet, kreuz und quer, nach allen Richtungen hin zu durchreisen. [...] Die gleichen Punkte, oder beinahe die gleichen, wurden stets von neuem von verschiedenen Richtungen her berührt und immer neue Bilder entworfen. [So entstanden Landschaftsskizzen,] die nun so angeordnet, oftmals beschnitten, werden mußten, daß sie dem Betrachter ein Bild der Landschaft geben konnten.

Mit dieser Landschaft ist hier „die Sprache“ gemeint, aber ebenso gut lässt sich dafür „die Literatur“ oder „das Wissen“ einsetzen. Die Neuen Medien bieten nun die Chance, die Wittgensteinsche Metapher in anschauliche Konstruktionen zu übersetzen – und so auch dem Brenner-Archiv eine Gelegenheit, die Materialien und die Kompetenz des Hauses in einem tief greifend veränderten kulturellen Umfeld zu präsentieren.

Martin Lindner

## Rezensionen und Buchzugänge

*Endre Kiss: Philosophie und Literatur des negativen Universalismus. Intellektuelle Monographie über Hermann Broch. Cuxhaven, Dartfort: Junghans 2001 (Denker des 20. Jahrhunderts 8). 304 S. ISBN 3-932905-41-5. 29,90*

Die Broch-Gemeinde hat viel versäumt, meint Endre Kiss: Sie hat es zum Beispiel versäumt, auf Carl Dallago hinzuweisen und dessen Bedeutung für Broch zu würdigen. Sie hat es weiters versäumt, das Werk Brochs in die verschiedenen Wellen der europäischen Moderne einzurücken, sie hat sich statt dessen allzu oft damit begnügt, die Begriffe und die theoretischen Konzepte des Autors als zentrale Orientierungshilfen in der Auseinandersetzung mit seinem Werk einfach zu übernehmen. Sie hat es schließlich auch versäumt, alle Facetten dieses Autors zusammen zu sehen, den Theoretiker, den Philosophen, den Friedensforscher, den Experten auf dem Feld der Massenpsychologie, den Meister des polyhistorischen Romans, den Mitteleuropa-Spezialisten, und somit herauszustellen, dass Brochs Werk nach wie vor in aktuellen öffentlichen Debatten Substantielles zu sagen hätte.

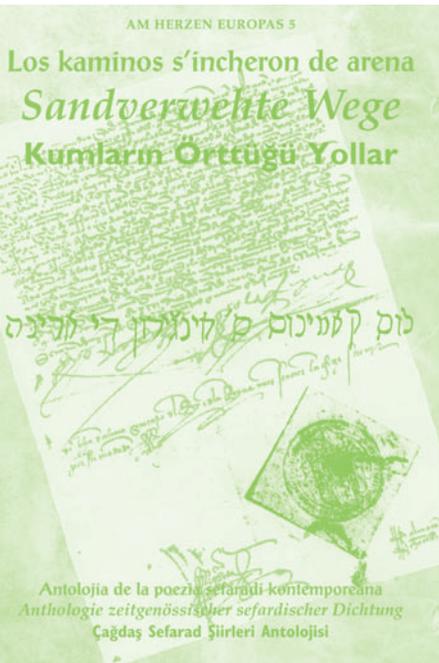
Kiss nimmt sich deshalb vor, in dieser Monographie das gesamte Lebenswerk Brochs zu präsentieren; er kann dabei auf eine Reihe älterer, namentlich auch eigener Arbeiten zurückgreifen. Und er holt weit aus. Er blickt zurück bis in das europäische Schlüsseljahr 1848, er zieht Vergleiche zwischen der Berliner und der Wiener Moderne, er beschäftigt sich mit Nietzsche und mit Dallago, mit Freud und mit Franz Blei, mit Lukács und mit Hannah Arendt, um die Moderne, d. h. die Wellen der Moderne nicht bloß aus der Perspektive der postmodernen Reflexion und also als homogenes Phänomen zu (re-)konstruieren, sondern endlich angemessen, in ihrer Vielfalt nämlich und in ihrer Widersprüchlichkeit zu erfassen: als eine Folie, vor der die „Eigentümlichkeiten“ der Schriften Hermann Brochs, seine Irrtümer und seine Leistungen sich deutlich abheben.

Ein aufmerksamer Lektor hätte einige Wiederholungen und zahlreiche Stileigentümlichkeiten dieser Monographie noch korrigieren können. Andererseits, so wie es ist, zeugt das Buch von einer eigenwilligen, selbstständigen, unfrisierten Durchdringung des Gegenstandes, die ihresgleichen sucht und schon deshalb eine anregende Lektüre garantiert.

J. H.

*Jenische Reminiszenzen. Geschichte(n), Gedichte. Ein Lesebuch. Herausgeber: Romedius Mungenast. Mitarbeit: Gerald Kurdoglu Nitsche (Am Herzen Europas 3). Landeck: EYE Literaturverlag 2001. 164 S. ISBN 3-901735-06-2. 18,10*

*Sandverwehte Wege. Anthologie zeitgenössischer sefardischer Dichtung. Herausgeber: Armin Eidherr. Mitarbeit: Robert Schild, Gerald Kurdoglu Nitsche (Am Herzen Europas 5). Landeck: EYE Literaturverlag 2002. 180 S. ISBN 3-901735-07-0. 18,10*



Am Herzen Europas: Die Reihe, die Gerald Nitsche in seinem Literaturverlag, im „Verlag für Literatur der Wenigerheiten“ herausbringt, ist zugleich das kühnste und das schönste Unternehmen im Revier der österreichischen Kleinverlage. Das kühnste, weil sich die Reihe um literarische Texte kümmert, die, wie die Texte der Jenischen oder der Sefarden, kaum einmal irgendwo sonst Aufmerksamkeit erregt oder gar sich ein Existenzrecht gesichert haben. Das schönste, weil der Verlagsleiter höchstpersönlich dafür sorgt, dass in seinen Büchern die Literatur der Ausgegrenzten nicht länger (nur) aus der Außensicht betrachtet wird, sondern (endlich) selbst zu Wort kommt. – Gerald Nitsche, der Herausgeber der inzwischen bereits landauf-landab gesuchten Anthologie *Österreichische Lyrik – und kein Wort Deutsch* (Innsbruck: Haymon 1990) überwacht im übrigen, in der gewohnten Manier, nach wie vor selbst die Zusammenstellung und auch die graphische Gestaltung seiner Bücher, die immer auch aufwendig illustrierte Bücher sind; so bekundet er, was die von ihm betreuten Texte ihm bedeuten.

Der von Romedius Mungenast herausgegebene Band ist den Jenischen, den Karnern gewidmet, den Fahrenden also, die als Korbflechter und Besenbinder, als Hausierer und Schausteller wahrgenommen und da und dort auch aufgenommen worden sind, wenn man sie einmal gebraucht hat, sonst allerdings gewöhnlich einzig und allein für negative Schlagzeilen gesorgt haben. Nur wenige Schriftsteller haben sich dieser Karner angenommen. Karl Schönherr mit seinem Drama „Karnrleut“ und Luis Stefan Stecher mit seinen „Kornrliadrn“ sind die bekanntesten. Inzwischen gibt es die Fahrenden nicht mehr, die letzten Jenischen in Österreich sind sesshaft geworden und reden nicht mehr sonderlich gerne über ihre Vorfahren. – Anders Romed Mungenast, dessen Vater noch ein Jenischer gewesen ist. Er beherrscht das Jenische, er sammelt und sichtet unermüdlich Aufsätze und Texte über die Jenischen und über das Jenische sowie vor allem Geschichten und Gedichte von den Jenischen selbst: In diesem Band sind die interessantesten Stücke seiner Sammlung endlich zugänglich.

Die Sefarden, die im Jahr 1492 aus Spanien vertriebenen Juden, die später vor allem im osmanischen Reich Aufnahme gefunden haben, haben Jahrhunderte hindurch ihre eigene Sprache, das Judeo-Espanyol, wie ihre Sitten und Gebräuche, ihre Lieder und Sprichwörter gehütet. Die bekanntesten Repräsentanten der „Sefardim“ allerdings sind nicht durch Werke in ihrer Muttersprache berühmt geworden: Baruch Spinoza hat vielmehr gewöhnlich lateinisch, Elias Canetti hat bekanntlich deutsch geschrieben. Die judeo-espanyolische Literatur scheint vom Aussterben bedroht.

Es gibt indessen noch sefardische Dichterinnen und Dichter, verstreut in aller Welt, namentlich in der Türkei. Gerald Nitsche, der jahrelang in der Türkei gelebt und gearbeitet hat, Robert Schild und Armin Eidherr haben sich also zusammengeschlossen, um von Istanbul aus den Spuren der Sefarden nachzugehen und ihre literarischen Zeugnisse zu studieren. Im bislang jüngsten Band der Reihe „Am Herzen Europas“ versammeln sie nun Aufsätze und Texte aller sefardischen Autoren, auf deren Werke sie im Zuge ihrer Ermittlungen gestoßen sind, darunter auch wissenschaftliche Beiträge, vor allem jedoch Gedichte.

Die sefardischen Texte, in diesem Buch graphisch besonders hervorgehoben, werden allesamt zugleich in deutscher und in türkischer Übertragung präsentiert. In möglichst sinngetreuen Übertragungen, wie Armin Eidherr und die türkische Übersetzerin Beki Albukrek Bardavid bescheiden hier hinzufügen, in Übertragungen, die nichts anderes sich vornehmen als hinzuführen zu den direkt oft kaum mehr übersetzbaren Originalen:

In diesem Verfahren, Texte und Übertragungen nicht einander gegenüber-, sondern aneinander-zu-stellen, das eine dem andern näher zu bringen, ohne darauf zu drängen oder aber gar zu unterstellen, dass eines im anderen ganz aufgehen könnte, in dem Verfahren verrät sich weit mehr als nur das Gespür ernsthafter Übersetzer für die Struktur der Poesie, nämlich auch das politische Konzept aller Anthologien des Literaturverlags von Gerald Nitsche.

J. H.

### *Briefe von, an und über Karl Kraus*

*Feinde in Scharen. Ein wahres Vergnügen dazusein. Karl Kraus – Herwarth Walden. Briefwechsel 1909–1912. Hg. v. George C. Avery. Göttingen: Wallstein 2002 (Veröffentlichungen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung 79). 675 S. ISBN 3-89244-613-X. 50,40*

*„Wie Genies sterben.“ Karl Kraus und Annie Kalmar. Briefe und Dokumente 1899–1999. Hg. v. Friedrich Pfäfflin und Eva Dambacher in Zusammenarbeit mit Volker Kahmen. Göttingen: Wallstein 2001. 164 S. (zuerst: Marbach: Deutsche Schillergesellschaft 1999 [Beiheft 1 zum Marbacher Katalog 52]). ISBN 3-89244-475-7. 22,70*

*„Verehrte Fürstin!“. Karl Kraus und Mechtilde Lichnowsky. Briefe und Dokumente*

1916–1958. Hg. v. Friedrich Pfäfflin und Eva Dambacher in Zusammenarbeit mit Volker Kahmen. Göttingen: Wallstein 2001. 256 S. (zuerst: Marbach: Deutsche Schillergesellschaft 2000 [Beiheft 3 zum Marbacher Katalog 52]).

ISBN 3-89244-476-5. 25,80

Elke Lorenz: „Sei Ich ihr, sei mein Bote.“ *Der Briefwechsel zwischen Sidonie Nádherný und Albert Bloch*. München: Iudicium 2002. 358 S. ISBN 3-89129-742-4. 42,10

Wenn es nicht noch (unwahrscheinliche) Überraschungen gibt (die eigentlich nur im Fund für verschollen gehaltener Briefe bestehen könnten), sind mit den hier zu besprechenden Ausgaben – nach den Briefen an Sidonie Nádherný, nach dem Briefwechsel mit Otto Stoessl und nach den (schon weniger zahlreichen) Briefen von und an Ludwig v. Ficker (im Ficker-Briefwechsel) – so gut wie alle erhaltenen größeren Briefbestände von Kraus veröffentlicht (mit Ausnahme der Briefe an Berthe Marie Denk). Zu diesen eher privaten Dokumenten kämen freilich die zumeist ebenfalls von Kraus selbst geschriebenen Briefe des Verlags, von denen viele – als eine eigene Textsorte – in die *Fackel* Eingang gefunden haben, aber noch weit mehr bislang ungedruckt geblieben sind; sie haben allerdings im Grunde öffentlichen Charakter.

Voraus geschickt sei, dass Kraus kein begnadeter Brief-Schreiber gewesen ist; genauer: Obwohl einzelne Stellen der Briefe an Sidonie Nádherný ihn als epistolarischen Meister ausweisen, hat er sich im Regelfall nicht die Zeit genommen, um seine Briefe auszufeilen; der Großteil von ihnen erfüllt, sehr gut, die Mitteilungsfunktion, aber auch nicht mehr (vgl. Brief 399 an Walden, 15. Oktober 1910: „Daß ich außer der Erledigung sachlicher Nothwendigkeiten einen regelrechten Briefwechsel nicht führen kann [...]“). Im Walden-Briefwechsel zeigt etwa der Entwurf eines polemischen Briefes an Paul Barchan (27. Juni 1909; Anlage zu Brief 5), wie Kraus Briefe schreiben konnte – wenn eine Veröffentlichung denkbar schien; zeigen die Briefe an Walden, wie wenig es ihm – in der alltäglichen Korrespondenz – auf Gestaltung angekommen ist.

Ausnahmen gibt es, die schönste davon vielleicht die kurze Karte an Ludwig v. Ficker „Immer denke ich an Sie“ vom 29.9.1916, eine exemplarische Erfüllung von Kraus' Programm der „Wiedergeburt des alten Worts“.

George C. Averys Ausgabe des Briefwechsels zwischen Kraus und Herwarth Walden, dem Herausgeber des Berliner *Sturm*, ist fast schon ein Mythos der Kraus-Forschung geworden. Jetzt liegt sie endlich vor.

Sie gewährt in vieler Hinsicht einen intensiven Einblick in die Arbeitsweise sowohl von Kraus als auch von Walden – allein schon durch die Dichte der (viele Karten und Telegramme enthaltenden) Korrespondenz. Zahlreiche Stellen zeigen die prekäre materielle Situation, in der Walden seine Zeitschrift(en) gegründet und redigiert hat.

Anfänglich geht es in dem von Juni 1909 bis Herbst 1912 währenden (sich gegen Ende ziemlich ausdünnenden) Briefwechsel vor allem um Waldens engagierte Bemühungen, der bewunderten *Fackel* im Deutschen Reich ein breiteres Publikum zu verschaffen, Bemühungen, an denen Kraus durchaus (auch materielles) Interesse

hatte und die sogar redaktionelle Entscheidungen beeinflussten (etwa den zeitweiligen Verzicht auf Doppelnummern). Schließlich resigniert Kraus : „[...] meine Glossen kann man zwar in deutsche Bücher, aber nur schwer in deutsche Blätter verpflanzen: dort tritt wieder die zeitliche und lokale Bedingtheit hervor“ (Brief 429 vom 3. Januar 1911).

Die über diese verlegerischen Anstrengungen hinaus reichende Zusammenarbeit mit Waldens Zeitschrift ist letztlich an der Unmöglichkeit gescheitert, von Wien aus die Fahnen und den Umbruch von Nachdrucken im *Sturm* bis zur letzten Minute zu korrigieren – ein weiterer Beweis für die (engen) Grenzen der Kompromissfähigkeit des Satirikers, und übrigens auch für seine genaue Kenntnis der Drucktechniken. Kraus' vielfache Thematisierung des Druckprozesses in seiner Zeitschrift ist eben keineswegs nur ein Topos seiner Satire. Besonders aufschlussreich ist in dieser Hinsicht Brief 270 (24. März 1910).

Die Postkarte 536 (7. August 1911) bestätigt, dass die Entdeckung des *Brenner* durch Kraus tatsächlich so zufällig vor sich gegangen ist, wie er sie in der *Fackel* beschreibt.

Interessant einzelne Urteile über Autoren. Offensichtlich hat Kraus mindestens zeitweise (den frühen) Döblin geschätzt, was aus der *Fackel* nicht hervor geht. Von anderen Figuren des Berliner Expressionismus (z. B. Hardekopf) hat er dagegen wenig gehalten. Gelegentlich geht er näher auf Gedichte von Else Lasker-Schüler ein, die er nicht alle gleich hoch geschätzt hat.

Bemerkenswert auch das persönliche Verhältnis zwischen Kraus und Walden: Die bedingungslose (und wohl kaum opportunistische) Bewunderung des Berliner Komponisten und die Reaktionen des Bewunderten lassen Konturen einer literarischen Freundschaft erkennen, wie man sie eher in der Gefühlskultur des 18. Jahrhunderts als am Beginn des vorigen erwarten würde. Insofern sind die Briefe ein hochinteressantes Rezeptionszeugnis. Neben der Nähe ist freilich stets auch Distanz zu spüren. Wechselseitige Achtung bestimmt selbst noch die letzten Briefe vor dem Abbruch der Kontakte, obwohl die Entfremdung deutlich zu spüren ist.

Die vielen Wiederholungen, die komplizierten Überschneidungen zwischen Briefen – oft liegen zwischen einer Anfrage und der Antwort darauf 2 oder 3 Briefe und Telegramme zu anderen Themen –, die Details verschiedener Berliner Prozesse usw. machen den Briefwechsel unüberschaubar und gelegentlich zu einer mühsamen Lektüre. (Bei den Überschneidungen hätte der Herausgeber die Lektüre durch Verweise erleichtern können.) Die Entscheidung, den Briefwechsel in seiner Gänze abzudrucken, war dennoch richtig; denn gerade seine Intensität gewährt wichtige Einblicke. Dass es in so vielen Briefschaften, durch die man sich eher durchbeißen muss, nur um Technisches und Kommerzielles geht, ist in hohem Maße aussagekräftig: Kraus war eben nicht nur Autor, sondern auch Herausgeber einer Zeitschrift. Manche Details der Biografie von Kraus werden hier besser erkennbar, und schließlich lassen sich den Briefen und dem Kommentar Hinweise zu (bisher noch nicht untersuchten) Veränderungen entnehmen, die Kraus in seinen Texten für einen Nachdruck in Berlin vorgenommen hat. Gewichtige Selbstaussagen sind in diesen Briefen dagegen eher selten.

Editorisch erfüllt der Band nicht alle Wünsche. Zwar dürfte die Textwiedergabe korrekt sein; aber der Kommentar – der auf geschickte Weise die Erläuterungen zu genannten Personen mit dem Index kombiniert – ist oft lücken-, manchmal fehlerhaft. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Avery das längst abgeschlossene Manuskript nicht mehr auf den neuesten Stand gebracht hat.

Einige Beispiele: Viele Jahre nach der Identifikation des (auch im *Brenner* gedruckten) Autors Hugo Wolf durch Viktor Suchy ist seine Verwechslung mit dem (im Brief gemeinten) 1903 verstorbenen Komponisten nicht mehr entschuldbar (S. 675); die Charakterisierung Luegers als des „regsamen, konservativ-populären Bürgermeisters von Wien“ (S. 473; ähnlich unzureichend S. 658) greift eindeutig zu kurz; wenn Avery den „Bonner Borussenprozeß“ nicht ermitteln konnte, so hätte er doch das Corps Borussia in Bonn als die Verbindung des deutschen Hochadels kommentieren müssen (S. 566); die *Aphorismen vor Kraus* in der *Aktion* stammen in der Tat von Lichtenberg (S. 568), doch wäre Pfemferts satirische Aktion deutlicher zu charakterisieren gewesen; dass „Rotarier“ (S. 306) hier nicht Mitglieder der bekannten (damals im Deutschen Reich noch gar nicht tätigen) Vereinigung sein können, sondern dass das Wort als ‚Rot-Arier‘ zu lesen ist, hätte ebenfalls einer Bemerkung bedurft.

Mehr als solche Einzelheiten verwirrt die Anlage des Kommentars, der fast ein reiner Einzelstellenkommentar ist und dadurch Zusammenhänge nicht klar werden lässt; so wären etwa die Berliner Prozesse um Fritz Wittels' Schlüsselroman durch eine zusammenfassende Darstellung besser verständlich geworden.

Das informative, aber verhältnismäßig knapp ausgefallene Nachwort kompensiert diesen Mangel nicht.

Dass die dort (S. 628) erwähnten Unterstreichungen und Rufezeichen Kraus' in Walden-Briefen in der Ausgabe nicht dokumentiert sind, und sei es schematisch, ist ein gewichtiger editorischer Mangel. Solche Reaktionen sind doch fast Brief-wertige Bestandteile einer Korrespondenz!

Viel stärker privaten Charakter haben die Briefe und Zeugnisse, die die Beziehungen des jungen Karl Kraus zur früh (1901) verstorbenen Schauspielerin Annie Kalmar und die nicht ganz unbeschwerte Freundschaft mit der Schriftstellerin Mechtilde Lichnowsky in den 20er Jahren dokumentieren.

Die Korrespondenz mit und noch mehr um Annie Kalmar zeigt einen sehr jungen, durch die Krankheit und den Tod der Geliebten erschütterten Karl Kraus. Die Briefe sind vor allem für die Biografie des Satirikers wichtig, für den diese Liebe lange prägend geblieben ist, wo nicht überhaupt Annie Kalmar für ihn ein Archetyp der ‚Geliebten‘ gewesen ist. Die erstaunlich zahlreichen bisher unbekanntes Briefschaften an die und von der Schauspielerin sowie, noch lange nach ihrem Tod, über sie sind sorgfältig ediert und durch eine Reihe von Dokumenten, darunter viele Bildzeugnisse, und durch Querverweise auf Artikel in der *Fackel* ergänzt. Über die soziale Stellung der (schönen) Schauspielerin um die Jahrhundertwende erfährt man aus diesen Briefen und Dokumenten einiges, was über das individuelle Schicksal Annie Kalmars hinaus gültig sein dürfte.

Unmittelbar für Kraus' Schaffen interessant ist insbesondere ein Brief an Alfred v. Berger (1901; S. 110), von dem Kraus offenbar ein Bonmot gehört und in seine Zeitschrift übernommen hatte; der Satiriker macht hier auch eine programmatische Aussage zu seiner Arbeit – eine, die sich von denen in späteren Jahren kaum unterscheidet. Hervorgehoben seien ferner eine Bemerkung über Ludwig v. Janikowski (S. 139), Kraus' Ausdruck der Begeisterung über Heinrich Manns *Göttinnen* (beides in einem Brief an Berger von 1904) sowie ein positives Urteil über Polgar, ebenfalls aus dem Jahr 1904 (S. 140).

Zu korrigieren wäre die Zuordnung Victor Kienböcks, des Anwalts von Kraus, zur Sozialdemokratie (S. 46); Kienböck war im Gegenteil in der Ersten Republik ein maßgebender christlichsozialer Politiker. (Kraus könnte den wenig älteren Juristen aus seiner Schulzeit gekannt haben.)

Die Briefe des älter gewordenen Satirikers an Mechtilde Lichnowsky, eine intellektuelle Gesprächspartnerin, sind selbstverständlich gewichtiger. Der Briefwechsel setzt 1918 ein und endet 1932; durch Zufall sind auch einige wenige Briefe der Fürstin Lichnowsky erhalten. Pfäfflin hat die Briefe durch Dokumente wie Tagebuchnotizen und spätere Erinnerungen vielfältig ergänzt, oft durch Unveröffentlichtes aus dem Nachlass der Briefpartnerin.

Wie die persönliche Beziehung zwischen dem Autor Kraus und der Autorin Lichnowsky – zwischen denen doch ein gewisses Konkurrenzverhältnis bestand – nun genau beschaffen gewesen ist, lässt sich den Briefen kaum entnehmen: Mit fast unglaublicher Konsequenz vermeiden beide die direkte Anrede durch das Personalpronomen – mit wenigen Ausnahmen, so einem „Ihr“ in Brief 59 und der durchgehenden Anrede der Fürstin in der Höflichkeitsform in Brief 69.

Dass Formulierungen Mechtilde Lichnowskys und „aus der Lichnowskyschen Familiensprache“ (S. 139) gelegentlich in der *Fackel* verwendet worden sind, hat man aus deren Lektüre – aus Andeutungen – errahnen können. Hier wird die Urheberschaft der Freundin an verschiedenen Stellen des Werks von Kraus, darunter einem Wortspiel in *Literatur*, belegt. Mechtilde Lichnowsky war mit diesen Aneignungen nicht immer einverstanden, Kraus sehr betreten, wenn sie deshalb Vorwürfe gegen ihn erhob. Für die Arbeitsweise des Satirikers sind diese Informationen sehr aufschlussreich; man muss ja annehmen, dass er in seine Texte Formulierungen nicht nur von Mechtilde Lichnowsky, sondern auch von anderen Freunden und Bekannten integriert hat.

In den Briefen an die Fürstin Lichnowsky finden sich wegen der Zusammenarbeit bei der Musik für seine Nestroy-Vorlesungen besonders viele Äußerungen zu diesen Veranstaltungen, die Kraus hier nicht selten „Aufführungen“ nennt (S. 130, 147); von den Kompositionen der Autorin scheint der Vorleser sehr begeistert gewesen zu sein. Eine hier enthaltene Zusatzstrophe von 1923 zu *Weder Lorbeerbaum und Bettelstab* ist, soweit ich sehe, bisher noch nicht veröffentlicht worden; im zugehörigen Brief gibt Kraus obendrein genaue Auskunft über den Anlass zu den satirischen Versen (S. 146).

Noch deutlicher als in den Briefen an Sidonie Nádherný wird hier ein gesellschaftliches Umfeld erkennbar, in dem sich Kraus wie sonst wohl nur Rilke bewegt hat, ein sehr kultiviertes Umfeld, das sich von dem Boheme-Milieu, das ihn in Wien umgab, deutlich unterschied. Das ausgeprägte Traditionsbewusstsein des Autors ist gewiss nicht nur, doch auch aus dieser eigentümlichen Verankerung in der Welt des Hochadels zu erklären.

Einige korrigierende Ergänzungen zum insgesamt gewohnt vorzüglichen Kommentar Pfäfflins (der in Kleinigkeiten gegenüber dem Erstdruck als Beiheft des Marbacher Katalogs verbessert ist): „vor dem großen Torschluß in dortiger Gegend“ (Brief 23) dürfte die Bodenreform und damit die Enteignung des Großgrundbesitzes in der Tschechoslowakei meinen; „Machinierertum“ (Brief 25) kann nur ein Lesefehler (oder ein Verschreiben) sein, gemeint ist zweifellos „Tachinierertum“; das Wort „Tschechien“ (Kommentar zu Brief 32 von 1921) ist ein Anachronismus; nicht der *Jedermann*, sondern das *Salzburger Große Welttheater* wurde in der Kollegienkirche aufgeführt (Kommentar zu Brief 37); zu Brief 89 (136f.) wäre verdeutlichend zu ergänzen, dass die ersten beiden Coupletstrophen von Nestroy stammen, die dritte von Kraus.

Es ist nicht das geringste Verdienst des Bandes, an eine wichtige und sehr vielseitige Intellektuelle im Umfeld von Karl Kraus zu erinnern, mit der sich auch unabhängig von ihren Kontakten mit diesem auseinander zu setzen lohnen könnte.

Eine ganz andere Briefkultur bestimmt den Briefwechsel zwischen Sidonie Nádherný und dem amerikanischen Maler Albert Bloch (vgl. *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* 3, 1984, S. 35–53). Dieser, seit 1913 Leser und Bewunderer der *Fackel* und Bewunderer des Menschen Karl Kraus, den er allein durch die Zeitschrift gekannt, den persönlich kennen zu lernen er jedoch abgelehnt, den aber seinerseits auch Kraus aufgrund von Zuschriften an die *Fackel* hoch geschätzt hat, ist 1947 in Kontakt mit der damals noch in Böhmen lebenden Baronin getreten, der er ebenfalls nie begegnet ist; bis zu deren Tod sind die beiden in einem intensiven brieflichen Austausch geblieben, in dessen Mittelpunkt die Bewunderung für den toten Karl Kraus steht – kaum für den Satiriker, fast ausschließlich für den Dichter und für den Menschen (dessen menschliche Größe Bloch aus der *Fackel* erschlossen hatte). Sidonie Nádherný hat Bloch eingehende Auskünfte über die ihr gewidmeten Gedichte von Kraus gegeben, Bloch interessante Bemerkungen zu Kraus' Versen niedergeschrieben. Die Gelegenheitsverse *Zum neuen Jahr* (1917) werden hier zum ersten Mal gedruckt (S. 224).

Die unbedingte Hingabe der beiden an den Dichter Kraus nur als ein ‚Rezeptionszeugnis‘ zu verstehen, würde diesem Briefwechsel Unrecht tun; er ist ein großartiges, oft auch sprachlich sehr schönes Dokument des Denkens und Fühlens zweier so sensibler wie kultivierter Menschen. Allein der deutsche Stil von Bloch, dessen Mutter- und dessen Alltagssprache das Englische war, macht die Briefe lesenswert. Der Amerikaner, der allerdings lange in Deutschland gelebt hatte, legt einen Sinn für Nuancen der Sprache von Kraus an den Tag, der den vieler Deutschsprachigen übertrifft.

Bloch hat ja auch Gedichte von Kraus übersetzt; von diesen Übersetzungen und von einem (Sidonie Nádherný übersandten) großen Gedicht auf und über den verehrten Autor (S. 232–252) ist in den Briefen ebenfalls die Rede, was man, gefesselt durch so durchdachte Äußerungen über Kraus, leicht zu übersehen geneigt ist, aber nicht übersehen sollte.

Im Einzelnen geben die Briefe vielleicht weniger Aufschluss über Kraus, als man erwarten würde – es sei denn jenen, dass man in ihnen die Stimme der sonst stummen Sidonie Nádherný vernimmt (deren Briefe an Kraus ja vermutlich nicht erhalten sind) und so begreifen kann, was Kraus an diese Frau gebunden hat; es war offenbar sehr viel mehr als ihre erotische Ausstrahlung.

Nicht wenige Stellen sind gleichwohl in einem sachlichen Sinn erhellend: etwa Sidonie Nádhernýs Erinnerungen an den „vortrefflichen Imitator“ Kraus (S. 162), das (aus herzlicher Abneigung formulierte) boshafte Portrait Helene Kanns (S. 255ff.), Sidonie Nádhernýs Sicht auf das Verhältnis zwischen Kraus und Loos (S. 264f.). Die Briefe gewähren ferner Einblick in die Streitereien um den Nachlass von Kraus; Bloch und Sidonie Nádherný sind von Sameks Integrität überzeugt, weniger von der Heinrich Fischers. Am erschütterndsten die kaum zu bezweifelnde Erinnerung Sidonie Nádhernýs, Kraus habe 1934 oder 1935 aus Verzweiflung gemeinsam mit ihr freiwillig in den Tod gehen wollen (S. 195).

Besser als irgendein anderes Dokument aus seinem Umfeld lässt die Spiegelung seines Wirkens in diesen Briefen die zwei Sphären erkennen, in denen sich Kraus bewegt hat. In der einen (die auch die Mechtilde Lichnowskys gewesen ist) war er sensibler Privatmensch und Lyriker, in der anderen Satiriker und öffentlicher Wiener Kämpfer. Die beiden Briefpartner nehmen nur die eine Sphäre, nur den Menschen und aus dem Werk so gut wie nur den Lyriker Kraus wahr; kaum ein Epigramm wird als solches in die ausführlichen Reflexionen der beiden einbezogen, kaum ein satirischer Text – mit Ausnahme von *Literatur* (S. 288, 295), und auch da erinnert sich Bloch vor allem an die Heiterkeit des Autors bei einer Vorlesung der magischen Operette. Von den literarischen Gegnern wird allein Werfel mehrfach erwähnt, auch er in erster Linie unter dem Gesichtspunkt des Persönlichen. Dabei zeigen Bemerkungen über die nach 1945 in Wien gegründete Kraus-Gesellschaft (u. a. S. 192), dass Bloch und (in geringerem Maße) Sidonie Nádherný durchaus zu Polemik und zum Ausdruck von Antipathien fähig gewesen sind. Dass die Baronin aus Janowitz, wie sie mehrfach betont (z. B. S. 163), den Wiener Cafés – eben der anderen Sphäre – fern geblieben ist, scheint in dieser Hinsicht symptomatisch.

Die Edition dieses Briefwechsels – die Originale befinden sich im Brenner-Archiv – ist sehr verdienstvoll, und da die Texte so intensiv für sich sprechen, ist man gerne bereit, über kleine editorische Mängel hinweg zu sehen: So heißt es auf S. 228 mit Sicherheit im Manuskript „Stadtvedute“ (unten) und mit großer Wahrscheinlichkeit (oben) „wandte ... ab“ statt „erkannte ... ab“. Vor allem hat es Lorenz verabsäumt, die edierten

Briefe zu kommentieren, was beispielsweise angesichts der politischen Verhältnisse in der Tschechoslowakei nach 1945, aber auch in Hinblick auf viele andere Details wünschenswert gewesen wäre.

Die einleitenden Abschnitte zu den Briefpartnern informieren zureichend; weniger befriedigend sind die Interpretationen der Sidonie Nádherný gewidmeten Gedichte von Karl Kraus. Es handelt sich dabei vielfach nur um wenig methodenbewusste inhaltliche Paraphrasen, die kaum Interesse an den und Gefühl für die Gestaltungsprinzipien dieser spröden Verse erkennen lassen. Dass man bei Kraus-Gedichten die Verwendung des Reims in die Deutung explizit einbeziehen muss, versteht sich eigentlich von selbst; Lorenz geht auf dieses Stilelement und seine Funktion jedoch kaum ein. Schließlich ist die Verfasserin leider der durch den Kontext bedingten Versuchung, die Gedichte biografistisch zu interpretieren, völlig erlegen. Dass Kraus, in moralisch strengeren Zeiten, sich in einem Hotel als Bruder Sidonie Nádhernýs eingetragen hat, um mit ihr im gleichen Zimmer übernachten zu können, lässt sich einfach nicht mit Rollen in Gedichten in Zusammenhang bringen (S. 72). Man kann der Verfasserin nur zugute halten, dass es keine Tradition der Interpretation von Gedichten Kraus' gibt. Dieses akademischen Notwendigkeiten Genüge tuende Kapitel überfliege man; in dem (grafisch leider wenig befriedigenden) Buch steht Wichtigeres.

Aus dem Band geht mehrfach hervor, dass Bloch auch mit anderen Menschen aus dem Umfeld von Kraus intensiv über diesen korrespondiert hat; es ist zu hoffen, dass die in solchen Briefen mit Sicherheit zu findenden Gedanken über den Satiriker – die manches an wissenschaftlicher Literatur aufwiegen dürften – einmal zugänglich werden. Was Bloch an Werner Kraft über eine judenfeindlichem Missverständnis ausgesetzte Zeile in einem Gedicht von Kraus geschrieben hat (auf S. 79 zitiert), lässt einige Erhellungen allein aus diesem Briefwechsel erwarten.

Eine persönliche Bemerkung kann ich mir am Ende dieser Besprechung nicht versagen. Sie betrifft Blochs negatives Urteil über das intellektuelle Klima an den amerikanischen Universitäten. Ich habe kurz nach dem Tod des Malers – ohne von ihm zu wissen – ein Jahr an seiner Universität (der University of Kansas in Lawrence) studiert und habe in meinem ganzen Leben selten in so kurzer Zeit so viele intellektuelle Anregungen empfangen wie dort. Einem Europäer fällt es wahrscheinlich leichter, so etwas zu sagen, als einem Amerikaner ...

Sigurd Paul Scheichl

Wolfgang Hackl, Kurt Krolop (Hrsg.): *Wortverbunden – Zeitbedingt. Perspektiven der Zeitschriftenforschung*. Innsbruck u.a.: StudienVerlag 2002. 344 S. ISBN 3-7065-1606-3. 35,-

„... recht heterogene Beiträge zusammenzustellen, um damit die Zeitschriftenforschung als solche kaleidoskopartig zu präsentieren“ (S. 7) – so heißt es im Vorwort der Herausgeber. Und tatsächlich könnten die Themen der vorliegenden 23 Untersuchungen weiter gestreut kaum sein: Fragen zur forschungsgeschichtlichen Definitionsfindung stehen neben Darstellungen einzelner Periodika – hinsichtlich ihrer Entstehung, Konzeption, künstlerischen Gestaltung sowie gesellschaftspolitischen Bedeutung und Wirkung gänzlich unterschiedlicher Zeitschriften –, deren zeitlicher Bezug vom späten 18. Jahrhundert bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts reicht und deren geographischer Rahmen sich von Frankreich über den deutschen Sprachraum bis nach Rumänien und Israel erstreckt; der linguistische Zugang fehlt ebensowenig wie Überlegungen zu Problemen und Möglichkeiten, die die in den letzten Jahren immer wichtiger werdende Digitalisierung für die Zeitschriftenforschung mit sich bringt.

Mit einer der bedeutendsten Zeitschriften der Goethezeit beschäftigt sich beispielsweise Doris Kuhles: *Europa in Weimar. Das Journal des Luxus und der Moden (1786–1827)*. Das auch international renommierte Blatt, dessen weitgesteckter, die gesamte Lebensführung betreffender „Mode“-Begriff an heutige Lifestyle-Magazine erinnert, leistete nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung einer kulturellen Eigenständigkeit in Deutschland und stellt heute eine einzigartige Quelle zur Kulturgeschichte sowie zum Gedankengut in Europa von der Aufklärung über die Französische Revolution bis hin zum Beginn des 19. Jahrhunderts dar, sondern überrascht auch durch seine progressive Berichterstattung, z. B. zur Stellung der Frau in der Gesellschaft.

Karl Ziegers Beitrag *Die frühe Schnitzler-Rezeption in Frankreich: Arthur Schnitzler in französischen Rundschauzeitschriften 1894–1914* ist Teil eines umfangreicheren Projekts zur Aufnahme Schnitzlers in Frankreich. Wie prägend die Berichterstattung in Zeitschriften, vor allem durch den Kritiker Henri Albert, für die Wahrnehmung des Autors und wie nachhaltig die Reduktion Schnitzlers auf das so entstandene Bild war, beschreibt Zieger höchst aufschlussreich. Der Beitrag lässt auf die abgeschlossene Studie zur französischen Schnitzler-Rezeption gespannt sein.

Vier Beiträge mit ganz unterschiedlichem Zugriff tragen der Bedeutung von Karl Kraus und der *Fackel* Rechnung. Helmut Arntzen zeigt das Blatt als „Gegen-Schrift schlechthin, in der die erinnerte Zeit als Gegen-Zeit figuriert“ (S. 135). Gilbert J. Carr skizziert die Situation der Presse um die Jahrhundertwende und konzentriert sich dabei auf einen Mitarbeiter der *Fackel*: Robert Scheu. Kurt Krolop beschäftigt sich mit dem Konflikt zwischen Karl Kraus und Max Brod, und Gertrud Maria Rösch erläutert und vergleicht Techniken der Kriegssatire in der *Aktion* und in der *Fackel* am „Fall‘ Hanns Heinz Ewers“ (S. 156).

Die Aufsätze von Hans Otto Horch und Till Schicketanz, ‚*Volksgefühl und Jüdischkeit*‘ – *Julius und Fritz Mordechai Kaufmanns Alljüdische Revue Die Freistatt*, sowie von Walter Grab, *Die deutschsprachige und antifaschistische Zeitschrift Orient (1942/43)*, sind Beispiele für die gelungene thematische Zusammenstellung der in diesem Band versammelten Beiträge: Während Horch und Schicketanz sich mit der von April 1913 bis Mai 1914 publizierten Zeitschrift *Die Freistatt* beschäftigen, die sich wie kaum ein anderes Blatt kritisch mit Zionismus und Ostjudentum beschäftigt hat, zeigt Grab direkt anschließend am Beispiel des *Orient*, wie die Debatte um extreme Auswüchse des Zionismus dreißig Jahre später in Palästina ungleich schärfer und auch gewalttätig ausgefochten wurde.

*Die Zeitschrift als Seismograph. Der Streit um die moderne Literatur in der österreichischen Literaturzeitschrift Wort in der Zeit* von Wolfgang Hackl ist die spannende Darstellung eines Organs, das in seinem Erscheinungszeitraum von 1955 bis 1965 sowohl einer der Tradition verpflichteten als auch einer jungen, neu entstehenden Literatur gerecht zu werden versuchte. Lange Zeit „Seismograph“ von Veränderungen und Verschiebungen in der österreichischen Literaturlandschaft, fungierte *Wort in der Zeit* ab 1964 im Streit um die Avantgarde nicht nur als Spiegel der Auseinandersetzung, sondern nahm auch die weitere Entwicklung und die Etablierung der Avantgarde in Österreich um 1965 vorweg.

Einen sprachwissenschaftlichen Beitrag zur Zeitschriftenforschung liefert Lorelies Ortner: *Special Interest-Zeitschriften und ihre Rolle bei der Popularisierung von Fachwortschätzen*, in dem – belegt mit zahlreichen Text- und Bildbeispielen – unterschiedliche Periodika von *Literaturen* über *P.M.* bis hin zur *PC-Welt* nach dem Verwendungsgrad von Fachwortschätzen, aber auch nach der Häufigkeit der erklärenden Elemente untersucht werden. Dass Ortner selbst mit diesen „benennungsreflektierenden“ Mitteln umzugehen weiß, stellt sicher, dass der Beitrag auch Nicht-LinguistInnen einiges Lesevergnügen bereitet.

*Wortverbunden – Zeitbedingt* soll keine „umfassende und vollständige Gesamtschau“ (S. 7) darstellen. Dem Anspruch, „inhaltliche Anstöße und methodische Anregungen für weitere Untersuchungen und Studien“ (S. 8) geben zu wollen, wird der Band gleichwohl in hohem Maße gerecht.

Elisabeth Kapferer

Luis Miguel Isava: *Wittgenstein, Kraus, and Valéry. A Paradigm for Poetic Rhyme and Reaso.* New York u. a.: Peter Lang 2002 (*Phenomenology and Literature I*). 196 S. ISBN 0-8204-5285-8. 61,80

Der venezuelanische Komparatist Luis Miguel Isava versucht, ein Paradigma für das Funktionieren der Sprache in der zeitgenössischen abendländischen Lyrik von heute zu entwickeln. Seine Fragestellung wird weniger von Problemen mit dem Verständnis der zeitgenössischen Lyrik selbst als vom Mangel einer angemessenen Theorie dafür bestimmt – was von vornherein eigenartig klingt: Wieso soll Theorie zum Selbstzweck werden? Darüber hinaus will Isava die angestrebte Theorie unbedingt mit einer Hermeneutik identifizieren. Das ist problematisch, insofern eine Hermeneutik lediglich ein Modell oder ein Muster mit eingeschränkter Reichweite bei der Anwendung ist; während eine Theorie als solche Allgemeinheit beansprucht. Kurzum, sucht man eine Theorie zur Erklärung der zeitgenössischen Lyrik, müsste man wenigstens implizit die dubiose These aufstellen, dass es etwas Einheitliches gibt, das alle zeitgenössische Lyrik verbindet; während die Hermeneutik eher eine Technik für die angemessene Darstellung der Leistung in ganz bestimmten Gedichten ist. Also ist da ein Unterschied zwischen einer allgemeinen Erklärung und einer individualisierenden Darstellung. Da Isava unter ‚zeitgenössisch‘ die Avantgarde von Rimbaud und Emily Dickinson über Pound, Rilke und Ungaretti bis hin zu Mario Faustino, Carlos Drummond de Andrade, Eugène Guillivic versteht, kann man annehmen, dass er eher eine Theorie als eine Hermeneutik anstrebt.

Der Ludwig Wittgenstein der *Philosophischen Untersuchungen*, der Karl Kraus der posthumen – und wesentlich unrepräsentativen – Schrift *Die Sprache* und der Paul Valéry der *Cahiers* sind seine Wegweiser, aber Isava lässt keine Zweifel daran, dass Wittgenstein bei weitem der wichtigste für sein Projekt ist. Daher wird meine Kritik sich darauf fokussieren.

Isava hofft, dass er mit Hilfe der späteren Philosophie Wittgensteins ein Sprachspiel der Nicht-Repräsentation oder der bedeutenden Bedeutungslosigkeit entwickeln kann. Das Hauptmerkmal einer solchen avantgardistischen, rein poetischen Sprache nach Isava ist, dass sie *völlig* anders als die Umgangssprache ist. Es ist Isava klar, dass man diese Idee in Wittgensteins Text gar nicht findet. Immerhin behauptet er, dass das Hauptargument im Gedankengut der *Philosophischen Untersuchungen* immanent ist. Das Problem ist, dass seine Wittgenstein-Deutung nicht passt. Die erwünschte Vereinigung des späteren Wittgenstein mit Kraus, wie er hier unorthodoxerweise als Sprach-Platoniker ausgelegt wird, und Valéry ist nur plausibel, solange man eine scharfe *Tractatus*-ähnliche Grenze der Sprache in den *Philosophischen Untersuchungen* finden kann. Es ist aber nicht nur so, dass man keine solche Grenze findet – und man daher (wie Isava offen zugibt) keine Möglichkeit hat, Metaphysik gegen Lyrik zugunsten der Lyrik à la Valéry auszuspielen –, sondern es verhält sich sogar so, dass Wittgenstein genau diese Grenze in seinen Überlegungen ablehnt. Isava hat den entscheidenden Text *PU I*, § 43, grundfalsch verstanden: „Man kann für eine *große* Klasse von Fällen

der Benützung des Wortes ‚Bedeutung‘ – wenn nicht für *alle* Fälle seiner Benützung – dieses Wort so erklären: Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache.“ Isava meint, die Ausnahme, dasjenige nämlich, dessen Bedeutung nicht vom Gebrauch in der Sprache abhängig ist, sei Nonsens, der zwei Formen habe, eine positive, die Lyrik, und eine negative, die Metaphysik. Doch Wittgenstein scheint hier etwas ganz anderes zu meinen. Das wird vor dem nicht-zitierten letzten Satz im gleichen Abschnitt klar: „Und die *Bedeutung* eines Namens erklärt man manchmal dadurch, dass man auf seinen *Träger* zeigt.“ Aus dem Text geht hervor, dass es hier nicht um den Unterschied zwischen Umgangssprache und einer mystischen Jenseits-Sprache geht, sondern um die Distinktion zwischen jenen Namen, auf deren Träger man mit einer Geste hinweisen kann, z. B. „George Bush“, und anderen – in der Tat die Mehrzahl –, für die ein solcher Hinweis nicht reicht, z. B. „Spiel“.

Also kann man diesen Text keinesfalls als Hinweis auf etwas Unaussprechliches in den *Philosophischen Untersuchungen* auffassen – was nicht bedeutet, dass das Nur-Zeigbare aus Wittgensteins Gedanken einfach verschwindet: In den *PU II* z. B. finden wir eine Diskussion über Erscheinungen, z. B. Menschenkenntnis, die sich nicht genau in Worten zusammenfassen lassen, sondern Gegenstände eines intransitiven Wissens sind, d. h. etwas, das unbedingt mit Valéry's Begriff der intransitiven Bedeutung zu vergleichen wäre. Jedenfalls haben die Ausnahmen gar nichts mit einer besonderen ‚dichterischen‘ Verwendung von Sprache zu tun. Vielmehr bedeutet das Schlagwort ‚Bedeutung ist Gebrauch‘, dass es ein dichterisches Moment im Alltäglichen gibt, d. h. – im Gegensatz zu Isava –, dass es eher eine Kontinuität als einen Bruch zwischen dem Funktionieren der Umgangssprache und der Lyrik gibt: Die Fähigkeit, etwas neu und unerwartet mit einem Wort, Zeichen, Symbol oder Satz zu tun, die Möglichkeit zu improvisieren, ist ein wesentliches Moment der Sprache selbst und nicht etwas Besonderes. Nach Wittgenstein besteht die Sprache nicht lediglich aus Worten, Zeichen, Symbolen usw., sondern aus ihrer Verwebung in unsere Handlung. Zuerst wird uns der angemessene Usus davon beigebracht – „Abrichtung“ ist Wittgensteins Wort dafür –, aber sobald wir die Praxis des Sprachspiels beherrschen, können wir wie Jazz-Musiker Improvisationen erfinden. Es ist gerade die Einfachheit und Alltäglichkeit dieser Tätigkeit, die ihre Wichtigkeit verbirgt. Daher neigt man – wie Isava – dazu, eine tiefe esoterische Erklärung für die Entstehung von Dichtung zu suchen, weil man das dichterische Moment im Alltag einfach übersieht. Dieses magische Moment ist nichts anderes als das Moment der Metapher. Interessanterweise betont Isava die Bedeutung der Metapher an allen möglichen Stellen in seiner Abhandlung außer eben an der wesentlichsten. Der Grund dafür ist paradoxerweise, dass er diesbezüglich zu stark abhängig ist von Wittgenstein. Wittgenstein selbst ist Schuld, dass Isava die Rolle der Metapher in der Praxis missversteht.

In *PU II* unterscheidet Wittgenstein zwischen einem primären und einen sekundären Sinn von Worten und insistiert, dass es eine sekundäre Bedeutung eines Wortes geben kann, die nicht eine übertragene Bedeutung ist: „Die sekundäre Bedeutung ist nicht eine ‚übertragene‘ Bedeutung. Wenn ich sage ‚Der Vokal e ist für mich gelb‘, so meine ich

nicht ‚gelb‘ in übertragener Bedeutung – denn ich könnte, was ich sagen will, gar nicht anders als mittels des Begriffs ‚gelb‘ ausdrücken.“ Das Argument ist unter anderem von Bedeutung, weil Wittgenstein hier eine Stellungnahme zur Natur der Metapher verfasst, die stark an die des einflussreichen amerikanischen Philosophen Donald Davidson erinnert. Beide machen den gleichen Fehler: Sie identifizieren die Metapher mit einer bloßen Übertragung von Sinn und nicht mit einer Interaktion zwischen zwei Mengen von Gemeinplätzen, die Eigenschaften von ‚e‘ und ‚gelb‘, wie Max Black 1960 in seinem mittlerweile zum Klassiker gewordenen Aufsatz zum Thema mit Recht behauptete. Hier ist Wittgenstein selber Schuld. Tatsache ist, dass Wittgenstein sich nicht ausdrücklich mit dem Begriff der Metapher auseinandergesetzt hat und daher nur ein oberflächliches Verständnis davon hatte.

Kurz und gut: das, was Isava aus Wittgenstein herausholen will, ist einfach nicht da – oder im Falle der ‚sekundären‘ Bedeutung irreführend. Komischerweise ist für diejenigen, die sich mit dem Problem der Sprachverwendung in der Avantgarde auseinandersetzen, die Tatsache, dass Isava sie aus der späten Philosophie Wittgensteins zu erläutern versucht, von keiner großen Bedeutung. Wer das Buch genau liest, sieht rasch ein, dass Isavas Gedankengut eigentlich aus einer anderen philosophischen Richtung stammt. Wie er selbst in einer Fußnote auf Seite 61 erwähnt: Martin Heidegger, Walter Benjamin und Friedrich Nietzsche – und Jacques Derrida (den er an anderer Stelle erwähnt) sind seine echten Meister. In der Tat ist das Buch ein Versuch, Wittgenstein, Kraus und Valéry für eine postmoderne dekonstruktivistische Annäherung an die zeitgenössische Lyrik zu gewinnen. Das ist absolut legitim, soweit sie hineinpassen – was zumindest teilweise erklärt, warum Isava die Sprachtheorie anstatt der Praxis für maßgebend hält. Aber wie der Fall Wittgenstein zeigt, scheitert das Experiment. Die Frage, die übrig bleibt, ist: Inwiefern ist die Lyrik der Avantgarde ausschließlich aus der Ablehnung der Standardsprache zu erläutern?

Allan Janik

*Kärnten. Literarisch. – Liebeserklärungen, Kopfnüsse, Denkkzettel. Hg. v. Klaus Amann in Zusammenarbeit mit Fabjan Hafner, Hubert Lengauer und Michaela Monschein. Klagenfurt/Celovec: Drava 2002. 431 S. ISBN 3-85435-386-3. 29,50*

Die Anthologie verdankt ihre Entstehung einer Anregung des damaligen Kärntner Bischofs Egon Kapellari, seiner Idee, anlässlich des Millenniums im Länderdreieck Kärnten, Slowenien und Friaul literarische ‚Begegnungen‘ zu veranstalten. Das Robert Musil-Institut hat die Anregung aufgegriffen und im Rahmen dieses Projektes, mit Unterstützung des Landes Kärnten und der Diözese Gurk, schließlich auch das jetzt vorliegende Lesebuch zusammengestellt.

Ein Lesebuch, das radikal mit der Tradition bricht, dass nur der Einheimische etwas sagen dürfe über das Land und über die Menschen dort, und dass nur der über sein Land sich äußern dürfe, der sich darin rundum wohl fühlt.

Nahezu 400 Texte, darunter allerdings viele Text-Auszüge und Text-Splitter, Texte aus sieben Jahrhunderten insgesamt vermitteln, einmal aus der Innen-, dann wieder aus der Außensicht, Bilder über Bilder, die sich nicht und nicht zusammenfügen (lassen) zu einem stimmigen Gesamtbild. Alle derartigen, ein-sinnigen und ein-tönigen Gesamtbilder werden somit zurückgewiesen, entlarvt, erledigt.

In diesen ‚Begegnungen‘ stoßen die Bilder zusammen, manchmal stützen sie einander, oft desavouieren sie sich gegenseitig; nicht selten passiert es, dass sie sich selber bloß stellen:

„Bereits dort, wo Tirol an Salzburg grenzt, schütteln alle den Kopf über uns Idioten“, vermutet Egid Gstättnr. Aber er täuscht sich, doppelt: Denn dort, wo Tirol an Salzburg grenzt, in diesem zumeist unwirtlichen Gelände, bleibt ganz bestimmt niemand stehen, um über seine Einstellung den Kärntnern gegenüber nachzugrübeln. Und den Kopf schütteln kann auch ein Grenzgänger nicht über alles und jedes; allenfalls über Pauschalurteile, ob sie nun weiß zeichnen, wie die von Agnes Millonig verfasste Zusatzstrophe zum Kärntner Heimatlied, oder schwarz, wie Gstättners nicht weniger missglückter Satz.

Vieles, was hier zu einer Begegnung zusammengeführt, auch zusammengezwungen wird, lohnt das Lesen, lädt ein zum Weiterlesen. Neben Texten von bekannten Autorinnen und Autoren, unter anderem von Ingeborg Bachmann, Alois Brandstetter, Antonio Fian, Michael Guttenbrunner, Peter Handke, Werner Kofler, Christine Lavant, Janko Messner und Josef Winkler, findet sich auch recht Unbekanntes, zu Unrecht Unbekanntes, wie Johannes Lindners „Ländliche Biographie“.

Über das in diesem Lesebuch gewählte Verfahren, Texte unter thematischen Rubriken zu gruppieren, kann man diskutieren. Das Verfahren kann nämlich einerseits überraschende, interessante Verbindungen eröffnen (z.B. zwischen den hier abgedruckten Texten von Daniel Spitzer und Alois Hotschnig), andererseits aber ebenso leicht zu argen Missverständnissen ermuntern (z.B. zwischen den hier aufeinander stoßenden Texten von Friedrich Marx und Joseph August Schultes). Doch zu den graphischen Lösungen, die diesmal in der Drava-Setzerei gefunden worden sind, um ‚Begegnungen‘ zu ermöglichen oder auch zu verhindern, und über die Paginierung (die Seitenzahlen stehen einmal oben, einmal unten, häufig irgendwo mitten drinnen zwischen Kopfnüssen und Fußnoten) sollte man besser kein weiteres Wort verlieren. Vor dieser Setzerei ist jedenfalls zu warnen; ihr ist zuzutrauen, dass sie noch die Karawanken ins Wanken bringt. – Die Grundidee dieser Anthologie aber, jenseits aller herkömmlichen, patriotischen Blütensammlungen ein Land literarisch zu vermessen, eine Region mit Selbstbildern und mit Bildern von Fremden, von einheimischen wie nicht-einheimischen Schriftstellern zu konfrontieren, ist wohl wert, auch außerhalb der Kärntner Landesgrenzen aufgenommen zu werden.

J. H.

## Bericht des Institutsvorstands

Der Arbeitsbericht über das Kalenderjahr 2002 ist diesmal relativ kurz zu halten, weil schon in der letzten, erst im Herbst des vergangenen Jahres erschienenen Nummer der *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* über die bis August 2002 geleisteten Arbeiten berichtet worden ist.

### Archivierungsarbeiten

Das Brenner-Archiv hat neben den großen, eng miteinander verflochtenen Nachlässen von Josef Leitgeb und Friedrich Punt im Jahr 2002 u. a. noch Nachträge zum Nachlass Fanny Wibmer-Pedit, Nachträge zum Nachlass von Gertrud Theiner-Haffner, Briefe von Franz Kranewitter, Christine Lavant und Joseph Georg Oberkofler, Briefe von Franz Tumler an Gertrud Fussenegger (Kopien) sowie Gedichtmanuskripte von Adolf Pichler (Vorfrühling, Gedichtentwurf ) und Carl Dallago (Der Wahnmensch als Verbrecher; Welt und Mensch) erhalten. Zu den großen Sammlungen neu hinzugekommen sind außerdem der musikalische Nachlass von Haimo Wisser (226 Konvolute in 7 Ordnern und 3 Kartons), die Sammlung Hans Szklenar sowie 4 Kassetten aus dem Nachlass von Gudula Wiesmann.

Wir danken für Schenkungen: dem Stadtarchiv Klausen, Familie Leitgeb und Familie Punt, Judith Adler, Elisabeth Effenberger, Gertrud Fussenegger, Silvia Gärtner-Freund, Maria Haffner, Maria Jorda-Merkl, Trude Scrinzi, Hans Szklenar, Dieter Tausch und Jutta Wiesmann.

### Forschungsarbeiten

Seit dem Beginn des Wintersemesters arbeitet am Forschungsinstitut Brenner-Archiv Priv.-Doz. Dr. Martin Lindner als Gastprofessor (Fakultätsschwerpunkt Kommunikation – Medien – Bildung – Wissen).

### Veröffentlichungen von Institutsmitgliedern (Auswahl)

Die folgende Auswahl aus den Publikationen der Institutsmitglieder sollte einen kleinen Einblick in die Werkstatt des Institutes geben und andeuten, welche Themen zuletzt neben den Veröffentlichungen in den *Mitteilungen* aufgegriffen und behandelt worden sind.

*Johann Holzner*

*Auf neuem Terrain: Literatur in Südtirol um 2000.* In: Tirol zwischen Zeiten und Völkern. Festschrift für Helmut Gritsch. Hg. v. Eugen Thurnher. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 2002 (Schlern-Schriften 318), S. 251–260.

*Im Idealfall Verdichtetes. Dialekt im Theater.* In: Südtiroler Theaterzeitung III-IV/ 2002, S. 5–8.

*Walka o przetrwanie. O współczesnej liryce austriackiej. (Kampf ums Weiterleben. Zur österreichischen Lyrik der Gegenwart).* In: Tygiel Kultury (Łódź) 2002, Nr. 4–6, S. 43–51.

*Kinder- und Jugend- und Avantgardeliteratur in Österreich.* In: Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert. Hg. v. Peter Wiesinger unter Mitarbeit v. Hans Derkits, Band 7. Bern: Peter Lang 2002, S. 61–66.

*Dialoge und Kontroversen mit der Moderne: Gedichte von Erika Mitterer.* In: Erika Mitterer. Eine Dichterin – Ein Jahrhundert. Erika Mitterers Lebenswerk. Hg. v. der Österreichischen Gesellschaft für Literatur und Martin G. Petrowsky. Wien: Edition Doppelpunkt 2002, S.100–114.

*Roman, historischer.* In: Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe. Hg. v. Stefan Jordan. Stuttgart: Reclam 2002, S. 260–263.

*Der „Andre Hofer“ von Franz Kranewitter.* In: Andreas Hofer 1809. Eine Geschichte von Treue und Verrat. Hg. v. Bernhard Sandbichler. Innsbruck – Wien – Bozen: Tyrolia/Athesia 2002, S. 110–116.

*Vereinnahmung und Ausschließung. Poesie und Theologie.* In: Peter Tschuggnall (Hg.): Religion – Literatur – Künste II: Ein Dialog (Im Kontext 14). Anif/Salzburg: Verlag Mueller-Speiser 2002, S. 580–593.

*Allan Janik*

*Wittgenstein's Concept of Philosophy and Viennese Culture.* In: L'Erasmus 9, 2002, S. 72–78.

*Tyst kunskap, regelföljande och inläring.* In: Dialoger – om yrkeskunnande och teknologi. Hg. v. P. Tillberg. Stockholm: Dialoger Forlaget 2002, S. 273–284.

*Il „Brenner“ (gem. mit Walter Methlagl).* In: Humanitas 6, 2002, S. 871–884.

*Carl Dallago e Martin Heidegger: L'inizio e la fine del „Brenner“.* In: Humanitas 6, 2002, S. 908–924.

*Examples: The Constitution of Knowledge in Everyday Life.* In: Reflections on Diversity and Change in Modern Society: Festschrift for Annik Sjögren. Hg. v. Nadia Banno Gomes. Botkyrka (Sweden): The Multicultural Center 2002, S. 31–43.

*Wittgenstein Hertz and Hermeneutics.* In: Hermeneutic Philosophy of Science. Van Gogh's Eyes and God: Essays in Honor of Patrick Heelan. Ed. by Babette Babich. Boston Studies in Philosophy of Science Vol. 225; Dordrecht: Kluwer 2002, S. 79–96.

*Die Wiener Kultur und die jüdische Selbstthass-Hypothese.* In: Eine zerstörte Kultur. Hg. v. Gerhard Botz u. a. 2. Aufl. Wien: Czernin Verlag 2002, S. 113–128.

*Christine Riccabona*

*Literatur in Tirol. Das Modell einer digitalen Literaturgeschichte.* Dissertation. Innsbruck 2002.

*Randbemerkungen zur Literatur in Tirol.* In: Orte. Schweizer Literaturzeitschrift, Nr. 126, 2002, S. 6–8.

*Ich zeichne für meinen anderen Blick. Zu Anita Pichlers „Wie die Monate das Jahr“.* In: Das Herz, das ich meine. Essays zu Anita Pichler. Hg. v. Sabine Gruber u. Renate Mumelter. Bozen: Folio 2002, S. 45–54.

*Auswahl-Bibliographie von Walter Methlagl.* In: Walter Methlagl: Bodenproben. Kulturgeschichtliche Reflexionen. Hg. v. Forschungsinstitut Brenner-Archiv. Innsbruck: Haymon 2002, S. 250–256 (zusammen mit Anton Unterkircher).

*Eberhard Saueremann*

*Die Zeitschrift „Donauland“ (1917–1920). Ein militärisches Projekt zur geistigen Rettung der Habsburgermonarchie.* In: Wolfgang Hackl u. Kurt Krolop unter Mitarbeit v. Astrid Obernosterer (Hg.): Wortverbunden – Zeitbedingt. Perspektiven der Zeitschriftenforschung. Innsbruck, Wien, München, Bozen: Studien-Verlag 2001, S.163–182.

*Ursula A. Schneider und Annette Steinsiek*

*Christine Lavant: Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus. Hg. u. m. e. Nachwort versehen v. Annette Steinsiek und Ursula A. Schneider.* Salzburg, Wien: Otto Müller 2001. (2. und 3. Auflage 2002).

*Christl Thonhauser wird Christine Lavant. Entschlüsse und Hindernisse auf dem Weg zur Buchautorin.* In: Erfahrung nach dem Krieg. Autorinnen im Literaturbetrieb 1945–1950. BRD, DDR, Österreich, Schweiz. Kongressbericht der 3. Bremer Tagung zu Fragen der literaturwissenschaftlichen Lexikographie, 5.–7.10.2000 in Bremen. Hg. v. Christiane Caemmerer, Walter Delabar, Elke Ramm u. Marion Schulz. Frankfurt/M.: Peter Lang 2002, S. 175–201.

*Christine Lavants Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus. Vorträge anlässlich eines biblos-Literaturabends am 14.11.2001 (gemeinsam mit Hans Haider).* In: biblos. Beiträge zu Buch, Bibliothek und Schrift. Hg. v. d. Österreichischen Nationalbibliothek. 50, 2, 2001, S. 269–273.

*Monika Seekircher*

*Wittgenstein und die Flugtechnik.* In: Personen. Ein Interdisziplinärer Dialog. Beiträge des 25. Internationalen Wittgenstein Symposiums, 11.–17. August 2002, Kirchberg am Wechsel. Hg. v. Christian Kanzian. Kirchberg am Wechsel: Österreichische Ludwig Wittgenstein Gesellschaft 2002 (Beiträge der Österreichischen Ludwig Wittgenstein Gesellschaft 10), S. 225–227.

*Anton Unterkircher*

*Adolf Pichler.* In: Jutta Katharina Kirschl. Tu was, Ida! Widerstand am Adolf-Pichler-Platz. Innsbruck 2002, S. 90–95.

*Die Künstlergruppe um Karl Traut.* In: Der Schlern, Heft 11, November 2002, S. 39–45.

*Auswahl-Bibliographie von Walter Methlagl.* In: Walter Methlagl: Bodenproben. Kulturgeschichtliche Reflexionen. Hg. v. Forschungsinstitut Brenner-Archiv. Innsbruck: Haymon 2002, S. 250–256 (zusammen mit Christine Riccabona).

*Erika Wimmer*

*Im Winter taut das Herz. Roman.* Wien – München: Deuticke 2002.

*Auf Messers Schneide. Kabinettstück für 2 Frauen.* [Koproduktion Theater in der Altstadt Meran / Phenomena Bozen]. Uraufführung am 7.12.2002 im Theater in der Altstadt Meran. Regie: Rudi Ladurner.

*Liebe Frau Varesco! Text zur Vorstellung der Grafik-Mappe von Andrea M. Varesco zu Gedichten von Klaus Menapace im Sommer 2002.* In: kulturelemente. Zeitschrift für aktuelle Fragen, Nr 37, Dezember 2002.

Abschließend sei erwähnt, dass...

...die Forschungsarbeiten zur Literaturgeschichte Tirols seit 1945 kontinuierlich weitergeführt werden (Aktualisierung der Datenbank Dokumentation Literatur in Tirol),

...das Institut beteiligt ist an der wissenschaftlichen Konzeption der Ausstellung „Erinnerungen an das 20. Jahrhundert“ im Südtiroler Landesmuseum für Kultur und Landesgeschichte auf Schloss Tirol,

...das Institut schließlich auch eine Rezensionenseite neu eingeführt hat: Diese ist auf der Homepage des Brenner-Archivs unter der Rubrik „Besprechungen, Autorenportraits, Interviews“ und unter anderem auch auf der Homepage des „Österreichischen BibliotheksWerks“ zu finden.

## Öffentlichkeitsarbeit

Über die Aktivitäten des Literaturhauses und die Veranstaltungsreihe „Kontroversen im Brenner-Forum“, über die Vorträge, die von Institutsmitgliedern im Berichtszeitraum gehalten worden sind, im In- und Ausland, ist auf der Instituts-Homepage, vielfach auch in den Medien berichtet worden. Hier sei nur noch hingewiesen auf eine Ausstellung, die Eberhard Sauer mann vorbereitet und eröffnet hat: „Georg Trakl 1887–1914“. Eröffnung am 3.4.2002, in Braga/Portugal, Universität, Bibliothek. Veranstaltet von der Universidade do Minho und vom Forschungsinstitut Brenner-Archiv.

Im Hinblick auf das Kalenderjahr 2003 hat das Forschungsinstitut Brenner-Archiv drei internationale Symposien vorbereitet bzw. mitveranstaltet:

Text and Borders: The Borders of the Text. Innsbruck 24.–26.1.2003.

Internationales Weininger-Symposium. Innsbruck 30.–31.5.2003.

Carl Dallago-Symposium. Bozen 8.–10.10.2003.

J. H.

# Neuerscheinungen

---

Walter Methlagl: *Bodenproben. Kulturgeschichtliche Reflexionen*. Hg. v. Forschungsinstitut Brenner-Archiv. Innsbruck: Haymon 2002. 256 S. ISBN 3-85218-393-6. 22,-



In seiner nahezu vierzigjährigen Tätigkeit am Forschungsinstitut Brenner-Archiv hat Walter Methlagl aus den Überlieferungsträgern, insbesondere aus den Nachlässen, laufend kulturgeschichtliche „Bodenproben“ entnommen, um damit unerschlossene Gebiete der österreichischen Literatur- und Kulturgeschichte zu erforschen. Daher haben die in diesem Band versammelten 11 Aufsätze, die alle ihren Ausgangspunkt vom Entstehungsumfeld und von der Wirkung der Zeitschrift *Der Brenner* nehmen und kreative Vorgänge im Zusammenhang mit dem Entstehen einer „kritischen Moderne“ in Österreich beschreiben, eine repräsentative Funktion. Ebenso die darin angesprochenen Persönlichkeiten: Paul Celan, Ferdinand Ebner, Friedrich Hölderlin, Erich Lechleitner, Friedrich Nietzsche, Georg Trakl, Ludwig Wittgenstein. Durch den Nachweis von strukturellen Parallelen und Deckungen wird es möglich, landläufig Unvergleichliches aus Literatur, Philosophie, bildender Kunst, Musik, Architektur doch vergleichbar zu machen oder wenigstens Unvereinbarkeiten klar zu

bezeichnen.

Eine Auswahl-Bibliographie dokumentiert das breite Spektrum der publizistischen Tätigkeit Methlagls, als Herausgeber, Übersetzer, Wissenschaftler und Kunstkritiker.

---

Ferdinand Ebner: *Gesamtausgabe. Mühlauer Tagebuch 23.7.–28.8.1920*. Hg. v. Richard Hörmann u. Monika Seekircher. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2001. 204 S. ISBN 3-205-99345-4. 35,-

Im Sommer 1920 hält sich der österreichische Philosoph Ferdinand Ebner einen Monat lang bei Ludwig von Ficker, dem Herausgeber der Zeitschrift *Der Brenner* und Entdecker von Georg Trakl, in Mühlau nahe bei Innsbruck auf. Während dieser Zeit entsteht das sogenannte *Mühlauer Tagebuch*, in dem Ebner seine Eindrücke und Gedanken festhält. Ebner schildert seine Freundschaft mit Ficker, die Diskussionen mit verschiedenen Persönlichkeiten aus dem Brenner-Kreis, die sich an seinen radikalen Thesen entzünden, und die auf zahlreichen Wanderungen rund um Innsbruck erfahrene Schönheit der Natur, die ihm, dem „Denker des Wortes“, die Grenzen der Sprache aufzeigt. Ein ähnlicher Zweifel befällt ihn bei der Besichtigung von Bildern des Malers Erich Lechleitner, dessen Werk und Persönlichkeit seinen rigorosen Kulturpessimismus in Frage stellen. Ebenso findet sich im Tagebuch eine scharfe Kritik an der katholischen Amtskirche und an den kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnissen der Zwischenkriegszeit.

Dem Tagebuchtext angeschlossen ist ein Einzelstellen- und ein Flächenkommentar, in dem biographische, literarische, philosophische, historische und andere Zusammenhänge erklärt werden. Das umfangreiche Bildmaterial dient der Veranschaulichung und ermöglicht somit eine konkrete Vorstellung von den im Tagebuch erwähnten Personen, den Örtlichkeiten zu dieser Zeit und von den Bildern der im Tagebuch genannten Maler.

---

*Grete Gulbransson: Tagebücher. Hg. und komm. v. Ulrike Maria Lang.*

*Bd. 1: Der grüne Vogel des Äthers. 1904–1912. Basel/Frankfurt/M.: Stroemfeld/Roter Stern 1998. 472 S. ISBN 3-87877-X.*

*Bd. 2: Meine fremde Welt. 1913–1918. Frankfurt/M./Basel: Stroemfeld/Roter Stern 2001. 414 S. ISBN 3-87877-692-6. Pro Band 64,- . Subskription: 49,- .*

---

*Christine Lavant: Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus. Hg. u. m. e. Nachwort versehen v.*

*Annette Steinsiek u. Ursula A. Schneider. Salzburg/Wien/Leipzig: Otto Müller 2001 (3. Aufl. 2002). 160 S. ISBN 3-7013-1031-9. 15,-*

Die 1946 entstandene Erzählung galt als verschollen. *Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus* ist die gleichermaßen literarische wie psychologisch genaue Studie eines freiwilligen Aufenthalts in einer „Irren-Anstalt“. Die Ich-Erzählerin schildert Bewußtseins- und Unterbewußtseinszustände von Insassinnen, Personal, BesucherInnen und sich selbst.

---

*Walter Methlagl: „diverse“ an Ludwig von Ficker. Postkarte vom 20.11.1913. Innsbruck 2001.*

*(Faksimiles aus dem Brenner-Archiv. Hg. v. Annette Steinsiek. Nr 2). 3,-*

---

*Friedrich Punt: Zuflucht im Wortgehäuse 1941–1943. Gedichte. Hg. v. Christine Riccabona u.*

*Anton Unterkircher. Innsbruck: Edition Löwenzahn 2001 (Brennertexte Bd. 4). 172 S.*

*ISBN 3-7066-2264-5. 18,-*

Friedrich Punt (1898–1969), Rechtsanwalt und Lyriker, lebte in Innsbruck. Er war mit Ludwig von Ficker bekannt und mit Künstlern der „Brenner“-Gruppe befreundet, u. a. mit Carl Dallago, Josef Leitgeb, Erich Lechleitner, Bruno Sander. Der aus dem Nachlaß herausgegebene Band *Zuflucht im Wortgehäuse* umfaßt Gedichte gegen den Nationalsozialismus und ist ein für Tirol einzigartiges Dokument literarischen Widerstands.

---

*Allan Janik: Wittgenstein's Vienna Revisited. New Brunswick/USA, London: Transaction*

*Publishers 2001. 287 S. ISBN 0-7658-0050-0. 51,34*

Das Buch besteht aus einer Einleitung und 12 Kapiteln, die die Argumentation von *Wittgenstein's Vienna* ergänzen und einige Mißverständnisse des früheren Werkes ausräumen sollen. Im ersten Teil werden die einschlägigen intellektuellen Debatten und ästhetischen Werte in „Wittgensteins Wien“ in Analysen zu Schönberg, Weininger, Ebner und Kraus in Verbindung mit der Nietzsche-Wagner-Kontroverse und in Beziehung zur Kunst Jacques Offenbachs dargestellt. Im zweiten Teil werden sowohl Wittgensteins Beziehungen zum Wiener Kreis, zur Psychoanalyse und zu Georg Trakl als auch die Rolle

von Hertz, Weininger und Kraus in der Entstehung seines Philosophiebegriffs erläutert. Die Hauptthese ist, daß die kritische Einstellung zur Wiener Moderne von Kraus in der Literatur und Weininger in der Philosophie Wittgensteins Denken zutiefst prägt und seine Position als kritischer Modernist, d. h. zwischen der klassischen Moderne und der sogenannten Postmoderne erklärt.

---

*Josef Leitgeb: Gesammelte Werke. Hg. v. Walter Methlagl u. Hans Prantl. Innsbruck: Tyrolia. Bd. 1: Das unversehrte Jahr. Chronik einer Kindheit. Hg. v. Manfred Moser u. Hans Prantl. 1997. 373 S. ISBN 3-7022-2105-0.*

*Bd. 2: Von Blumen, Bäumen und Musik. Hg. v. Walter Methlagl u. Manfred Moser. 1997. 185 S. ISBN 3-7022-2106-9.*

*Bd. 3: Gedichte. Hg. v. Sabine Hofer u. Sabine Frick. 1997. 387 S. ISBN 3-7022-2107-7.*

*Bd. 4 Kinderlegende. Hg. v. Sabine Hofer, Walter Methlagl u. Hans Prantl. 2000. 200 S. ISBN 3-7022-2311-8*

*Pro Band 14,90*

---

*Georg Trakl: Sämtliche Werke und Briefwechsel. Innsbrucker Ausgabe. Historisch-kritische Ausgabe mit Faksimiles der handschriftlichen Texte Trakls. Hg. v. Eberhard Saueremann u. Hermann Zwerschina. Frankfurt/Basel: Stroemfeld/Roter Stern.*

*Bd. II: Dichtungen Sommer 1912 bis Frühjahr 1913. 1995. 520 S. ISBN 3-87877-513-X.*

*Bd. III: Dichtungen Sommer 1913 bis Herbst 1913. 1998. 476 S. ISBN 3-87877-515-6.*

*Bd. IV/1 und IV/2: Dichtungen Winter 1913/1914 bis Herbst 1914. 2000.*

*365 u. 382 S. ISBN 3-87877-517-2. Pro Band 74,- , Subskription 64,-*

*Supplementbände im Schuber: Georg Trakl: Gedichte. Sebastian im Traum. Reprint. 1995.*

*65 u. 88 S. ISBN 3-87877-555-5. 50,40 .*

Grundlagen der textkritischen Arbeit sind die Faksimiles der überlieferten Handschriften sowie der vom Autor selbst veränderten Typoskripte. Die verschiedenen ‚Textstufen‘ ergeben sich aus Handschriften, Typoskripten und Druckfassungen. Es geht darum, jenen Prozeß deutlich zu machen, der Dichten bedeutet – den Vorgang, der Vorrang hat vor dem Ergebnis.

---

*Carl Dallago: Im Anfang war die Vollendung. Ausgewählte Schriften. Hg. v. Studierenden unter Leitung v. Walter Methlagl u. Judith Nesensohn. Innsbruck: Haymon 2000 (Brenner-Studien Bd. 16). ISBN 3-85218-325-1. 31,-*

Dieser Band versammelt Texte von Carl Dallago (1869 - 1949), die zwischen 1905 und 1947 entstanden sind: Gedichte, kulturkritische Essays, Aufsätze zur bildenden Kunst (namentlich zu Giovanni Segantini und Albin Egger-Lienz), eine Auswahl aus seiner Wiedergabe des Taoteking sowie Schriften gegen den Faschismus und den Nationalsozialismus.

Das Brenner-Archiv (der Name geht auf die Kulturzeitschrift *Der Brenner* zurück) ist ein Forschungsinstitut der Universität Innsbruck und zugleich das Tiroler Literaturarchiv.

Das Brenner-Archiv verwahrt rund um den Nachlass des Brenner-Herausgebers Ludwig von Ficker etwa 150 weitere Nachlässe, Teilnachlässe und Sammlungen, vor allem von Schriftstellerinnen und Schriftstellern, aber auch von Philosophen, Musikern und Künstlern.

Das Brenner-Archiv hat seit seinem Bestehen einen besonderen Schwerpunkt auf die Forschung gelegt. Es macht Materialien für die Forschung zugänglich, indem es

- Manuskripte und zuverlässige Transkriptionen zur Verfügung stellt,
- Editionen mit kulturwissenschaftlichen Kommentaren herausgibt (Ludwig von Ficker, Georg Trakl, Ludwig Wittgenstein, Ferdinand Ebner, Christine Lavant u.a.),
- Forschungsprojekte durchführt,
- Publikationen in Buchform und in elektronischer Form erstellt,
- ein Digitales Archiv errichtet, das Originalmanuskripte, -briefe und -fotos im Netz zugänglich macht,
- einmal im Jahr die *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* veröffentlicht und
- wissenschaftliche Kontakte mit zahlreichen Institutionen im In- und im Ausland pflegt.

Das Brenner-Archiv ist darüber hinaus ein Forum für Vorträge, Lesungen, Kontroversen, Symposien und andere Veranstaltungen. Diese werden vor allem vom Literaturhaus am Inn, das ins Forschungsinstitut eingebunden ist, und von einem Verein, der das Institut unterstützt, vom Brenner-Forum, organisiert.

<http://brenner-archiv.uibk.ac.at/>